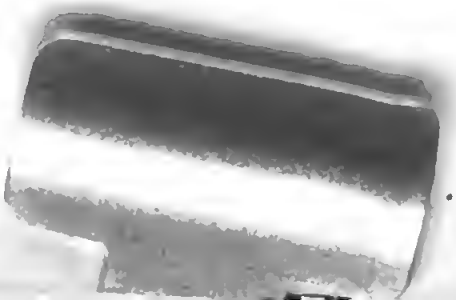
UC-NRLF
$B 297 577

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
GIFT OF
GEORGE MOREY RICHARDSON.
Received, August, 1898.
Accession No. 73023 *Class No.* .....



Ideale und Irrthümer.

Ideale und Irrthümer.

Jugend-Erinnerungen

von

D. Karl Haſe,

Profeſſor der Theologie an der Univerſität Jena, Geheimer Kirchenrath,
Comthur des G. Sächſ. Ordens vom weißen Falken,
Ritter des Erneſtiniſchen Hausordens und des K. Schwed. Ordens
vom Nordſtern.

Zweite Auflage.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1873.

BX4827
H34A2

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

73023

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Vorwort.

Die Darſtellung eines Menſchenlebens, ſo einfach es ſei und ſo Verſchiedenartiges ſie enthalte, kann immer nur ein kurzer Auszug des wirklich Durchlebten ſein. Ich habe verſucht, ein treues Bild meiner Jugend aufzuſtellen, indem übergangen iſt, was in unbedeutender Wiederholung dieſes Bild nur auseinanderzerren würde: was ich aber geſchrieben habe, iſt mit dem Vorſatze geſchrieben, ſo wahrhaft und offenherzig zu ſein wie die Bekenntniſſe Auguſtin's und Rouſſeau's, obwol es nicht gemeint iſt wie die Confeſſionen des afrikaniſchen Kirchenvaters als eine Beichte vor Gott, noch gleich denen des genfer Philoſophen als eine Beichte vor den Menſchen; jener weiß ohnedem alles und dieſe brauchen nicht alles zu wiſſen. Die Aufrichtigkeit iſt mir leicht geworden durch ein Tagebuch, das ich vom 9. Juni 1817 an, gerade da, wo es etwas lebendiger wurde in meinem Leben, geführt habe, anfangs, wie das geht, hitzig und weitſchweifig, bald gemeſſener, nur einzelne Tage oder

Zuſtände feſthaltend und Zeitabſchnitte überblickend. Es war gleich begonnen in der Abſicht, als eine Ohrenbeichte vor mir ſelbſt mich kennen zu lernen, ſowie durch Feſtſtellung der vorübergehenden Anſchauung und Empfindung mich ſelber in meinem ganzen Daſein zu beſitzen. Aus dieſem geheimen Quellenbuche meiner ſelbſt hatte ich meiſt zu ſchöpfen.

Ich habe mich beſchränkt auf meine Jugend, die zwar ohne irgendein außerordentliches Erlebniß, doch das zweite und dritte Jahrzehnt unſers Jahrhunderts eigenthümlich abſpiegelt; die Jugend im weiteſten claſſiſchen Sinne bis ins dreißigſte Lebensjahr. Was jenſeit deſſelben liegt, hat vielleicht für ein beſtimmtes Gebiet des geiſtigen Lebens eher eine geſchichtliche Bedeutung, iſt aber in ſeinem äußern Verlaufe doch nur das Stilleben eines deutſchen Profeſſors. Ich bin jung geweſen, es verſteht ſich von ſelbſt, daß eine rechte Jugend ganz anders ausſieht als das Angeſicht des bejahrten Mannes, und ich kann mir recht wohl denken, daß dieſe Bekenntniſſe für die „Evangeliſche Kirchenzeitung“ oder andere Blätter der Art zu einem erbaulichen Artikel dienen werden. Was haben ſie doch ſich erquickt an Schleiermacher's Liebe zu Eleonoren! Wunderliche Leute. Als große und grobe Sünder bekennen ſie ſich alle unbedenklich, das gehört zu ihrer Rechtgläubigkeit: wenn aber wenigſtens von einem, der nicht ihre Farbe trägt, etwas Menſchliches an den Tag kommt, erheben ſie ſelbſtzufrieden die Steine gegen ſein Andenken. Allein ob jemand wie

der heilige Auguſtinus in ſeinem großartigen Erbauungsbuche ſeiner Jugendſünden gedenkt mit vielfach ausgeſprochenen Reuethränen, oder nur einfach erzählt, was und wie es geſchah, das iſt Sache des Geſchmacks und des Stils, des Einzelnen wie ganzer Zeitalter.

Ich kann nicht ſagen, daß ich durch Wünſche der Freunde und Angehörigen veranlaßt wäre, dieſes Buch der Erinnerung zu ſchreiben, ſondern wie auf einſamer Wanderung aus der träumeriſchen Neigung, lange Vergangenes noch einmal zu durchleben, ſich faſt von ſelbſt ein anſchauliches Bild geſtaltete, kam dem, der ſo manches Menſchenleben geſchichtlich dargeſtellt hat, eben die Luſt, auch ein Stück des eigenen Lebens, das bald vergangen ſein wird, der Welt preiszugeben. So ward es im Frühling 1863 niedergeſchrieben, dann aber liegen gelaſſen in der Scheu vor der Veröffentlichung nicht ſowol des eigenen Lebens, als wiefern einige noch lebende Jugendgenoſſen dadurch überraſcht, ja in ihrer Lebensſtille gekränkt werden könnten. Aber mehr als vierzig Jahre, die zwiſchen heut und der Grenze meiner Erzählung liegen, laſſen auch das Eigene faſt wie ein Fremdes erſcheinen, während doch unmittelbar nach den Opfern und Sorgen des Kriegs die Erinnerungen meiner Jugend mir zu neuer Durchſicht traulich nahe traten in einer Zeit, die den liebſten Jugendtraum, die Einigung und Erſtarkung unſers Volks, der Erfüllung nahe gebracht hat; wenn es auch nicht die Art der Idee iſt, ſich vollſtändig in der Wirklichkeit darzuſtellen, oder gar nach unſerm

individuellen Dafürhalten. In dem Friedensreiche, das ſich der Macht und Gemeſſenheit der deutſchen Nation verheißt, darf neben ihren ſtrengen Arbeiten und großen Erinnerungen wol auch die Entwickelungsgeſchichte eines Zeitgenoſſen in ihren kleinen Einzelheiten unter denen, auf welche irgendeine Einwirkung meines ſpätern Lebens ſtattgefunden hat, eine theilnehmende Betrachtung erwarten.

Jena, am erſten Advent 1871.

Zur zweiten Auflage.

Als die befreundete Verlagshandlung mir das Bedürfniß einer neuen Auflage anzeigte, hätte ich nach meiner sonstigen Gewohnheit gern etwas daran gebessert: an einem vergangenen Leben läßt sich leider nichts bessern; indeß die Art der Mittheilung gehört noch der Gegenwart an, und so habe ich einiges, das mir in der Erinnerung hervortrat oder hervorgerufen wurde, nachgetragen, anderes, das wol mehr mir selbst interessant war, als daß es zu einer klaren Anschauung dieses Lebens gehörte, gestrichen, und das hätte vielleicht noch unbarmherziger geschehen sollen, schon um das Buch nicht über die Gebühr seines Gegenstandes anschwellen zu lassen.

Der öffentlichen wohlwollenden Aufnahme dieses Buchs in politischen und kirchlichen Zeitschriften als des Bildes „einer deutschen Jugend", wie die „National-Zeitung" (1872, Nr. 196) es bezeichnete, kann ich nur herzlich danken, und muß sogar bekennen, daß der theologische Groll, dem

ich entgegensah, sich meines Wissens bisher nicht hat vernehmen lassen.

Die „Allgemeine Zeitung“ (1872, Beil. Nr. 19) hat in eingehender Betrachtung bemerkt: „Nicht für Fachgelehrte ist es geschrieben, sondern für jeden, dem das Auf- und Niedersteigen eines Nachens, den eine kräftige Jugendhand führt, Theilnahme abgewinnt .... Die nur den Gelehrten, nicht den Menschen im Auge haben, werden vergebens spüren nach Schilderungen jener heißen religiösen Kämpfe, die manches jugendlich strebende Herz eines Theologen durchwogten, oder der ringenden mächtigen Gedanken, nach der Schilderung jener Wehen voll tiefen ethischen Pathos, aus denen die reife wissenschaftliche Idee in dem individuellen Geistesleben ans Licht geboren wird. Diese Saite anzuschlagen scheint nicht der Zweck des Autors gewesen zu sein.“ Aber in meiner Aufrichtigkeit hatte ich gar kein Recht diese Saite anzuschlagen. Gewiß vornehmlich die Geschichte der Kirche berichtet von erlauchten Menschen, die erst nach heißen innern Schlachten durch einen Bruch mit ihrer Vergangenheit zu ihrer Bestimmung gelangt sind. Allein man muß nicht eben ein Saulus gewesen sein um ein Paulus zu werden. Unter jenen hohen Vorbildern steht auch Johannes, wie wir gewöhnlich ihn denken, der in schuldloser Jugend die hohe Liebe gefaßt hat, die den Grundton seines Lebens bildet. So finden sich auch in bescheidenen Lebenskreisen Naturen, die gleich so angelegt sind, daß sie, eine mächtige

Zeitſtrömung der Zukunft ſchon in ſich tragend, wenn auch in Zeiten großer Geiſteskämpfe davon nicht unberührt, doch im innern Frieden ſich gleichmäßig zu ihrer Beſtimmung entwickeln. Ich meine allerdings die Grundlagen meiner theologiſchen Bildung nur ohne gelehrten Prunk in dieſem Buche dargelegt zu haben. Von kirchenhiſtoriſchen Studien iſt darin freilich nicht die Rede, allein die habe ich als ſolche zu dieſer Zeit noch nicht getrieben.

Nicht minder herzlichen Dank ſei hier vergönnt auszuſprechen für zahlreiche durch dieſe Schrift veranlaßte Briefe, denen perſönlich zu danken, auch wo es möglich war, die Zeit nicht immer ausreichte, Briefe von einſtmaligen treuen Zuhörern, von alten und neuen Freunden, einige auch und nicht weniger wohlgeſinnt namenlos. Hierdurch hatte ich manche kleine Berichtigung meines Gedächtniſſes in den neuen Druck einzutragen, während anderes doch meine volle Theilnahme anſprach für die Geſchicke der einſt meiner Jugend Naheſtehenden.

Manche freundliche Theilnahme iſt mir ausgeſprochen worden über ein hartes, bedrängtes junges Leben. Doch Armuth iſt kein Unglück für eine rüſtige, hoffnungsreiche Jugend und weniger eine Gefahr als Reichthum. Schwierigkeiten und Schmerzen gehen durch jedes Erdenleben und gehören zu ſeiner kräftigen Entwickelung. Aber ich habe vielmehr das Bewußtſein, Gott für eine ſehr glückliche Jugend zu danken, und war nicht gemeint, daß ihre Darſtellung den Eindruck des Trüben und Gedrückten machen

würde, zumal bei dem freigewählten Abſchluſſe zu einer Zeit, als dieſes Leben der Erfüllung liebſter Wünſche mit ſicherm Schritt entgegenging; dagegen ein ganzes Menſchenleben, ſo groß und glücklich es ſei, in ſeiner Beſchreibung doch nur ſchließen kann, etwa durch Freundeshand hinzugefügt, insgemein mit irdiſch ſchweren Tagen, ſicher mit einem Grabe.

Jena, am erſten Advent 1872.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Zur zweiten Auflage IX

Erſtes Kapitel. Die Kindheit 1

Zweites Kapitel. Schüler-Leben 10

Drittes Kapitel. Der leipziger Student 42

Viertes Kapitel. Erlangen 105

Fünftes Kapitel. Der Candidat 175

Sechstes Kapitel. Schwaben 197

Siebentes Kapitel. Der ſächſiſche junge Gelehrte 278

Achtes Kapitel. Wanderſchaft und Heimkehr 346

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Erſtes Kapitel.

Die Kindheit.

Auguſt 1800 bis April 1813.

Mein Vater war Pfarrer in Steinbach, einem Dorf am Abhange des ſächſiſchen Erzgebirges an der altenburgiſchen Grenze. Auch ſein Vater war hier Pfarrer geweſen und er lange deſſen Subſtitut. Ich hatte drei Tanten, Schweſtern meines Vaters, die eine jung verwitwet, wir nannten ſie die Tante Magiſtern, die beiden andern, unvermählt, Tante Fritzchen und Tante Hannchen, ich habe ſie nur hochbejahrt gekannt, alle drei haben die achtziger Jahre erreicht, ſie hatten mich ſehr lieb und ich frug ſie gern nach den alten Zeiten unſerer Familie. Sie waren der Meinung, daß wir von lauter Pfarrern abſtammten, der erſte, von dem ſie wußten, Zacharias Haſe, Hofprediger in Wildenfels zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Erſt in Jena bin ich durch das Actenſtück einer Stipendienſtiftung weiter hinaufgekommen zu einem Stammvater Immanuel Haſe, geboren 1570 zu Auma, geſtorben 1621 als Dia-

konus zu Jena*); und so fand ich mich, unerwartet hier heimisch geworden, vielleicht der ältesten jenaischen Familie angehörig. Diese hat sich in thüringer und sächsischen Landen verbreitet, lauter Männer eines ehrbaren Mittelstandes, Beamte, die meisten doch Geistliche. Auch meine Mutter, Wilhelmine Dominicus, war eine Pfarrerstochter aus dem altenburgischen Dorfe Windischleuba, die wohlhäbige Pfarrei Patronat der Familie Lindenau, mit dem nachmaligen Astronom und Minister ist die Mutter aufgewachsen.

Meine Erscheinung am 25. August 1800, nach fünf Mädchen der erste Sohn, war eine besondere Freude. Bei der Taufe des kleinen Karl August ließ der Vater, doch bedenklich, wie alle diese Kinder zu ernähren, den Vers singen:

Was unser Gott erschaffen hat,
Das will er auch erhalten,
Darüber will er früh und spat
Mit seiner Gnade walten.
In seinem ganzen Königreich
Ist alles recht und alles gleich, —
Gebt unserm Gott die Ehre!

Es ist mir ein Lieblingslied geworden, ich habe es bei der Trauung meiner beiden Töchter singen lassen, auch darauf gehalten, daß die Feier des jenaischen Universitäts-

*) Seine Frau eine Schneidewin, deren Vater als fürstlicher Rath und Vicekanzler in Weimar die Anfänge der Universität Jena geleitet hat.

jubiläums mit dieſem Liede: „Sei Lob und Ehr' dem höchſten Gott!" die drei erſten Verſe, anhob.

Tante Fritzchen, die mir das von dem Liede erzählt hat, erinnerte ſich noch eines Geſchichtchens aus den Tagen der anhebenden Sprachengabe des Kindes. Es waren Gäſte da, Regine, das Kindermädchen, brachte mich auf den Armen zur Vorſtellung, ich hatte ein kattunenes Kleidchen an, dem vorn ein neues Stück eingeſetzt war. Auf das wies ich vergnügt und rief: „Ich habe einen ganz neuen ſchönen Bauch!" So die erſte, nicht vorbedeutende Regung des Selbſtgefühls.

Ich ſelbſt habe nur dieſe eigene erſte dunkle Erinnerung, ich war 2½ Jahre alt, als ſie mich hineintrugen in eine Stube voll Lichter und ſchwarzer Männer um einen Sarg, darin lag mein Vater.

Er iſt nach hartem Magenleiden ſchon im 52. Jahre, 1803, geſtorben. Ein Grabſtein, durch ſeine Freunde geſetzt, trägt die Inſchrift: „Sie haben einen guten Mann begraben, uns war er mehr." Ich habe von ihm nur gehört, daß ſeine Gemeinde noch lange ſein Andenken in Ehren hielt, daß er ein tüchtiger Landwirth war, auch eine heitere geſellige Weiſe hatte. Das Pfarrhaus liegt mit Kirche und Gottesacker allein auf einem Hügel, an deſſen Fuß ein Bach und Weiher, jenſeit deſſelben das Dorf. Im Pfarrgarten, der noch etwas aufſteigt und an ein Tannenwäldchen grenzt, ſteht eine jetzt weithin ſchattende Linde, und im Dorfe geht die Sage, mein Großvater habe das Reis bei ſeinem Anzuge aus Thüringen mitgebracht. Die Freunde des Hauſes hatten mit der Zeit jedes eine Blechtafel mit

Namen und Spruch an den Stamm angeſchlagen, daß er anzuſehen war wie ein geharniſchter Mann. Unter vergilbten Papieren fand ich den Vers „an die Steinbacher Linde“:

Linde, ſo freundlich und hehr wie der Pflanzer, der einſt dich erzogen,
Und wie dein Pfleger, der dich traulichem Scherze geweiht,
Und wie die vielfache Runde der Freundſchaft, die hier ſich gekettet,
Freundliche Linde, leb' wohl! Biete uns nicht deinen Schirm!
Ach dort das Grab hat die Freuden geendigt, die Runde gelöſet.
Schirme nun den, der hinfort ehrend das Alter dich hegt.

Des Vaters tiefere Eigenthümlichkeit iſt mir unbekannt geblieben, nur in einigen geretteten Briefen erkenne ich eine heitere Theilnahme in allem Menſchlichen und eine volksthümliche Beredſamkeit mit Anklängen an Klopſtock wie an Leſſing. Schon vor Pfingſten 1779 hat er den „Nathan“ geleſen, „den Leſſing mit Mendelsſohn zuſammen gemacht haben ſoll“, und findet „nichts ſo gar Halsbrechendes darin, ausgenommen die Stelle: ſo ſeid ihr alle drei betrogen oder Betrüger“, wie es wol im erſten Drucke ſtand. Bei ſeinem Amtsnachbar, Paſtor Volmar in Wolkenburg, hat er ſich die Leichenpredigt beſtellt und geſagt: „Sorgen Sie für meine Frau! — und meine Kinder? — die Welt iſt groß und Gott iſt überall.“

Die Mutter hat die Verlaſſenſchaft angenommen, indem ſie mit unſerm Vormunde, dieſem Paſtor Volmar im Einvernehmen, für jedes Kind 50 Thaler ausſetzte; das alſo war unſer väterliches Erbe. Sie zog in das nahe Fabrikſtädtchen Penig an der Mulde, und mochte da mit einem beſcheidenen Erbtheile aus ihrem Vaterhauſe bei ihrer

Wirthſchaftlichkeit dürftig auskommen. Doch war's ihr zu ſchwer, alle Kinder heranzuziehen, der Vater hatte noch die Freude eines zweiten Sohnes erlebt, der Tod eines Landpfarrers löſt insgemein das ganze Familienleben, ein Freund des Vaters, D. Dienemann, deſſen Frau meine Pathe war, nahm mich zu ſich. Er war Generalaccisinſpector und ein angeſehener Advocat, insbeſondere Rechtsbeiſtand der an der Mulde angeſeſſenen Grafen Schönburg. Die älteſte Tochter war bereits an den Freund und Geſchäftsführer des Grafen Wilhelm vermählt, vier waren noch zu Hauſe, jede hat ſich zu eigenthümlicher Anmuth und Güte entwickelt, am nächſten ſtand mir die jüngſte, Charlotte, doch auch ſie drei Jahre älter als ich. In dieſem Hauſe, wo ſelbſt der Geburtstag unſers Hundes Mercur in der Faſtenzeit gefeiert und ihm auf einem gedeckten Tiſchchen ein Gericht Brezeln, die er liebte, vorgeſetzt wurde, habe ich in ſo ſchöner Genoſſenſchaft eine unverkümmerte Kindheit erlebt, wenn auch mitunter im Gefühl des angenommenen Kindes, dazu von Mutter und Geſchwiſtern etwas unfreundlich abgeſchloſſen.

Mein Pflegevater hatte für ſeinen Sohn eine Buchhandlung in Penig gegründet, hier Verlagshandlung, die 1805 als eine Anſtalt für Literatur, Kunſt und muſikaliſche Inſtrumente unter glücklichen Ausſichten nach Petersburg übertragen wurde. Dort war zu Anfang des Winters 1806, wo die großen Familien zur Stadt kommen, ein reiches Lager aufgeſtellt. Da ſind aus Leipzig einige Exemplare von Bülow's Feldzug von 1805 an die petersburger Handlung geſandt worden. Bevor ſie ankamen, war dieſes

Buch in Rußland verboten. Ferdinand Dienemann, der Buchhändler, machte deshalb die gesetzliche Anzeige, die Exemplare wurden bei ihrer Ankunft aus dem Ballen herausgenommen und der Behörde auf der Zollstätte übergeben. Dennoch ward er nach einigen Wochen am 20. November nachmittags 4 Uhr, zum Polizeiminister beschieden und ihm wegen Einbringung jenes Buches der sofortige Transport zur Grenze angekündigt. Jede Widerrede und Erklärung war abgeschnitten. Ein Offizier der Polizei brachte ihn bis zur finnisch-schwedischen Grenze. Hier überfiel ihn ein Nervenfieber. Das Geschäft, in der Hand eines jungen Gehülfen, gerieth ins Stocken, wurde bald nachher durch die Polizei geschlossen, und nach Jahren blieb nichts übrig, als die Vorräthe zu Gunsten der Gläubiger unter den ungünstigsten Verhältnissen loszuschlagen.*) Der Vater verlor hierdurch sein ganzes Vermögen und mehr als das, er wurde durch eine große leipziger Buch- und Musikalienhandlung mit Wechselarrest belegt. Als der Bevollmächtigte derselben in unser Haus eintrat, saß da ein armer, um Gottes willen ernährter Junge, der nicht davon träumte, daß diese damals unter uns mit Schrecken genannte Firma einst in naher Befreundung einen guten Theil seiner Schriften drucken werde.

Ich weiß nicht genau, wie jener Nothstand geschlichtet wurde, denn mein Pflegevater ist immer im Amt und in voller Thätigkeit geblieben. Aber es lag drückend auf dem

---

*) Nach einer Denkschrift „im October 1808 von D. Karl Dienemann in Druck gegeben".

Hauſe, und wol infolge davon, auch zu beſſerm Unterrichte, ward ich im 10. Jahre nach Altenburg gebracht zu dem ältern Bruder meines Vaters. Er war Hofadvocat mit ſtattlichen Gerichtshaltereien, von einer verſtorbenen Frau her wohlhabend, doch wie durch irgendjemandes Schuld ihm ein bedeutendes Kapital verloren gegangen war, deſſen oft klagend gedacht wurde, überkam mich zugleich mit dem, was ich in Penig von ſchweren Verluſten gehört hatte, das Gefühl eines allgemeinen Verfalls der irdiſchen Dinge.

Ich mußte dem Onkel nach dem Abendeſſen vorleſen, wol meinethalb waren es geographiſche Werke, an denen ich wenig Gefallen fand; er ſchlief oft darüber ein, ich mitunter auch. Er hatte die echte Haſiſche Gutmüthigkeit, wie wir es nannten, war aber ſchon alt und unter den Brüdern am wenigſten begabt. Seine Tochter, welche die Wirthſchaft führte, wie die Tante Fritzchen genannt, hatte tief im Grunde auch etwas von dieſer Gutherzigkeit, aber unter rauher, harter Aeußerung, unter der ich viel leiden mußte. Am Tage vor dem Heiligen Abend, wo mir zum nächſten Morgen die Feiertagsreiſe nach Penig verheißen war, wollte das Schelten gar kein Ende nehmen über alles, was an mir zerriſſen oder beglitſen war. Als ich abends aus der Schule kam, lag das vor allem ſchön und neu unter dem Chriſtbaum.

Zur Kirchweih fuhren wir jedes Jahr auf zwei Tage nach Reinsdorf zu dem Onkel, dem älteſten Bruder, einem muntern würdigen Pfarrer, der damals mit ſeinen drei Schweſtern, den Tanten, lebte, denen zu Liebe er wol un-

verheirathet geblieben war.*) Zum altenburgiſchen Jahrmarkte kamen ſie zu uns, ich ging dem Wagen zu beſtimmter Stunde entgegen, und das war ein großes Feſt.

In dieſer Zeit habe ich auch, was meiner Natur ſo fern zu liegen ſcheint, etwas erlebt wie eine Ekſtaſe. Ich ſaß eines Morgens allein in des Onkels Arbeitſtube im zweiten Stock. Es iſt möglich, daß ich, über den lateiniſchen Vocabeln, die ich zu lernen hatte, eingeſchlafen war. Plötzlich fuhr ich auf, ſehe die Stube in Flammen zugleich mit dem Gefühl einer Schuld daran, eile die Treppe hinunter laut rufend: oben brennt es! ſtürze in den Hof, wo ein fließender Brunnen war, ergreife zwei Eimer und ſchleppe ſie, ſchwer wie ſie waren über meine Kräfte, die Treppe hinan. Oben war ſchon das ganze Hausperſonal verſammelt und rief mir entgegen: wo es denn brenne? Ich merkte nun, daß es nichts ſei; man meinte, ich bekäme ein hitziges Fieber und ſteckte mich ins Bett, doch ging es ſpurlos vorüber.

In dem ſogenannten Inſtitut eines D. Winkler war der Unterricht wol untadelig, doch kam ich nach der erſten Freude daran in den Ruf der Unaufmerkſamkeit und Ausgelaſſenheit. Man konnte die Rügen deshalb, aus denen ſich die Wochencenſur ergab, durch freiwillige deutſche Ausarbeitungen neutraliſiren. Ich habe das oft gethan und dadurch früh einige Gewandtheit des ſchriftlichen Ausdrucks

---

*) Von ihm: „Die Schriften des Neuen Teſtaments paraphraſtiſch erklärt mit erbaulichen Anwendungen“ (3 Bde., Altenburg 1786—90). Auch einige Bände Predigten.

erlangt. Aber am Sonnabend waren doch meiſt die böſen Rügen in der Majorität, und ich brachte eine üble Cenſur mit nach Hauſe, durch deren Beſtändigkeit ich auch vor dem guten Onkel in das Gerücht eines Nichtsnutzes kam. Als im November 1812 der Onkel geſtorben war und das Hausweſen ſich auflöſte, ſagte Couſine Fritzchen: „Siehſt du, nun iſt der Vater todt! Hätteſt du etwas gelernt, ſo wärſt du was; ſo iſt nichts aus dir geworden.“

Zweites Kapitel.

Schüler-Leben.

April 1813 bis September 1818.

Die Mutter, wieder verheirathet mit dem Arzt und Besitzer der Apotheke in Penig, D. Agner, hatte den Muth, mich in Altenburg zu lassen, nach Ostern kam ich auf das Gymnasium, und in beiden nachfolgenden Jahren durch die beiden untern Klassen bei voller häuslicher Freiheit. Ich wohnte, wie das eine unverfängliche Sitte für Nichteinheimische war, bei einer bürgerlichen Familie, wo ich ein Dachkämmerchen hatte und in der Familienstube einen Tisch und Stuhl. Dafür wurden jährlich 8 Thaler gezahlt. So habe ich bei einem Gensdarm, dann bei einem Klavierlehrer gewohnt, in der kleinen Stube kochte seine alte Mutter und er gab da Unterricht; dann zu zweien bei einem Fleischer, in derselben Stube wurde Wurst gehackt und wir hatten schöne Markknochen frei uns Bouillon zu kochen. Nur zu Michaelis 1813 hatten wir, drei Schüler, den kühnen Gedanken gefaßt, uns im Häuschen eines

Schusters auf eigene Hand eine Stube zu miethen und eine Dachkammer für unsere Betten. Da kam die Zeit vor der Schlacht bei Leipzig, die Stadt war von Russen erfüllt, auch wir erhielten eine Quartieranzeige auf zwei Soldaten, deren Ernährung uns so unmöglich erschien, daß wir jeder in seine Heimat davonliefen; als wir wiederkamen, waren auch die Soldaten, wol verzweifelt an solchem Quartier, abgezogen. Unser Hauswesen löste sich bald, da der eine Genosse in seiner Heimat starb. Auch ich, sonst von so überflüssiger Gesundheit, wurde um diese Zeit matt an Leib und Seele, doch ging ich zur Schule und zu Tisch, bis endlich ein Vetter, bei dem ich zu Mittag aß, sagte: „Wie siehst du aus! sogleich gehe zu unserm Arzte!“ Der sprach: „Sie haben ja das Nervenfieber gehabt! doch ist es vorüber.“ Es ging damals nach der Schlacht mörderisch herum. Bald fielen mir auch die Haare aus und es kam der frische Appetit der Genesung, den zu befriedigen mir einige Noth machte.

Doch war durch Mittagstische, die bei befreundeten, zum Theil auch verwandten Familien die Woche reihum erbeten waren, für den jungen Magen insgemein hinreichend gesorgt, bei der Gelegenheit auch für einen mit den Jahren immer angenehmern Verkehr. Für die Abende diente ein Brot und ein Wecken Butter, auch schickte die Mutter mit dem Wäschkasten wol ein Stück Wurst und Aehnliches. Im Sommer gingen wir aufs Land und bekamen bei den altenburgischen Bauern für wenig Geld eine Milch eingebrockt, wobei dann auch gastfreundliche Beziehungen sich bildeten.

Schon als Kind war ich durch meinen Pflegevater in das Schloß des Grafen Wilhelm von Schönburg gekommen, der als Grundherr von Penig und umliegender Ortschaften uns als eine Art Landesherr galt. Dieses Verhältniß hatte sich bei Ferienbesuchen noch freundlicher gestellt, als der einzige Sohn, Erbgraf Alban wie man ihn nannte, einige Jahre jünger als ich, heranwuchs und wir gute Spielkameraden wurden mit Zuziehung seiner noch jüngern lieblichen Schwester Roma. Als wir den regierenden Grafen verloren, stand ich im 15. Jahre, und war bei seiner Bestattung mit meinem Pflegevater als Gast im Schloß zu Wechselburg. Am nächsten Tage wurde mir gesagt, daß die Gräfin im Sinne ihres Gemahls befohlen habe, für die Zeit meiner Studien mir jährlich 50 Thaler auszuzahlen, und ich durfte ihr dafür danken. Hiermit war für die einfachen altenburger Zustände bestens gesorgt, und um so erwünschter, da die Mutter wieder als Witwe lebte, mein Stiefvater war in der Verwaltung eines großen preußischen Spitals dem Lazarethfieber erlegen. Ich habe auch einige Jahre im Privatinstitut eines unserer Professoren Unterricht ertheilt, Lateinisch und Griechisch; der Lohn war bescheiden, für die Stunde 18 Pfennige, für bloße Aufsichtsstunden nur 6.

Das Gymnasium war vortrefflich bestellt. Der Director, Kirchenrath Matthiä, der Herausgeber des Euripides, ein kleiner dicker Mann im grauen Fracke, ging sehr menschlich mit uns um, und sah gar nicht bös aus, wenn wir etwa in seiner griechischen Grammatik ein Versehen aufgespürt hatten. „Da hab' ich wieder einmal eine Pfeife

Taback geraucht", pflegte er dann etwa zu ſagen. Wenn aber ſeine Unterlippe anfing zu zittern, dann ſtanden auch wir ein wenig zitternd und ließen jedes Ungewitter ſchweigend über uns ergehen. Ramshorn, der Verfaſſer der lateiniſchen Grammatik, behandelte die Schüler pedantiſch. Wer nicht ganz ſicher präparirt kam, vernahm ſein nergelndes cur illotis manibus advenisti? aber wir reſpectirten ſein gründliches Wiſſen. Meſſerſchmidt war ein poetiſcher Menſch, und es war eine Luſt, unter ihm den Homer zu überſetzen. Wir vollbrachten in ſeinen Stunden viel Unſinn, weil er ganz kurzſichtig war, hatten ihn aber beſonders lieb. Mir hat er die Redensarten meiner damals beliebten poetiſchen Proſa unbarmherzig ausgerupft, was aber etwa wahrhaft von Poeſie in mir war, anregend gepflegt.

Die Ferien wurden in Penig oder in Glauchau zugebracht. Dort ging ich zwar immer noch mit Sohnesrecht im Hauſe meiner Pflegeältern aus und ein, wohnte jedoch bei der Mutter, und jetzt erſt knüpften ſich die bewußten Bande mit ihr und den Schweſtern, die meiner Kindheit gefehlt hatten. In Glauchau war ich der Gaſt und man ſagte der Verzug meiner zweitälteſten Pflegeſchweſter Julie, die dort mit dem Sohn eines anſehnlichen Fabrikherrn verheirathet war. Er ein ſchwacher, doch über die maßen gutherziger Menſch, und von ihm iſt wol die Hülfe ausgegangen für die ſchlimmſten Folgen der ruſſiſchen Bedrängniſſe des Vaters. Das ſtattliche Haus lag am Rande der Anhöhe über der Mulde, und der Garten zog ſich den Berg hinunter bis zum Fluß. Auch gab es da ein ſanftes

Reitpferd, auf dem ich mich herumtummeln durfte. Mein liebſter Ausgang war in das Pfarrhaus. Superintendent Thamerus iſt mir auch ſpäter als das Vorbild eines proteſtantiſchen Geiſtlichen erſchienen, mit reicher allgemeiner Bildung, hausväterlich und geſellig, hat er ein mildes Chriſtenthum gepredigt, das einem zu Herzen ging.*) Von ſeinen drei Töchtern war auch die jüngſte, ein reizendes blondes Mädchen, zwei Jahre älter als ich, und wenn ich in Gefahr kam, etwas zärtlich für ſie auszuſehen, lachte ſie mich nur aus, und wir waren wieder gute Kameraden. Sie haben mich alle drei mitunter ein wenig tyranniſirt. Ich ſollte einmal ein Hochzeitscarmen machen für ihre Freundin, dazu ich weder Luſt noch Stimmung hatte. Da locken ſie mich in ihr Oberſtübchen, ſchließen hinter mir zu, und erklären feierlich durchs Schlüſſelloch, Papier und Feder liege auf dem Tiſche, ich aber würde nicht wieder herauskommen, bis das Gedicht fertig ſei. Was war zu thun? Nachdem ich in der bisher mir verſchloſſenen zierlichen Mädchenſtube mich umgeſehen und auch dieſe Zerſtreuung überwunden hatte, mußte die Stimmung ſchon kommen. Ich beſitze noch von allen drei Schweſtern die Brautkränze, welche ich beim Hochzeitmahl ihnen feierlich abzunehmen das Recht erhielt, als in den nächſtfolgenden Jahren eine nach der andern dem würdigen Gatten folgte. Bei dem Polterabende der einen bin ich mit einer andern jungen Schönheit, ich als Troubadour, doch lächerlich aus-

*) So habe ich ſeiner dankbar gedacht in den „Proſelyten“ (2. Ausg., Leipzig 1830), S. 164.

ſtaffirt, ſie als Dulcinea, in den Tanzſaal auf Eſeln geritten, die ziemlich ſtörriſch vor dem ungewohnten Glanze durch unſern „Famulus“ geführt wurden, der die Geige ſpielte zu einem Schelmenliede meiner Fabrik, das wir auf das Brautpaar abſangen.

In Glauchau bei ihrer Schweſter war auch zuweilen Charlotte, ſie des Vaters Liebling, und da der zuweilen, nach unſerm Dafürhalten, kleine Paradoxien vorbrachte, ſagten wir ihr nach: „Wenn der Vater ſpricht: das Waſſer läuft den Berg hinauf, ſagſt du, es iſt ſchon oben!“ Mein Liebling war ſie auch, geiſtvoll, ſchön und lebendig wie ſie war. Während der Oſterferien 1816 fiel ſie, bei ſcheinbar blühender Geſundheit, in ſeltſame Erkrankung, wol ſomnambule Zuſtände. Es brach aus nach einem frohen geſelligen Abende im Hauſe der Schweſter. Wir waren dann beide, wie wir pflegten, leſend oder plaudernd um Mitternacht allein noch auf, als ſie ſich einbildete ſie ſei Klärchen, Egmont todt, und wenn die Lampe verlöſche, die ſie hielt, werde auch ihr Leben verlöſchen. Das wechſelte mit wilden Phantaſien und mit der Luſt, ſich zum Fenſter hinauszuwerfen; ich mußte ſie gewaltſam halten mit all meiner Kraft. So ging die Nacht großentheils hin und eine Reihe von Nächten. Sie hatte bei Tage keine klare Erinnerung davon. Da ich zufällig ihr Wächter geweſen war und ſie mich um ſich leiden mochte, ließ man's weiter geſchehen, wol auch um den Dienſtleuten des Hauſes dieſe Zuſtände nicht kund werden zu laſſen. So habe ich, wenn die Schweſter, die ſich ſchonen ſollte, ſchlafen ging, auf Stühlen vor dem Bette der Phantaſierenden gelegen

wie ein Kettenhund, über den sie doch manchmal listig wegzuschreiten suchte. Ich selber in sehr gemischten Gefühlen. Es war tiefes Mitleid, auch mitunter Schauder vor dem Geisterhaften dieser Krankheit, doch hatte ich bereits so viel ästhetischen Sinn, um die schauerliche Schönheit ihrer Erscheinung zu fühlen; vor allem war's treue Brüderliebe. Die Krankheit ist vollkommen vorübergegangen.

Als ich auf das Gymnasium kam, ziemlich schwach im Griechischen, wurde mir ein älterer Schüler derselben Klasse, Ferdinand Herbst, zugewiesen, mir fortzuhelfen. Er hat mich redlich deeliniren und conjugiren lassen, darüber sind wir gute Freunde geworden. Doch ist das langsam aufgewachsen. Er war der dritte der Stubengenossen, die vor der Einquartierung zur Zeit der leipziger Schlacht davonliefen. Dann hat er mit Niedner, dem nachmaligen Kirchenhistoriker, zusammengewohnt. Ich war einmal dabei, als beide über den Platz irgendeines Geräthes von Herbst in Streit geriethen, nach mancherlei misliebiger Placirung desselben warf es Niedner zum Fenster hinaus, hierauf Herbst ein Eigenthumsstück von Niedner, und so fort in friedlicher Gegenseitigkeit flog alles hinaus, was nicht niet- und nagelfest war, zuletzt half ich lachend mit in vollkommener Neutralität. Der Schade war nicht groß; sie wohnten in einem Gärtnerhäuschen vor dem Johannisthor. Einige junge Brut am Gartengeländer begrüßte jubelnd jedes herausfliegende Stück, und als die Stube leer war, mußten wir doch vereint ans Wiederhinaufschaffen gehen.

Wir waren bereits Primaner, als Herbst darauf ver-

fiel, in das Haus unſers Kirchenrath Matthiä zu ziehen, wo er ein eigenes Zimmer erhielt. Ich ließ mir zureden ihm nachzufolgen. Da in der vordern großen Stube, in der zwei Penſionäre des Directors wohnten, Victor von der Planitz und Facius, beide aus dem Erzgebirge, ſich noch Raum für mich fand, wurde ich aufgenommen faſt nach meinem gewohnten Miethpreiſe; und wir meinten unſere Freiheit nicht zu verrathen, indem wir uns freiwillig ſo unmittelbar unter die Augen des Directors ſetzten.

Zu mir und Herbſt hatte ſich ein dritter geſellt, Robert Müller. Wir waren doch ſehr verſchiedener Art. Herbſt hochgewachſen mit bleicher Geſichtsfarbe und ſemmelblondem ſchlichten Haar, bei blöden Augen ſtets mit einer Brille bewaffnet, daher Brillenſchlange genannt, noch feſter haftete an ihm der Name unbekannten Urſprunges Buſchlöwe. Auch Vater Herbſt ward er genannt, und man fügte hinzu nach einem bekannten Schulbuche: „Vater Herbſt macht einem Spaß! und Vater Herbſt macht noch einen Spaß!“ Er war von ernſtem, ſinnigem Weſen, doch was ich oder Robert angab, machte zuletzt er auch mit, und hatte gelegentlich noch den Spott dazu. Robert war damals noch klein, gleichfalls blond, rothbäckig, voll Kraft und Feuer. Er konnte ſchwer einem Einfall des Augenblicks widerſtehen. In ſeiner Heimat ergingen wir uns einmal mit ſeinen Schweſtern, ich im Geſpräch neben ihm; als wir hart an einem Teiche vorüberkamen, gibt er mir plötzlich einen Stoß, daß ich mitten hinein ins Waſſer fliege. Nun dieſe trefflichen Schweſtern haben mich beklagt und trocken gelegt. Sein Vater, Pfarrer zu Neumark im Erzgebirge,

war ein ehrenfester Kantianer, ein lebenskräftiger Mann, die Mutter, eine feine Frau aus einer sächsischen Adelsfamilie, sah mit einiger Angst auf die Munterkeit ihrer Kinder, es war das stattlichste kinderreiche Pfarrhaus, und ich war da besser angesehen als bei dem Vater des andern Freundes, der, ein kleiner Zeugfabrikant in Meuselwitz, ein rechtschaffener, frommer, doch mürrischer Mann, auf die Meinung gerathen war, daß ich auf seinen Sohn übeln Einfluß übe; er hat mich einmal, als ich, mit zur Kirchweih gekommen, allerdings mit den Honoratioren des Städtchens einige Neckerei getrieben hatte, förmlich aus dem Hause gejagt.

Ich fühlte mich manchmal mehr zu Robert hingezogen, doch übte Herbst über uns beide eine gewisse Autorität, er war unser gutes Gewissen, und erst zusammen wurden wir unsers Lebens recht froh.

Bei Altenburg auf den Wiesen, wenn man die zeitzer Lindenallee herunterkommt rechts, heimelte uns bei einem Spaziergange ein Plätzchen besonders an, da wo die Wiese nach dem Felde hin wieder aufsteigt im dichten Gebüsch zwischen einigen hohen Erlen. „Da wollen wir Hütten bauen!“ rief Robert. Am nächsten Abende zogen wir mit geliehenen Spaten hinaus, durch Auswerfen der Erde wurde eine Bank mit einem Plätzchen davor in den Abhang ausgehauen, und von einem nahen Rain das Nöthige an Rasenbatzen geholt. Müde gegen Mitternacht lehnten wir uns auf der jungen Bank aneinander und schliefen ein paar Stunden. Als der Morgenthau uns weckte, ward mit der Arbeit fortgefahren, und schon war alles mit

Raſen ſorgſam belegt, als wir Leute hörten, die wol verwundert über den ausgeſtochenen Raſen und die niedergetretenen Wieſenpfade auf uns zukamen. Wir hatten wirklich nicht daran gedacht, daß wir auf fremdem Grund und Boden bauten; jetzt plötzlich unſerer Schuld bewußt, ergriffen wir die Flucht. Doch als wir am nächſten Abende wiederkamen, war nichts verſtört, wir haben nie erfahren, wer der Beſitzer der Wieſe ſei, uns daher wol auch nie darum bekümmert, und er hat unſere harmloſe Beſitznahme nicht geſtört. Wir trugen aus dem nahen Bach in den Taſchentüchern Sand herbei für das Plätzchen vor der Bank, und weihten unſern Freundſchaftstempel, indem wir treuherzig anſtimmten: Nun danket Alle Gott! Auch haben wir in eine junge Erle zur Seite der Bank ein Loſungswort eingeſchnitten, jeder nach dem erſten Buchſtaben ſeines Namens: Fides — Constantia — Robur, Glaube, Standhaftigkeit, Kraft, für: Ferdinand, Carl, Robert. Ahnungsvoll hat ſich's erfüllt in unſerm Leben. Für Vater Herbſt lag die Entſcheidung im Glauben, in der Ueberſchwenglichkeit ſeines Glaubens, der ihn zur katholiſchen Kirche geführt hat.*) Robert iſt am Ueber-

*) Er iſt der würdige Pfarrer der ſchönſten gothiſchen Kirche in München geworden, deſſen die Vorrede meiner Polemik gedenkt. Vgl. ſeine Schrift: „Aus dem Leben eines Prieſters" (Augsburg 1842). Manche Erinnerung hat ſich ihm da ſchon im Hohlſpiegel katholiſchen Prieſterthums verzogen. Aber der Stimmung jener Zeit gehört die Betrachtung an S. 15: „Die Freunde kommen mir zu Hülfe in dem Beſtreben ſtark zu werden in mir ſelbſt, und doch auch hindern ſie mich wieder, da ſie mich in ſo manche Thorheit hineinziehen, die mich hinterher beunruhigt."

maße seiner Kraft uns verloren gegangen. Ich aber durfte wol mein Leben in seiner stetigen Entwickelung durch die Beständigkeit bezeichnet achten, abgesehen davon, daß mir Constanz noch besonderes Glück gebracht hat.

Ein idealer Freundschaftsbund war, bis auf die Rasenbank ohne Redens darum, naturwüchsig unter uns entstanden. Nicht als zärtliche Hingebung, wir gaben einander nur schweigend die Hand, aber jeder wußte, daß der andere Leib und Leben für ihn einsetzen würde. Unsere Meinung war, die freie ästhetische Weltansicht der Griechen mit christlicher Andacht und treuem deutschen Sinn zu vereinigen zu einer naturgemäßen vollen menschlichen Bildung. Nach der ersten Trennung schrieb ich an Robert von unserm Leben auf der Rasenbank: „Wir blickten mit dem warmen, frommen Herzen in eine kühne Thatenwelt hinaus, über das Grab, über die Sterne.“ Wir waren nicht ganz ohne das Bewußtsein, daß hier etwas geschwärmt werde, Robert erwiderte zustimmend: „Laßt immerhin dem stolzen Jüngling das Streben, sein Dasein gewichtvoll zu machen! Es kommt die Zeit, wo dem brausenden Abenteurer sein glänzendes Ideal mit dem großen Strebeziel aller menschlichen Wirksamkeit zusammenfallen und ebenso das Glück seines irdischen Daseins wie die Wohlfahrt seiner Nebenmenschen begründen wird.“ Doch galt als unsere Losung: wir wollen nicht glücklich werden, aber groß und gut. Robert fügte gern hinzu: „und ruhmvoll!“ wogegen wir andern beiden auch nichts einzuwenden hatten. Das hielt uns doch nicht ab von mancherlei Thorheiten und Neckereien. Sie sind wol meist von Robert

ausgegangen, doch habe auch ich mein Theil dazu gegeben, Herbſt als die warnende Stimme wurde mehr hineingelockt, wo er nicht gar das Opfer ward. Es hat uns manchen Verdruß gebracht, da Anklagen deshalb einigemal bis an den Director kamen, der uns dann tüchtig ausſchalt; doch überſah er auch manches und hielt etwas auf uns, weil er wußte, daß wir ernſt und mit Luſt ſeine Griechen und Römer ſtudirten.

In deutſcher Literatur und Declamirübungen waren Selecta und Prima verbunden, Meſſerſchmidt pflegte bei der geöffneten Breterwand zu ſtehen, die ſonſt beide Klaſſen ſchied, alſo fern vom Recitirenden, der ſeinen Platz unter dem Katheder der Selecta hatte. Wir waren auf einen Mitſchüler, der öfter auftrat als uns nöthig ſchien, etwas aufſäſſig. Ich ſaß bereits auf der erſten Bank der Selecta, Robert auf der Bank mir gegenüber, warfen wir alſo um den Hals des Redners eine Schlinge, deren beide Enden wir von unſern Bänken aus hielten. Wie wir anzogen, mußte derſelbe auf uns zukommen. Der Lehrer rief: „Was laufen Sie denn auf mich zu, bleiben Sie doch ſtehen auf Ihrem Platze!“ Wir ließen nach, er kehrte auf ſeinen Platz zurück, und unſer Spiel begann von neuem. Endlich merkte ſelbſt der gute Meſſerſchmidt Unrath, ſtürzte auf den Declamator los, wir hatten natürlich noch raſcher unſere Bindfaden von uns geworfen. „Ja!“ rief er, „was haben Sie denn da für einen Strick um den Hals, wie vom Galgen gefallen!“ Das Manöver mußte ihm doch ſofort einleuchten, aber nach hergebrachter Schulmoral wollte niemand wiſſen, wer die Unthat verübt

habe, auch der Geplagte ſelbſt wußte das nicht zu ſagen. In großem Zorn ließ der Profeſſor die ganze Selecta aufſchreiben, um vor der Synode ein ſtrenges Gericht zu halten. Nach der Schule ging ich in ſeine Wohnung, erzählte reumüthig den ganzen Verlauf, und es hatte bei einer väterlichen Ermahnung ſein Bewenden.

Mit meinen Stubenburſchen ſtand ich in gutem Vernehmen. Facius war ein treuherziger Menſch, fleißig und zuverläſſig; aber er liebte damals den Schöngeiſt zu ſpielen und geſpreizte Redensarten im Munde zu führen, hinter denen nach unſerer Meinung nicht viel war. Schon auf der Univerſität hat er einmal zu mir geſagt: „Ja! für die Burſchenſchaft leb' ich und ſterb' ich, aber darunter geh' ich nicht.“ Es war ein halbes Jahr vor ſeinem Abgange von der Schule, als er in der Frühe mit einem Genoſſen, bei dem er deshalb ſchon dieſe Nacht ſchlief, nach Leipzig wandern wollte, um ſich vorläufig als Student inſcribiren zu laſſen. Solch einen halben Studenten, der noch Schüler iſt, nennt der claſſiſche Sprachgebrauch einen Mauleſel. An jenem Abende war ich zufällig mit einer Schar Gymnaſiaſten zuſammen, da fiel uns ein, vor das Haus jener beiden zu ziehen, und ich brachte ein feierlich luſtiges Lebehoch dem demnächſtigen Mauleſel Moritz Chriſtian Facius, wobei es etwas katzenmuſiklich herging. Von Leipzig zurückgekommen, hat er uns erzählt, an jenem Abende hätten Gaſſenjungen ihm ein Lebehoch gebracht. Dies zunächſt und ein Schüler von Zeitz, der uns gerade beſuchte, war der Anlaß, daß ich dem eine Dankſagung dictirte, in welcher der Stil unſers Freundes gröblich

carikirt nachgeahmt war. Der Zeitzer, der ungefähr die unterſetzte Statur des Dankſagenden hatte, trug dies gegen Abend in die Expedition des Wochenblattes mit der Bitte, es abzudrucken und ihm zu Kirchenrath Matthiä die Rechnung zu überſenden. Am nächſten Tage kam richtig der Junge aus der Druckerei mit dem Wochenblatte und einer Note, 15 Groſchen Inſertionsgebühren. Das Inſerat lautete wie folgt unter der Aufſchrift:

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Dankſagung.

„Einſam ſaß ich auf meiner Stube, als mir von unbekannten Gönnern und Freunden durch die Stille der Nacht ein feierliches Lebehoch erſchallte. Gerührt von dieſer Beileidsbezeigung Ihrer Liebe ſtatte ich Ihnen meinen ganz gehorſamſten Dank ab und empfehle mich und meine geiſtigen Embryonen Ihrer fernern Wohlgewogenheit und nachſichtsvollen Aufnahme, auch wenn mich Altenburgs Mauern nicht mehr umſchließen. Dieſer ſchöne Beweis von Achtung wird mir ein Sporn und Stachel ſein, mich durch Fleiß und Sittſamkeit ferner auszuzeichnen.

Moritz Chriſtian Facius, Belletriſt.“

Facius wollte den Maleficanten, der ihm das gethan, mindeſtens umbringen. In der Expedition des Wochenblattes blieb man dabei, er habe es ja ſelbſt zum Einrücken gebracht. Die Bekannten lachten, die gute Stadt redete ein Langes und Breites davon. Als Ausbringer des Lebehochs fiel ein Verdacht auf mich, und der Kirchenrath forderte mich auf ſein Zimmer zu einer ſcharfen Inquiſition. Ich konnte mit gutem jeſuitiſchen Gewiſſen

verſichern, daß ich den Artikel nicht geſchrieben habe. Als er ſich aber damit nicht abfinden ließ, ſondern auf den Begriff der intellectuellen Urheberſchaft gerieth, mußte ich freilich bekennen. Die Unterlippe zitterte ſchon ein wenig. Da ſtellte ich vor, wenn jetzt meine Schuld an den Tag käme, es würde Mord und Todtſchlag auf unſerer Stube geben. Dagegen, wenn der Zorn etwas verraucht ſei, wollte ich's in guter Stunde einmal dem Vetter Facius geſtehen, und wir würden darum doch gute Freunde bleiben. Das fand denn auch der Kirchenrath nicht ganz unvernünftig, und ſo iſt es geſchehen.

Zumal ſich bald nachher ein anderes Ereigniß mit dem Betreffenden ergab. Er aß alle Sonntage im Hauſe eines angeſehenen Kaufmanns, mit dem er ein wenig verwandt war, dieſe Verwandtſchaft hielt er ſehr werth und hat daher den Namen des Vetter Facius erhalten. In dieſer Familie blühte eben die Tochter heran, Pauline, ein zartes, blondes Kind, der man die Reinheit und Güte des Herzens anſah. Zu dieſer faßte der Vetter Facius eine Neigung, und böſen Beiſpielen in der Nähe folgend ſchrieb er an ſie einen Brief, der in einige Verſe, die ich dazu machte, eingewickelt wurde. Das ſollte am Sonntage insgeheim übergeben werden. Dieſes Geſchäft wurde in unſerer Stube verhandelt. Als er nun gegen Mittag ſeinen beſten Staat anlegte, ſtellte ich halb im Scherze, halb aus wirklicher Sorge ihm die Gefahr dieſer Unternehmung vors Auge. Das unſchuldige Kind werde Proſa und Verſe ihrem Vater überliefern, der werde ihm das Haus verbieten und künftig Sonntags ihm die Suppe ſammt dem

Braten auf die Stube ſchicken. Dadurch doch ſehr erſchüttert, iſt er zweifelhaft fortgegangen und hat den Brief richtig wieder mit nach Hauſe gebracht. Dieſes Spiel iſt faſt den ganzen Winter jeden Sonntag aufgeführt worden, er hat ſich einigemal verſchworen, es doch zu wagen, dann wurden unſere Schilderungen der möglichen Folgen um ſo haarſträubender, immer war der Brief abends unverletzt wieder da. Zuletzt iſt der Scherz verſchwatzt und an Paulinen ſelbſt gekommen, die ebenſo freundlich als beſtimmt warnen ließ, alte gute Freundſchaft nicht zu Grunde zu richten. Da hat er ſich als Philoſoph und Chriſt gefaßt, rühmte ſich auch gelegentlich, daß er nicht ſolche weibiſche Feſſeln trage wie andere Leute. Er iſt ein tüchtiger Pfarrer geworden, er hat auch die erſte neuere Schrift über Melanchthon verfaßt und ein wackeres Buch über den Reichstag der Augsburgiſchen Confeſſion.

In die vorgedachte apokryphiſche Schriftſtellerei waren wir ſchon kurz vorher einmal gerathen. Aus demſelben Jahrgange wie jene vergeblich Verehrte war eine andere ſchon reicher entfaltete Mädchenknospe aufgewachſen, deren munteres Weſen Geiſt verheißend unſere Aufmerkſamkeit zuweilen von den Hiſtorien des Tacitus, ſogar vom Oedipus auf Kolonos abzog. Ich war gegen Abend bei Robert, als uns der böſe Geiſt eingab, an dieſen anmuthigen Backfiſch einen Liebesbrief unter dem Namen unſers Dritten zu ſchreiben. Es war die Luſt des äußerſten Gegenſatzes zwiſchen beiden, die uns dieſe Thorheit ſo komiſch vorſpiegelte; wir wollten ſehen, wie die beiden unbewußt betheiligten Perſonen ſich dabei benehmen würden. Robert

ſchrieb, ich gab meinen Senf dazu, des Buſchlöwen Art und Stil ein wenig nachäffend, aber ſo pedantiſch und trivial als möglich, anhebend „angebetete Luiſe“ bis zum Misbrauche des großen, jetzt beſtrittenen Spruches. Dazwiſchen: „In drei Jahren hab' ich ausſtudirt.“ Zum Schluß ein abſcheulicher Vers, meines Erinnerns, aus der Aſiatiſchen Baniſe:

Nun, Göttin, ſprich mein Urtheil, nur kein Nein.
Eine Antwort, wer könnt' glücklicher als ich ſein.

„Mit innigſter Verehrung und Hochachtung erſterbe ich Ihr Sie ewig liebender Ferdinand Herbſt, Gymnaſiaſt.“

In einer halben Stunde war das lachend geſchrieben, Robert vermummte ſich ein wenig, ſtreute Mehl auf ſeine rothen Backen und trug den Brief an ſeine Adreſſe. Am zweitfolgenden Abende kam ein Brief an den Gymnaſiaſt Ferdinand Herbſt von dem Vater der jungen Dame, einem höhern Beamten:

„Sie haben meiner Tochter Mittheilungen machen wollen, die glücklicherweiſe eher in meine Hände gelangt ſind als in die meines Kindes; ich ſage glücklicherweiſe, weil dieſer Zufall mich in den Stand ſetzt, Sie, junger Menſch, vor einer Unbeſonnenheit zu bewahren, und was mir noch mehr am Herzen liegen muß, meine Tochter vor den Folgen Ihrer Unbedachtſamkeit zu ſchützen, ſo ſehr dieſelbe zur Zeit als Kinderei betrachtet werden kann. Allein was ſoll ich von einem Schüler denken, der ſeine koſtbare Zeit an ſolche Stilübungen verſchwendet, wie dieſes lächerliche Billet an ein Mädchen von

15 Jahren.*) Es ſollte mir weh thun, wenn wirklich «die liebefunkelnden Augen» meiner Tochter Ihnen den Muth gegeben hätten, ſolche Aeußerungen ſich zu erlauben, doch bin ich des Vertrauens meines Kindes zu gewiß, als daß ich nicht überzeugt ſein ſollte, ſie würde mir, wenn dieſe Epiſtel zuerſt in ihre Hand gekommen wäre, dieſe ſelbſt gegeben und mich gebeten haben, ſie vor dergleichen Inſolenzen zu ſchützen. Schämen Sie ſich alſo und blasphemiren Sie den ehrwürdigen Luther nicht wieder, daß Sie gleich ihm einem Mädchen gegenüber ſagen: hier ſtehe ich u. ſ. w.“ Und ſo fuhr dieſer verſtändige Brief noch eine Weile fort, unſerm Freunde gehörig den Kopf zu waſchen, doch milder am Schluſſe ankommend: „So ſehr mich übrigens freut zu hören, daß Sie fleißig, nicht ohne Kenntniſſe ſind und Hoffnung für die Zukunft geben, ſo unangenehm iſt es mir, daß Sie mich veranlaßt haben, Ihnen, den von Perſon ich gar nicht kenne, die Wahrheit ernſt geſagt haben zu müſſen. Ich hoffe zu Ihrer eigenen Ehre, daß Sie, wenn auch nicht jetzt vielleicht, doch einſt mir es danken werden.“

Herbſt war wie im Traum über dieſen Brief, den er mir ſogleich mittheilte. Da war die Schelmerei freilich nicht zu verleugnen, über die er ſehr bös wurde. Indeß ſtellte ich ihm vor, er ſei doch in der Sache ſo unſchuldig wie ein neugeborenes Kind, er müſſe ſich ſogleich dort melden laſſen, nachweiſen, daß irgendwelche böſe Buben

---

*) Sie ging nach ihrer eigenen Verſicherung doch ſtark ins ſechzehnte.

dieſen Streich geſpielt hätten; das ſei ja eine vortreffliche Gelegenheit, eine herrliche Bekanntſchaft zu machen und ſeine ſoliden Grundſätze auszukramen. So ward es zu ſeiner vollen Zufriedenheit ausgeführt und die Uebelthäter blieben verborgen, bis ich nachmals ſelbſt es derjenigen bekannt habe, der es am wenigſten hätte bekannt werden ſollen, und die es doch geheim halten mußte.

Etwa im 16. Jahre war mir die Luſt zur Poeſie erwacht, und bald wurde mir alles zum Gedicht. Vieles kleine Gelegenheitsgedichte, nicht eben beſtellte, doch ging mein eigentliches Abſehen auf die Tragödie, mein erſtes Stück Coriolan. Als ich dann Shakſpeare's „Coriolan" kennen lernte, war ich doch unverſchämt genug, den meinen nicht ins Feuer zu werfen, ich fand jenen nur römiſcher, antiker, den meinen italieniſcher, moderner. Am Jubelfeſte der Reformation 1817, am Schulactus, war mir ein deutſches Gedicht zur Feier Luther's übertragen. Ich habe das, wie ſo manches, wo man recht heimlich und innerlich ſein wollte, auf der Raſenbank gemacht. Ich finde in den holperigen Verſen noch heute die Gefühle des Proteſtantismus und ſtatt des Lutherthums die Luthersliebe, wie nach ſo vielen Jahren in der Proſa meiner Polemik. Dazu fallen mir in dem Ueberblicke von Luther's Thaten die damals wol ſorglos hingeworfenen Zeilen über ſein Wartburgsleben auf:

Er trägt mit feſtgebiegnem Sinn
Der heil'gen Schriften alte Sprache,
Des Chriſtenthums geweihte Sage
In unſer liebes Deutſche hin.

Auf dem Gymnasium bestand eine altväterliche Sitte, daß am Tage vor dem Actus, wie er sonst alljährlich gehalten wurde, bei der Hauptprobe die Schüler sich maskiren und mit allerlei Thorheiten versuchen durften, die Recitirenden irrezumachen, damit diese, wenn sie das bestanden hätten, desto sicherer wären. Eine Maske, die mir sonst nichts anhaben konnte, stach mich mit einer Nadel in die Wade; da drehte ich mich um und gab ihr, im vollen Pathos fortsprechend, eine Ohrfeige, daß es klatschte.

Am Abende des hohen Festes hielt das Gymnasium einen Fackelzug und Herbst sollte auf dem Markte die Festrede halten. Es war bedeutungsvoll für seine Zukunft, daß sein Gedächtniß zur Ehre Luther's ihn gänzlich im Stiche ließ. Ernst Förster, der am Morgen das andere deutsche Gedicht im antiken Versmaße trefflich recitirt hatte, deckte mit der Fahne die Scene, Robert leuchtete mit einer Fackel, und ich hinter dem Redner mit der Handschrift mußte Wort für Wort vorsagen, was er mechanisch nachsprach.

Eine ideale Liebe war mir damals neben aller muntern Thorheit hergegangen. Ich nannte sie Maria, und so hieß sie auch in der Wirklichkeit, nur noch mit einem Häkchen daran. Sie war blond, schlank aufgewachsen, ich fand sie der Holbein'schen Madonna in Dresden ähnlich. Sie war der Meinung, daß in ihrem zwanzigsten Jahre sie sterben werde, eine zarte seelenvolle Schönheit. Ihr älterliches Haus in der engen Brüdergasse dem Directorialgebäude gegenüber. Ich konnte mir's nach wenig Jahren über-

legen, daß es doch eigentlich nur die Liebe und Poesie selbst war, der ich in ihr huldigte, und es ist mir ein erträglicher Schmerz gewesen, als ich erfuhr, daß mein Stubenbursche Planitz mir zuvorgekommen sei. Unser Uebermuth hat sich einmal auch daran gewagt. Wir hatten ohne weitere Absicht einen besonders gelungenen „Krautpöpel", wie die altenburger Bauern solch eine plastische Gestalt nennen, welche sie zum vermeinten Schrecken der Sperlinge ins Gerstenfeld stecken, entführt und mit nach Hause geschleift. Den stellten wir an das Fenster, an welchem das Pult unsers beglückten Genossen stand, sodaß die beiden Stecken, welche mit Lumpen behangen die Arme vorstellten, sich wie zur Umarmung nach dem Gegenüber ausstreckten. Als Planitz nach Hause kam und den Frevel übersah, gab es ein kleines Handgemenge zur Beschirmung unsers Götzenbildes, das doch endlich von dem Erzürnten die Treppe hinuntergeschleudert wurde, hier aber, um das Unheil voll zu machen, dem Kirchenrath entgegenflog, der, von dem Kriegslärm aufgestört, am Fuße der Treppe erschienen war und ohne sich irgendwie auf den alterthümlichen oder symbolischen Charakter dieser romantischen Figur einzulassen, sämmtliche Betheiligte sehr unfreundlich zur Ruhe verwies.

Aber so unselbstisch war jene Sängerliebe, daß ich, berechtigt in dem Hause gegenüber Verwandte zu besuchen, selbst einen Brief bestellt habe, den das Ideal auf der Treppe vorüberschwebend mir reichte. In dem Umschlage an mich war zu lesen: „Im Vertrauen auf Ihre Freundschaft für meine Freundin, denn auf die, welche Sie für

mich fühlen, darf ich wol nicht viel bauen, wage ich eine Bitte. Uebergeben Sie die beigeſchloſſenen Zeilen. Schweigen Sie! ſonſt — ich kämpfe mit Ihren eigenen Waffen gegen Sie. Verrathen Sie mich, ſo verrathe ich Sie.“

Die Freundin, das iſt eine verwunderliche Verwickelung, war eben jene Luiſe, mit der ich bald nach dem unglücklichen Herbſtbriefe in ein Huldigungsverhältniß gerathen war. Es wurde eigentlich nur in Briefchen geführt, zu denen wir eine dienſtfertige Gelegenheit fanden. Wenn ich's vor mir entſchuldigte als neben der idealen die irdiſche Liebe, ſo war doch auch die ſehr unſchuldig. Luiſe ſang zuweilen mit ihrer hübſchen Stimme zur Guitarre bei ihrer Freundin uns gegenüber. Es glückte ein einziges mal ſie aus einer Geſellſchaft abends nach Hauſe zu begleiten, da hat ſie mir das Geſtändniß jenes Briefes abgepreßt, der ihr doch nicht ſo ganz fremd geblieben war, und ich erhielt dafür die wohlverdiente Strafpredigt, wenn auch in anderm Tone, als ihr Vater ſie unſerm Freunde gehalten hatte. Ich habe ihre Lippen nie berührt, die doch ſehr reizend waren. Die Mutter hat einmal den einen Theil der Correſpondenz aufgefunden. Sie hat geſagt: „Er iſt ein Schwärmer, ſchade nur ein Schüler!“ und von den Thränen des Kindes gerührt, hat ſie es dem Vater nicht eröffnet.

Es lag ein erſtes holdes Glück in dieſem Bunde, aber es war ſeiner Natur nach vergänglich, und ſo iſt es nach der perſönlichen Entfernung bald zu einer freundlichen Erinnerung geworden, die doch träumeriſch noch lange mir durch die Seele zog. Inhaltvolle Jahre waren vorüber,

als ich einmal auf der Durchreiſe die nun verwitwete Mutter beſuchte, und die Tochter, hier ſelbſt als Gaſt, traf, ſeit Jahren ſchon würdig und glücklich vermählt, eine junge, ſchöne Frau. Wir waren den Abend zuſammen, leiſe klangen die Erinnerungen an Vergangenes an, ſie ſang noch einmal zur Guitarre die alten einfachen Lieder, die mich einſt beglückt hatten: „An Alexis ſend' ich dich“ — „Ich denk' an euch, ihr himmliſch ſchönen Tage“ — „Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll ſein.“ Sie iſt jung geſtorben. Ernſt Förſter hat ſie noch in der Zeit, als etwas von ihr mein war, gezeichnet und ihre Mutter das Bildchen mir nachmals geſchenkt.

Er ſelbſt, an Leib und Seele reich begabt, gehörte jedem von uns drei Freunden in eigenthümlicher Freundſchaft an, ohne daß doch unſere Dreieinigkeit zumal in ihrer nachfolgenden akademiſchen Entwickelung durch ihn überzählig geworden wäre. Er hat in Jena und Berlin Theologie ſtudirt, iſt aber durch ein früh angezeigtes Talent zur bildenden Kunſt hingezogen mit der vollen techniſchen Fertigkeit des Malers der ausgezeichnete Entdecker und Geſchichtſchreiber der Kunſtſchätze von Italien und Deutſchland geworden. Er war am früheſten mit mir verbunden, wie er's am längſten perſönlich geblieben iſt. Unſere Familien ſchon unvordenklich befreundet, die Väter benachbarte Pfarrer, ſeine Mutter lebte verwitwet mit ihren Kindern in Altenburg. Bald nach dem Reformationsjubiläum wurde beſchloſſen, mit Hülfe ſeiner ihm ebenbürtigen Schweſtern einen Liederkranz zu bilden, zu dem Robert und ich berechtigt erſchien, die Damen gerade

die vorhin bezeichneten. Ich begrüßte den anmuthigen Kreis mit einem hochfliegenden Willkommen, Robert recitirte Goethe's hohes Weihelied, Ernst beſchloß mit einem guten poetiſchen Spruche von Herzensreinheit und Poeſie, indem er uns das Zeichen des Liederkranzes überreichte, ein mit weißer Seide umwobenes Epheublatt; dazwiſchen ſangen die Damen zur Guitarre. Es waren zwei gar ſchöne Abende; da haben ſich nicht ganz unberechtigt, unſerer Poeſie wenig vertrauend, die Mütter dazwiſchengelegt.

Mit den deutſchen Claſſikern hatte ich bereits gute Freundſchaft geſchloſſen, ſoweit eine unerfahrene junge Seele ſie zu verſtehen vermochte, und ich fing an, mich im modernen Auslande umzuſehen. Als der Director mich einmal traf, daß ich einen Roman von Fielding in franzöſiſcher Ueberſetzung las und er mich auslachte über dieſe Geſchmackloſigkeit, begann ich engliſch zu lernen, indem ich eine Ueberſetzung des „Vicar von Wakefield" niederſchrieb.

Oſtern 1818 ging Herbſt zur Univerſität, Robert vorläufig zu ſeinem Vater. Ich hatte mir's ausgebeten, den Sommer noch in Altenburg zu bleiben. Der Director hatte nichts dagegen, daß ich ſein Haus verließ, da ich ein Gartenhäuschen in einem einſam gelegenen Baumgarten aufgeſpürt hatte. Zuerſt ging's etwas bitter. Oſtern war früh gefallen, der Garten lag voll Schnee, ein Ofen fand ſich nicht in meinem luftigen Stübchen, und ich habe wol vierzehn Tage mein Heimweſen im Bette gehabt und mit Handſchuhen ſchreiben gelernt. Als aber der Mai kam und die Bäume abermals weiß wurden, war es deſto ſchöner. Ich war der Primus im Gymnaſium und man

ſah mir nach, daß ich manche Schulſtunde gar nicht mehr beſuchte, zumal ſeit ich dem Director eine metriſche Ueberſetzung der Elektra und der Alkeſtis des Euripides, dann auch den Ajas des Sophokles gebracht hatte, darin das Versmaß der Chöre, wenn auch ſehr mechaniſch, nachgebildet war. Matthiä gab mir es mit dem Waidſpruche zurück: nonum prematur in annum! Es iſt auf immer im Pulte liegen geblieben.

Was dieſes Sommerleben eigentlich im Sinne hatte, war ein neues Trauerſpiel. Als ich zur Weihnachtszeit in der „Minerva", einem Almanach, „Die Wiedereinſetzung des Hauſes Oranien von Kähler" las, war mir's wie ein Geſtirn am Horizont aufgegangen und mit frommer Dankbarkeit empfangen, denn ſo bewegt war ich, daß ich auf die Knie fiel: „Segne mich, himmliſcher Vater, daß ich ſchaffe wie du!"

Ich hatte dann zum Verwundern des Directors, was ich mit holländiſcher Geſchichte zu ſchaffen habe, Quellen ſtudirt, ſoweit ſie auf der herzoglichen Bibliothek zu erreichen; mit dem Frühling begann das Werk. Sein Gegenſtand, der Tod der beiden niederländiſchen Staatsmänner Cornelius und Jan de Witt. Seine Idee, der Untergang der demokratiſchen Republik durch den Demos ſelbſt und das ſiegreiche Aufkommen der fürſtlichen Gewalt. Jene dargeſtellt in den beiden Brüdern, dieſe in Wilhelm von Oranien, daher wegen des Auf- und Niederſteigens der beiden Gewalten nannte ich das Stück die „Wage". Die Charaktere der de Witt, ſtrenge, altrömiſche Geiſtesgröße, nur in verſchiedener Steigerung, waren durch die Geſchichte

gegeben und wol auch unschwer in der Dichtung darzustellen. Wilhelm von Oranien möchte sich am wenigsten in meinem Gebild erkannt haben, ich konnte nur den fürstlichen Jüngling brauchen, dem durch das ruhmvolle Andenken seiner Ahnen, durch geniale Begabung, Volksliebe und Glück alles zufällt. Die Vermittelung vollzieht natürlich eine Tochter des Cornelius, Maria, die vom Prinzen Geliebte, durch deren Untergang mit ihrem Hause er doch auch dem Schicksal sein Theil bezahlt. Den Schluß des Dramas bildet die Gesandtschaft, allerdings sehr stark aus der Ferne der Zeiten herübergreifend, welche dem Prinzen-Erbstatthalter der niederländischen Republik die Krone von England überbringt.

Es waren glückliche Tage und Nächte, als mir im guten naiven Glauben an meine Begabung dieses Gedicht allmählich Gestalt gewann. Einmal in einer Sommernacht saß ich bei der Lampe so ganz vertieft in diese dramatischen Gestalten, da wurde mir's wundersam zu Muthe wie rosiges Licht und süße Töne. Als ich aus dem Traumleben mich aufraffte, war der Morgen angebrochen und die Vögel im Garten sangen.

War meine poetische Neigung zunächst sentimental, so doch auch patriotisch. In der Zeit der Freiheitskriege war ich zum ersten Bewußtsein allgemeiner Angelegenheiten gekommen. Ich hätte gar zu gern den Krieg mitgemacht. Als einige der ältern Schüler es thaten, sagte der Director einmal spöttisch zu mir: „Nun, Sie werden doch nicht mit fortgehen?" Ich war damals noch klein, wenig unter seiner Größe, und antwortete: „Ich fürchte nur, sie nehmen uns

beide nicht an.“ Es hat mir doch ſo lange auf der Seele gelegen, daß ich um ein paar Jahre zu klein war für dieſe große Zeit, bis die große Zeit noch einmal kam und ſtatt des alten Vaters die Söhne alle drei ins Feld zogen. Mein dichteriſches Wirken dachte ich mir zur Verherrlichung des Vaterlandes, um wie Schiller große Gedanken und hohe Gefühle unter mein Volk zu bringen. Wir zündeten zum 18. October das Flammenzeichen an auf den baditzer Schanzen, wir laſen mit Entzücken Kieſer's Schrift über das Wartburgsfeſt, von Jena kamen einzelne Kunden vom neuen Schwunge des Studentenlebens, und im letzten Sommer ſchrieb Herbſt über die Stiftung der Burſchenſchaft in Leipzig. Dieſe liberale Geſinnung war durchaus loyal, ja royaliſtiſch. Ich habe das ganze ſächſiſche Leid über die Theilung des Landes mit empfunden und einen herzlichen Aerger an dem preußiſchen Kukuk gehabt, wie man das neue Wappen am Thore der alten ſächſiſchen Städte nannte. Wir Schüler aus dem königlichen Sachſen begingen das Säcularfeſt unſers Königs, Friedrich Auguſt des Gerechten, mit großer Luſt und Andacht. Abends hatten wir die Fenſter in meiner alten Wohnung illuminirt, in der Mitte ein Transparent: unter einer ſternumkränzten Krone ſtand: patri patriae salus ac fides aeterna! darunter ein Palmenzweig und eine untergehende Sonne. Ich ſchrieb ins Tagebuch: „Segensreich wie ihr Lauf war ſein Leben, es wird ſo ſchön auch untergehn.“

Wenn ich meine Zukunft als Dichter dachte, ſo war das doch nur die Blüte des Lebens, nie war mir ein eigentliches Literatenleben in den Sinn gekommen. Noch

kindiſchen Neigungen und zufälligen Anläſſen gehörte der Einfall, ein Gärtner, dann ein Buchhändler, dann überhaupt ein Kaufmann zu werden. Ich habe immer gern etwas gegärtnert, mit einer Buchhandlung habe ich nachmals manches zu ſchaffen gehabt, am Kaufmann war eigentlich nur, freilich in ſehr trüber Form, der Reiſende gemeint. Aber jahrelang habe ich geſchwankt zwiſchen Jurisprudenz und Theologie. Das Gewicht der erſtern lag im Vorbilde und im Zureden meines Pflegevaters. Er war dem Berufe des Pfarrers entſchieden abgeneigt, der müſſe heucheln oder verkümmern. Er ſtellte mir vor, wie allein der Juriſt theilhabe an Ehre, Reichthum und freier Bildung der Welt. Ich war dafür nicht unempfindlich. Dazu kam noch etwas Beſſeres. Es ſchien mir eine Sache der Pietät, wie bisher meiſt ein junger Juriſt in der Expedition meines Pflegevaters gearbeitet hatte, ſein treuer Gehülfe zu werden, vielleicht die Stütze ſeines Alters. Ein wenig mehr natürliche Neigung gehörte der Theologie, d. h. dem künftigen Leben eines Landpfarrers, aber durchaus kein Enthuſiasmus.

Ich war nicht in hochkirchlichen Gefühlen und Formen erzogen, doch in frommer chriſtlicher Sitte. Mein Denken über die großen Gegenſtände des Glaubens hatte ſich ungehemmt entwickelt, und nach einem kurzen Scrupel in der Confirmationszeit über das Heilige Abendmahl hatte ich mich immer heimiſch im Chriſtenthum gefühlt, nach ſeiner milden, menſchlichen Seite hin.

Meine liebe Mutter las regelmäßig mit den Schweſtern den Morgen- und den Abendſegen, aber Witſchel's ziemlich

liberale Poeſie that ihr volle Genüge, und als ich Gelegenheit fand, ihr die „Stunden der Andacht“ anzuſchaffen, die ich ſelbſt nie geleſen habe, hat ſie daran ſich wol ſo herzlich erbaut, als in guten und trüben Tagen die kleine Königin von England.

Noch aus der erſten Zeit meines Tagebuchs finde ich zu dem Tage, als das Gymnaſium gemeinſam zum Heiligen Abendmahl ging, bemerkt: „Wie mag ich Gott danken, daß ich ein Chriſt bin, und geboren in dieſer Religion, die allein den Menſchen mit dem Menſchen, mit der Natur und mit Gott verſöhnt. Iſt mir Jeſus nur ein Menſch, in welchem Gott ſich herrlicher offenbarte, ſo lieb' ich den Bruder inniger, ſo bewundere ich ſeinen Opfertod gründlicher, ſo ring' ich freudig den Kampf des Lebens, denn was mir die Bruſt durchſtürmt, das hat auch er gefühlt, das hat auch er beſiegt, und begeiſtert folge ich ſeiner Bahn. Bildlich ſchwebt noch immer Gott mir vor wie ein guter Vater, ich blicke betend zum Himmel und falte die Hände; das ſind alte liebe Gebräuche, dem Kinde gewohnt, dem Jüngling heilig, aber in der ganzen Natur erblick' ich Gott und in mir ehre ich ihn, denn er iſt alles.“

Doch war dieſe junge Weisheit nicht bedenklicher zu nehmen, als wenn etwa der weiſe Sirach ſchreibt: „So viel wir reden, erreichen wir's nicht, und der Worte Summa: Er iſt alles.“ Ich erkenne darin die Einwirkung meines Pflegevaters. Seine Jugend war in Leſſing's Zeit und in Goethe's Jugend gefallen, zeitweilig verbunden mit den erſten Geiſtern jener Zeit, war ihr Streben in ſein Inneres aufgenommen und unter glücklichen Verhältniſſen

seines Aufenthalts in den nordischen Reichen gepflegt worden. Nach seiner Rückkehr in die Heimat unter kleinliche Umgebungen war er auch diesen einigermaßen verfallen, doch theilten sich in sein Zimmer Actenstöße mit chemischen Apparaten, und die Natur blieb ihm die Vertraute, mit deren geheimnißvollen Geistern er vertraulich umging. In dieses Naturleben war ich mit meinem poetischen Gefühl leicht hineingezogen, aber ich war fern davon, aus diesem Innesein Gottes in seiner Welt Folgerungen zu ziehen gegen das, was über die Natur und über den Erdball hinausreicht. Wie ich 1810 der Mutter aus Altenburg geschrieben hatte, als wir um das frühe Scheiden meiner Schwester Julie trauerten: „Der Tod ist nur Veredelung der menschlichen Natur", so schrieb mir mein Pflegevater schon bejahrt und von schwerer Krankheit genesen: „Ich stand auf der Schwelle. Geht die Thür auf, so liegt eine andere Welt vor, und ich freue mich, daß ich diese Probe bestanden. Mit der frohen Erwartung der Kinder stand ich an der Thür, wenn drinnen Vater und Mutter die vielen Lichter anzünden. Ich träumte von hohen Einsichten, vom Wiederfinden geliebter Personen und mit Freuden hätte ich den Engel des Todes umarmt."

Als ich während des letzten Sommers einen Ausflug nach Jena machte und an dem Sonntage, an welchem die Schule in Altenburg zum Abendmahl ging, nach Zeitz kam, wo es sich traf, daß dasselbe geschah, hatte ich nicht Lust, dem lieben Gott weiter aus dem Wege zu gehen, und schloß mich an die zeitzer Schulgemeinde an. Der Stiftssuperintendent Dellbrück, früher der Lehrer des Kron-

prinzen, hielt die Predigt über die Bekehrung des Paulus, und da ihm bei der heiligen Handlung der Fremdling aufgefallen war, ließ er mich am Nachmittag zu sich rufen und redete mir ganz gemüthlich zu Herzen. Ich habe daran erinnernd acht Jahre nachher ihm meine Dogmatik gesandt. Doch hat er nicht darauf geantwortet. Da mir dieses Schweigen wehe that, habe ich mir das manchmal vorgehalten, wenn ich keine Lust hatte auf ein freundlich eingesandtes Buch zu antworten; und doch habe ich auch manchmal die Antwort vergessen.

Voßens „Luise", selbst die etwas weichlichen „Glockentöne", die ich damals las, stimmten zu meiner pastoralen Neigung. Dennoch der väterlichen Einwirkung nachgebend, habe ich in Leipzig mich als Student der Rechte einschreiben lassen, dieses schon ein Jahr vor meinem wirklichen Abgange vom Gymnasium, wie das üblich war, um für die königlichen Stipendien allmählich vorzurücken. Ich könnte mich allenfalls auch in einer juristischen Bahn denken, meine Neigung für kirchen- und staatsrechtliche Studien gehört dieser Richtung an, und ich hätte mir dann wol an Feierabenden mit der Theologie zu schaffen gemacht.

Zur Entscheidung ist es durch etwas gekommen, was so gar nicht in der Sache selbst lag. Mein Pflegevater hielt dafür, man müsse zuerst praktisch das Rechtswesen treiben. Ich habe daher einen großen Theil der letzten Schulferien auf seiner Expedition zugebracht. Die Rechtssachen, von denen ich da doch nur die Einleitung mit anhörte, interessirten mich. Dazwischen aber hatte ich langweilige, wol schon damals veraltete Bücher von Klagen,

Einreden und Läuterungen zu leſen, die mir das Studium der Rechte gänzlich verleideten. Andererſeits wie ich ein Dichterleben für meine Beſtimmung hielt, ſchien mir das ländliche Pfarrhaus dafür die rechte Stätte. Dazu kamen die Erinnerungen meiner Familie, und ſchon in dem Pathenbriefe, den meine nachmalige Pflegemutter vom 26. Auguſt 1800 für den Täufling geſchrieben hat, heißt es: „Folge dem Beiſpiel deines Vaters, begründe und verbreite die Lehren unſers göttlichen Heilandes.“ So hat mich Gott mit verbundenen Augen zu meiner Beſtimmung geführt.

Die Raſenbank ſchenkte ich, ſo wenig ſie mein war, an Marie und Luiſe. Am 1. October ging ich den oft betretenen Weg nach Penig, und wie ich noch einmal mich umwandte nach den Thürmen von Altenburg, die im Nebel verſanken, war es, als flüſtere eine Stimme:

Unſer ſchönſtes Glück iſt nur ein Traum,
Und nichts bleibt uns als die Erinnerung von ſel'gen Tagen.

Drittes Kapitel.

Der leipziger Student.

Michaelis 1818 bis Ostern 1821.

Als ich in den letzten Octobertagen nach Leipzig kam, geschah's nicht in der Freudigkeit, mit der insgemein die Jugend sich vom Schulzwange erlöst sieht. Ich hatte den in Altenburg nicht gefühlt und der Abschied war mir schwer geworden.

Nur auf die 50 Thaler des seligen Grafen gestellt, sah ich einiger Hungersnoth entgegen, auch bin ich wirklich zuweilen mit noch recht gutem Appetit zu Bett gegangen, und mußte mich entschließen, ein Lieblingsbuch, die schöne Wolf'sche Ausgabe des Homer, eine Schulprämie, zu verkaufen. Wohnung war mir ausgemacht im alten Pauli-num, auch genannt die Finkenburg. Dies war ein Kloster-gebäude, die Erbschaft von Bettelmönchen, immer eine kleine Stube mit Kammer, die man für jährlich 10 Thaler an arme Studenten vergab. Diese wurden Paulinermusen genannt, sie standen als unter dem Joche der Armuth mit

den gelegentlichen Zuthaten derſelben nicht in beſonders ſtudentiſchem Anſehen. Vom Prälaten Tittmann, dem erſten Profeſſor der Theologie, ward erzählt, daß er ſeine dogmatiſchen Vorleſungen jedesmal mit dem Gleichniß anhebe: „Meine Herren, die Dogmatik iſt wie das alte Paulinum, jedes Jahr wird an dem morſchen Bau renovirt, aber es kommt nicht zu dem nöthigen Neubau.“ Zum Neubau des Paulinums iſt es doch gekommen, es nahm die Stelle ein, wo jetzt das große Univerſitätsgebäude ſteht. Die Stube, in die mich ein älterer Student aufnahm, lag in den Hof hinaus, wo man nicht ein Stückchen Himmel ſah, und die Sonne hat nie hineingeſchienen. Auch die flache Gegend um Leipzig that mir weh, bis ich merkte, daß die einſamen Waldwieſen des Roſenthals mit ihren alten Eichen den Hügeln von Altenburg wenigſtens gleichſtünden.

Ich hatte mich, als ſich von ſelbſt verſtehend, ſogleich zur Burſchenſchaft gemeldet. Der damalige Sprecher, Leopold Haupt, hat mich in der allgemeinen Verſammlung zu Stötteritz aufgenommen, denn bereits mitunter bedroht, wurden die Verſammlungen in benachbarten Dörfern gehalten. Mein Pflegevater war heftig eingenommen gegen dieſe Verbindung, welche ſich einbilde, die Welt reformiren und mit ihrem Unſinn die Fürſten meiſtern zu können. Er hatte verſucht mir in Leipzig einige Unterſtützungen zu verſchaffen. Einer der angeſprochenen Wohlthäter hatte im ſchwarzrothgoldenen Bande, das ich trug, den Grund oder den Vorwand zur Ablehnung gefunden, und der beſorgte Vater forderte jetzt unbedingt, daß ich dieſer elenden

Verbindung abſage, falls ich nicht ganz hülflos bleiben wolle. So bedrängt dachte ich, daß der Einzelne allenfalls der Sache treu bleiben könne ohne die Form. Bei meiner Entlaſſung in einer Vorſtandsſitzung mochte ich doch ſehr ſchmerzlich über den auf mir laſtenden Druck geſprochen haben, ſodaß mein Ausſcheiden zugleich als ein Feſthalten angeſehen wurde und Haupt mir bald näher trat. Er gebot über eine anziehende, von poetiſcher Stimmung getragene Beredſamkeit, trug ſich mit dichteriſchen Entwürfen und hatte einen Kopf, wol mit etwas abſichtlich in dieſem Sinne gepflegtem Barte, den man nicht ganz unberechtigt nach der kirchlichen Ueberlieferung einen Chriſtuskopf nannte.

Auch die alten Freunde waren wieder beiſammen, doch war dieſes Glück nicht ohne einiges Leid für mich. Eines Tages kam Herbſt zu mir ganz verſtört und redete wilde Worte, wie doch alles nichts ſei, er wolle dieſen Unſinn noch eine Weile ſtudiren, um ſich über die Welt luſtig zu machen und dann davongehen. Vergebens war alle Gegenrede wider eine Anſchauung, die ſeinem eigenen Weſen, die allem, was uns ſo lange in Freundſchaft verbunden habe, entgegengeſetzt ſei. Am nächſten Tage auf dem Fechtboden ſchlug er ſo wild auf mich los, daß ich Mühe hatte mich zu ſchützen, und ihn mehrmals erinnern mußte, ſeine eigene Deckung nicht über dem wüſten Dreinſchlagen zu verſäumen. Ich ſprach mit Robert, der hatte denſelben Kummer über ihn, brachte mir ſogar ein Blatt ſeines Tagebuchs, darin dieſe Verzweiflung an Gott und allem Guten in eine Art Syſtem gebracht war. Als ich

das doch nur für eine vorübergehende, unglückliche Verfinsterung seines Verstandes ansehen wollte, wußte mir Robert den Ort anzugeben, wo der Freund die Abende in übler Gesellschaft zubringe. Wir gingen zur bestimmten Stunde dahin, Herbst begrüßte uns mit trübseliger Lustigkeit und wechselte kecke Worte mit einem Schenkmädchen bedenklicher Art. Ich ging traurig hinweg und war unglücklich über den verlorenen Freund. So sind einige Tage hingegangen. Als ich endlich einmal im tiefsten Leide ihm zurede, da sieht er mich freundlich an und lacht. Alles ist eine Komödie gewesen, alles mit Robert verabredet. Sie hatten darüber gesprochen, ob es möglich sei, den liebsten Freund vom sittlichen Verlorensein des Freundes zu überzeugen, und der alte Neckgeist hatte das übrige gethan. In der Freude, den Vater Herbst wieder zu haben, vergaß ich gern das mir angethane Leid. Doch gab ich ihm auf den Kopf schuld, die eine Scene dieser Komödie sei ihm aufzuführen nicht schwer geworden, und bedenklich sei, den Teufel an die Wand zu malen.

Robert war schlank und kräftig herangewachsen, bereits zeigte sich auf dem Fechtboden die Kraft und Gewandtheit, deren akademischer Heros er geworden ist. Er wurde Flausch-Müller genannt, von seinem weißen Flausrocke, was mit Solo-Müller wechselte, von einem großen Windhunde dieses Namens, der sein steter Begleiter war. Als wir am 27. Januar 1819 recht munter miteinander fochten, geschah ihm das Unglück, mich ins linke Auge zu treffen. Es war ein heißer Schmerz, das Auge blutete und war verdunkelt. Der herbeigerufene Arzt erklärte: „Die Horn-

haut unmittelbar neben dem Augapfel iſt verletzt, man kann für nichts ſtehen, es bedarf der tiefſten Ruhe und Dunkelheit für beide Augen.“ Robert und ich, wir fühlten uns gleich unglücklich, 14 Tage habe ich in der Dunkelheit geſeſſen, da erklärte der Arzt das Auge gerettet, nur ein kleiner, rother Punkt hart neben dem Augapfel iſt geblieben und meine Augen haben bis heute wacker ausgehalten.

Ich war nach Leipzig gekommen jetzt mit dem Willen, Theologie zu ſtudiren, und hielt mich von Gott berufen, ſein Wort vom Heile ſeinen Kindern, insbeſondere dem armen gebeugten Theile des Volks zu verkünden. Dies auf dem Grunde einer allgemein menſchlichen Bildung zu thun, entſprach auch einer guten ſächſiſchen Sitte. Doch begann ich ſofort auf eigene Hand ein wenig Hebräiſch zu treiben, das ich im vorigen Schwanken zur Jurisprudenz hatte beiſeiteliegen laſſen, auch ging ich in die Vorleſung über neuteſtamentliche Exegeſe zu Hofrath Beck, dem vielwiſſenden Gelehrten, von dem man ſagte, daß er, durch nächtliche Studien krumm gezogen, neben ſich ſelber hergehe. Er las über die Korintherbriefe. Das iſt mir doch übel geglückt. Der Hörſaal war ſo beſetzt mit feſtgenommenen Plätzen, daß ich mit einigen Genoſſen nur auf einem Bänkchen ohne Tafel davor unter dem Katheder Platz fand. Es war die Stunde um zwei, der Vortrag, obwol doctissimus Kuinœlius fortwährend citirt wurde und im beſten Latein, doch nicht eben anregend, nach einer halben Stunde ſpäteſtens kämpfte ich mit dem Schlafe, dabei das Buch mitunter zur Erde fiel, was mich ärgerte und dem Geſpötte ausſetzte. Daher ich beſchloß, die Vorleſung auf-

zugeben. Indeß war ich aufgeſchrieben, ſonach dem Honorar verpfändet. Damals beſtand noch die Unſitte, das Honorar perſönlich dem Docenten zu zahlen, auch um den Betrag zu handeln. Der alte, höfliche Herr war leicht bereit, mir die Hälfte zu erlaſſen, für das Ganze ging er hart daran, doch gab er auch das preis, als ich verſicherte, die Vorleſung ſonſt aufgeben zu müſſen; und ſo hab' ich undankbar ſie dennoch aufgegeben, auch nachmals in meiner Armuth nie ein Honorar für Vorleſungen gezahlt.

Am Schluſſe des erſten Semeſters habe ich in Dölzig gepredigt, wo das Pfarrhaus mir befreundet war. Ich hatte, was ich ſo gar nicht verſtand und nur gehörten Predigten nachmachte, blos für dies eine mal unternommen, um zu ſehen, wie ich das lernen könne und wie mich's anſpreche. Ich habe wenigſtens für mich ſelbſt mit rechter Andacht geredet, aber ich mußte mich ſehr zuſammennehmen in meiner Betrübniß, denn an demſelben Tage, die Predigt war doch einmal beſtimmt, wurde meine Schweſter Charlotte begraben. Sie war viel geliebt worden. Zweimal hat ſie's zur entſcheidenden Werbung kommen laſſen, da war ſie plötzlich zurückgeſchreckt. Wie ſie mir das erzählte, ihrem Vertrauten von der Krankheit her, konnte ſie das ſelbſt nicht begreifen, denn es waren tüchtige Männer in glücklichen Verhältniſſen. Als ich daran dachte, Juriſt zu werden und unſers gemeinſamen Vaters treuer Gehülfe, hat der Gedanke zwiſchenein geſpielt, daß ſie mein Lohn werden könnte. Ich habe das doch als unverſtändiges Hoffen zurückgewieſen, ihr's nie ahnen laſſen, auch hat

das brüderliche Gefühl immer die Oberhand behalten. Der sie endlich festgehalten, war den Aeltern nicht erwünscht. Das junge Paar lebte in Leipzig, ich brachte oft die Abende bei ihnen zu. Ihr zu früh geborenes Kind starb über der Taufe. An diesem Tage wurde mir der Stein des Ringes, den ich von ihr trug, und an der linken Hand, auf dem Fechtboden zerhauen. Ihrem Klärchen ist Charlotte nach wenig Tagen gefolgt.

So lag Trübsal genug auf dem ersten akademischen Semester. Im Spätherbst hatte ich die zerstreuten Blätter vergangener Tage gesammelt und alles reinlich in einem Bande zusammengeschrieben. Einiges Schalkhafte ist dabei, einiges trotzig Vaterländische, vorherrschend doch das zärtlich Empfindsame, in Lied und Romanze, in verschlungenen Reimen und in antiken Versmaßen. Der Gedanke es zu veröffentlichen, ist dabei gewesen, aber in einiger Scheu und in der Lust an Maskeraden, die mich lange verfolgt hat, auch wol in einer Ahnung, daß es mein eigener Nachlaß sei aus jungen Jahren, nannte ich's Hermann's Nachlaß, und eine Vorrede berichtet vom Leben und Sterben dieses Freundes, das eben nur das Rosenöl war des dichterisch und sehnsüchtig Hinsterbenden aus meinem eigenen Leben, ohne seinen Ueberschuß an munterer Jugendkraft.

Ich hatte schon mehrere Jahre an der linken Brustseite einen Dolch getragen, den die glauchauische Schwester, die auch meinen eiteln Wünschen gern nachgab, mir hatte machen lassen, wie sie von mir wußte, am wenigsten um jemand ein Leid damit zu thun; mir war's ebenso sehr ein Gefühl persönlicher Sicherheit als ein sicherer Todten-

führer, wenn das Leben gar zu trübe komme. Aber die jungen Damen in Glauchau, die das Geheimniß entdeckt hatten, ärgerten mich gelegentlich durch das Verlangen nach dem Dolche, um ein Butterbrot zu ſchmieren. Deſto zuſtimmender ließ ich gelten, was ſolch ein friſcher Mund mir hinwarf: zum Leben gehört nur Luſt und Courage.

Als ich den erſten Korintherbrief auf eigene Hand zu leſen begann, kam mir der Gedanke eines kleinen chriſtlichen Epos: das Chriſtenthum im erſten Kampfe mit der altgriechiſchen Religion, als Märtyrergeſchichte, die Perſonen erdichtet, nur im Hintergrunde die hohe Greiſengeſtalt des Johannes. Ich las zur Vorbereitung Milton's „Verlorenes Paradies" mit reiner Luſt, dann den „Meſſias", und es gehörte die ganze uns noch überlieferte Ehrfurcht vor Klopſtock dazu, daß ich ihn bis zu Ende geleſen habe. Die Ausführung fiel in die Zeit der Gefährdung meines Augenlichts, und es war mir ſehr tröſtlich in dieſem dunkeln Stilleben, als ich mit verbundenen Augen, dem innern Geiſteslichte wehmüthig vertrauend, die Hexameter niederſchrieb, deren Zeilen ſich der nachmaligen Betrachtung nicht ſelten durchkreuzten. Den Gedanken des Gedichts, das ich den Glauben nannte, habe ich nach Jahren, als ich Châteaubriand kennen lernte, in der poetiſchen Proſa ſeiner „Märtyrer" wiedergefunden. Im Sommer 1819 trug ich mich mit dem Plane eines „Erbauungsbuches für Jungfrauen und Jünglinge", es iſt aber nur eine ſchwunghafte Vorrede dazu geſchrieben über die Einigung von Religion und Poeſie.

Philoſophiſche Vorleſungen habe ich bei Krug verſucht, aber nicht ausgehalten. In den drei erſten Semeſtern hörte ich nur bei Amadeus Wendt, der Aeſthetik und Pſychologie ſinnig vortrug; bei Heinroth Anthropologie, und ſeine geiſtreiche Weiſe zog mich ſo an, daß ich auch über die Nachtſeite, über Seelenſtörungen, wie er ſie eintheilte in Tobſucht, Wahnwitz und Blödſinn, als entſprechend den drei Geiſtesvermögen und allein von der Sünde hergeleitet, ein ganzes Collegium abſaß. Insbeſondere war ich ein treuer Schüler des Ritters Hermann, wie er genannt wurde, mit ſolchem Eifer, daß ich bei einem Feſte in Altenburg um Mitternacht den Ball verließ, um den Anfang von Hermann's Vorleſung über den Pindar nicht zu verſäumen. In der Nacht verirrten wir uns, ich und mein Bruder, der in der Adlerapotheke als Lehrling ſtand, wir kamen an eine Mauer mit einem Thorweg, an den wir heftig pochten, um jemand zu erwecken, der uns den Weg zeige. Als alles ſtumm blieb, klimmte ich an der Mauer hinan, um in den Hof zu ſehen. Ich ſah nur Leichenſteine, es war ein Gottesacker, an deſſen Thor wir gepocht hatten. Es war mir ſo ſchauerlich, wie nach Jahren einmal in Sciacca, auf der Südküſte von Sicilien, als ich aus Neugierde auf eine Mauer ſtieg, um in ein Kloſtergebäude zu ſehen, und eine ganze Verſammlung von Leichen in Kapuzinerkutten erblickte, die, dort in einer Kluft zu Mumien geworden, in dem Saale verſammelt ſtanden. Der unerwartete Anblick war doch in beiden Fällen nicht von trüber Vorbedeutung, wir konnten uns vielmehr an jenem uns nicht unbekannten Gottesacker orientiren und

als früh 10 Uhr Hermann mit seinen Sporenstiefeln aufs Katheder stieg, war auch ich auf dem Platze.

Meine häuslichen philosophischen Studien habe ich mit Krug's „Fundamentalphilosophie" angefangen. Das führte mich rasch zu Kant, ich habe die „Kritik der reinen Vernunft" mit ehrfurchtsvoller Scheu studirt, dann seine andern Werke. Danach zu Fichte. Den Stier gleich bei den Hörnern fassend, begann ich mit der „Grundlage der Wissenschaftslehre". Die Vorlesungen über die Bestimmung des Menschen und des Gelehrten waren die Erholung von der harten Arbeit. Was man damals von Schelling kannte, schien meiner Naturanschauung zu entsprechen. Von Jacobi waren es die Resultate und die edle Form, die mich anzogen. Von Fries lernte ich nur das Studentenbuch „Julius und Evagoras" kennen: Todesliebe in des Lebens Freude. Ich machte mir sorgfältige Auszüge, aus der „Kritik der Vernunft" seltsamerweise lateinisch. Die philosophischen Studien erfüllten das ganze Jahr 1819 und wollten sich zu einer eigenthümlichen philosophischen Anschauung gestalten, welche ich niederschrieb als „Andeutungen zu einer auf das Kantische System gegründeten Harmoniologie". Es war auf der Grundlage der Erkenntnißlehre Kant's ein religiöser Ueberbau, der auch das innerste Leben der Natur und die Bedeutung des Staats erklären wollte. Ich hielt dafür, die Philosophie erfülle mich mit Ideen, die einst verwandelt aus dem Herzen hervorgehen sollten als heilige Bilder der Poesie.

Für diese und nachfolgende Studien half mir vornehmlich Lincke, der auch wissenschaftliche Bücher hielt, und seine Leihbibliothek wurde mir immer mehr statt der Vorlesungen

zur Universität. Einen andern guten Einfluß übte das Alte Paulinum. Dieses Universitätsgebäude hatte einen eigenen Nachtwächter, der besonders die Tabulate, so hießen die Stockwerke, als feuergefährlich zu begehen hatte. Da war denn üblich, daß man den Stubenschlüssel heraus ins Kamin legte, der Nachtwächter, bevor er abrief, im Sommer nach 3, im Winter nach 4 Uhr, schloß auf und weckte gegen eine vierteljährliche kleine Erkenntlichkeit. Im Winter setzte man vor Schlafengehen den Kocher mit Wasser in den Ofen, der an der Seite schräg gegen die Ofenthür eine Oeffnung hatte, aus dieser ließ man einen Span herausgucken, der mit dem Holz um den Kocher zusammenhing. Der Nachtwächter hielt seine Laterne an den Span, und rief dann eindringlich in die Kammer: „Stehen Sie auf, das Kaffeewasser wird gleich kochen!“ Ich war bis dahin ein Nachtschwärmer gewesen, auch im Arbeiten, jetzt gewöhnte ich mich an diesen Frühgottesdienst der Wissenschaft, und konnte dafür manche Nachmittags- oder Abendstunde, jetzt noch zu ästhetischen, später zu studentischen Zwecken leichtsinnig durchbringen.

Auch ließ mit der Zeit sich mancherlei freundlicher an. Ein anderer Student theilte mit mir sein Zimmer, das auf die andere Seite herausging, wo man Sonne und Mond aufgehen sah, ein Garten, damals im tiefen Stadtgraben, und die Lindenallee vor den Fenstern. Wir kamen gut miteinander aus, er stand nach 3 Uhr mit auf, legte sich aber gewöhnlich gegen 7 Uhr als sehr müde wieder zu Bett, und wie er als mein Erblasser dieser Wohnung hinwegzog, war mir's noch lieber. Ich bekam das König-

liche Stipendium, 30 Thaler jährlich, eine große Hülfe. Die Bedingung war eine lateiniſche Abhandlung, eine Chrie, wie es genannt wurde, und vor der Empfangnahme jedes Quartals ein kleines lateiniſches Examen, während auf dem Tiſche, hinter welchem die Examinatoren ſaßen, ſchon die blanken Thaler lagen. Das erſte mal frug mich Tittmann nach irgendeiner Rechtsformel, und fuhr mich an, als meine Antwort ſtockte: „Sie wollen ein Juriſt ſein, und wiſſen das nicht!“ So ergab ſich, daß ich noch als Juriſt eingezeichnet war. Auch in das königliche Convict rückte ich ein, und da ich unterdeß wie in Altenburg bei befreundeten Familien Tiſche erhalten hatte, zugleich mit mancher freundlichen Bekanntſchaft, konnte ich den Mittagstiſch, wie üblich, verkaufen, und war abends mit Brei und ſogenanntem Convictſchinken, einer guten Art Brot, wohl verſorgt.

Zu Oſtern war Herbſt nach Jena gegangen, und da Robert ſich ganz ins Studentenleben warf, war ich den Sommer wieder ziemlich einſam. Das Ziel meiner Abendſpaziergänge war oft der Gottesacker eines der umliegenden Dörfer, am liebſten die Theklakirche, eine kleine alterthümliche Dorfkirche, die von ihrem Dorfe entfernt, nur von einzelnen Gräbern umgeben, in der weiten Ebene auf einem Hügel liegt. Wollte ich mir für einen Nachmittag eine rechte Güte thun, ſo habe ich da geſeſſen mit einem Buche von Jean Paul, der, ſchon von Altenburg her befreundet, mir jetzt in ſeinem Humor und in allen ſeinen Ueberſchwenglichkeiten erſt recht das Herz abgewann, wenn ich ſchon Goethe als den höchſten Meiſter verehrte, auch

ſein ſpäteres höfiſches Weſen gegen Herbſt vertheidigte, nur daß ich von der Gemeſſenheit ſeines Stils noch ohne Verſtändniß war. Ich hatte die Fähigkeit, auch im raſchen Gehen zu leſen. Eines Tags, als ich nach Penig in die Ferien ging, es ſind 12 ordentliche Wegſtunden, las ich den erſten Theil der „Flegeljahre", und da Regen kam, mich's aber zu ſehr intereſſirte um das Leſen einzuſtellen, ſind die Blätter ſo eingeweicht und zuſammengeklebt worden, daß Meiſter Lincke, der mir ſonſt manches Leſegeld überſchlug, Erſatz forderte. Vor allem war der „Titan" mein Lieblingsbuch, und die dahinſterbende Liane verſchwamm mir unmerklich mit Marien. Vor der Theklakirche mit einem Bande des „Titan" gelagert, habe ich an meinem 19. Geburtstage ſinnend und ahnungsvoll in die Ferne geblickt, wenn ich auch nicht ein prophetiſches Geſicht davon hatte, wie ſich's nach mehr als einem Jahrzehnt erfüllte, daß die Glocken lauteten, der bekränzten kleinen Kirchthür ein Zug von Wagen nahte, im erſten mit mir eine holdſelige Jungfrau ſaß, im blonden Haar den Brautkranz mit dem langen Schleier, und am Altar ein alter Freund Tzſchirner's ſtand, bereit, den Segen eines ewigen Bundes über uns zu ſprechen.

Ich ſteckte mir in dieſem Sommer noch ſtolze Ziele. „Dichter, Philoſoph und Theolog" — ſteht im Tagebuch — alle drei wollen ja eigentlich eins, nur auf verſchiedene Weiſe, Lebensherrlichkeit, Wahrheit und Frieden der Welt zu bringen." Doch durch den jungen philoſophiſchen Ernſt etwas bedenklich geworden über den Dichter, beſchloß ich meine Tragödie, „Die Wage", an Müllner zu ſenden, der

damals durch die „Schuld“ und durch den „Yngurd“, in welchem wir Napoleon's tragiſches Geſchick erkennen wollten, als der erſte dramatiſche Dichter und zugleich als ein ſcharfer Kritiker galt. Ich ſchrieb ihm unter fremdem Namen, daß ich von Kind auf mich geſehnt habe nach der heiligen Kunſt, und doch nun vom Zweifel angefallen werde, ob ſie mir beſtimmt ſei. Er möge nach dieſem Trauerſpiel über mich ſprechen, ſtreng und ohne Mitleiden, ich wiſſe, daß allein für den Dichter Mittelmäßigkeit nicht gelte, beſſer daß ich jetzt aus dem Paradies verwieſen werde, als daß ich an das Unerreichbare meine Jugendkraft vergeude, und dann mir's der Cherub mit dem Flammenſchwert auf immer verſchließe.

Müllner hat geantwortet: „Mein Herr! Der Verſuch, welchen Sie mir vertrauensvoll mitgetheilt haben, gehört der ſchwerſten Gattung der Poeſie an. Er enthält nichts, was mich beſtimmen könnte, Ihnen die Beſchäftigung mit der tragiſchen Dichtkunſt zu widerrathen. Ihre Phantaſie und Ihre Empfindung ſtehen in enger Wechſelwirkung, ſie erwärmen und entzünden ſich eine die andere, und wecken einen Trieb, geiſtig zu ſchaffen, was die dürftige Wirklichkeit der ſinnlichen Natur nicht gewähren kann. Das dünkt mich Anlage, und Anlagen ſoll man üben. Der Erfolg hängt von dem Ernſt des Strebens und von den zufälligen Umſtänden des Lebens ab. Ueberdies — Ihr Herz ſchlägt warm für große weltbürgerliche Ideen; geſetzt auch, daß Sie nie dahin gelangten, wohin Sie wollen, immer wird es gut ſein, daß der elektriſche Stoff, den die Reibung der Idee mit der unſchönen, eckigen Wirklichkeit des geſellſchaft-

lichen Weltzuſtandes ununterbrochen häuft, von Zeit zu Zeit in die freie Sphäre der Phantaſie ſich entlade.“

Ich hatte auch mein kleines Epos zu der Preisbewerbung getragen, die damals von der Brockhaus'ſchen Buchhandlung für eine poetiſche Erzählung in der „Urania“ ausgeſchrieben war, deren vorjährigen Preis Schulze's „Bezauberte Roſe“ gewonnen hatte. Es war das von mir ganz insgeheim geſchehen und bis auf dieſe Stunde hat es niemand gewußt. Faſt gleichzeitig mit Müllner's Brief erſchienen die Urtheile über zahlreiche Preisbewerbungen, über die meine: „Die Form iſt der Idee weit nicht gewachſen.“

Da ſind einige Luftſchlöſſer zuſammengeſtürzt. Ich ſagte zwar zu mir: das waren Schularbeiten, ich werde Beſſeres machen. Aber wie jetzt in ſtrenger Denkarbeit ich den Weg nachging, den der deutſche Geiſt durch die philoſophiſchen Schulen gegangen war, wich die Muſe ſtill von mir zurück; ich meinte auf ein ſchöneres Wiederſehen.

Seit einem Jahre war ich nun Student. In der ſittlichen Erſtarkung, die im Zuſammenhange mit der Kantiſchen Philoſophie das für recht Erkannte unbedingt thun wollte, zumal auch die Wohlthäter, die nur an der Burſchenſchaft Anſtoß genommen hatten, nicht aufzufinden waren, trat ich in dieſelbe zurück mit dem Entſchluſſe, jedes Geſchick mit ihr zu theilen.

Dieſe akademiſche Verbindung war am 12. Juni 1815 in Jena zunächſt durch ſolche gegründet worden, die, aus dem großen Volkskriege zurückgekehrt, noch mit dem Ernſte deſſelben ein vernunftgemäßeres vaterländiſches Jugendleben

auf der Universität begründen wollten, und die Kraft hatten, mit dem Worte und mit dem Degen es durchzusetzen. Sie und von ihnen Angeregte waren eingetreten in die bestehenden Landsmannschaften, und hatten so den Beschluß derselben herbeigeführt, in ihrer Besonderheit sich selbst aufgebend zur allgemeinen deutschen Burschenschaft zusammenzutreten. Diese hat sich in den nächstfolgenden Jahren auf die meisten deutschen Universitäten verbreitet, im Kampfe mit den vorgefundenen Landsmannschaften, die damals großentheils nur mit der Absicht fröhlicher Geselligkeit unter Landsleuten und auserwählten Genossen eine despotische Herrschaft über alle andere Studirende beanspruchten, die Ehrbarkeit der Sitten oft verhöhnten, eine nur conventionelle Ehre auf den Schläger stellten und als echte Landsmannschaften sogar auf bestimmte Werbekreise geographisch beschränkt, die Zerspaltung Deutschlands an sich selbst darstellten, sodaß gelegentlich zwei Verbindungen Mann für Mann, je nach akademischen Jahren und Würden, ohne persönliche Beleidigung einander gegenübergestellt sich duellirten, was sie einen Kampf pro patria nannten.

Die Burschenschaft wollte auf jeder deutschen Universität sämmtliche ehrenhafte Studenten in ihr Recht aufnehmen und die Burschenschaften sämmtlicher deutschen Universitäten zu einer Einheit verbinden. Auch den Gegensatz des Protestantischen und Katholischen hatte sie überwunden: war sie von den österreichischen Universitäten durch die strengere Schulform meist ausgeschlossen, so hat sie doch auf vorherrschend katholischen Hochschulen, wie Breslau und Würzburg, kräftig bestanden. Das Wartburgfest von 1817 war

das erſte Hervortreten dieſer Einheit, welche dann durch Abgeordnete von 14 Univerſitäten zu Jena in einem Hauſe, das noch heut in guten Händen iſt, eine „Verfaſſungsurkunde der allgemeinen deutſchen Burſchenſchaft“ erhielt als „vom 18. Tage des Siegesmondes im Jahre 1818“.

„§. 1. Die allgemeine teutſche Burſchenſchaft iſt die freie Vereinigung der geſammten wiſſenſchaftlich auf der Hochſchule ſich bildenden teutſchen Jugend zu Einem Ganzen, gegründet auf das Verhältniß der teutſchen Jugend zur werdenden Einheit des teutſchen Volkes.“

„§. 2. Die allgemeine teutſche Burſchenſchaft als freies Gemeinweſen ſtellt als den Mittelpunkt ihres Wirkens folgende Grundſätze auf: a) Einheit, Freiheit und Gleichheit aller Burſchen untereinander, Gleichheit aller Rechte und Pflichten. b) Chriſtlich-teutſche Ausbildung jeder geiſtigen und leiblichen Kraft zum Dienſte des Vaterlandes.“

Dieſe Einheit ſollte ſich darſtellen jährlich um dieſelbe Zeit durch eine Verſammlung der Abgeordneten aller einzelnen Burſchenſchaften und durch die Wahl einer geſchäftsführenden Burſchenſchaft für die Zwiſchenzeit. Jener allgemeine Burſchentag ſollte die Verfaſſung der einzelnen Burſchenſchaften überwachen, daß ſie mit den anerkannten Grundſätzen übereinſtimme, Förderliches zu brüderlicher Annahme vorſchlagen und Streitigkeiten von Burſchenſchaften untereinander, ſowie Einzelner mit ihren Verbindungen richterlich entſcheiden, ſodaß eine Burſchenſchaft, die dieſen Geſammtwillen nicht anerkenne, ſich von ſelbſt ausſchließe. Dazu allgemeine Gaſtfreundſchaft (man war

bald genöthigt beizufügen: auf drei Tage) und gegenseitige Anerkennung der Mitglieder wie der ausgesprochenen Ehrenstrafen.

In dieses Allgemeine eingeordnet, mochte jede Burschenschaft ihre gesellschaftliche Ordnung festsetzen. Insgemein hielt man auf zwei halbjährlich durch allgemeines Stimmrecht erwählte Behörden: einen Vorstand, welcher durch Wahl aus seiner Mitte bestimmte Geschäfte auf das Halbjahr vertheilte, aber für die Führung des Ganzen einen Sprecher nur auf je einen Monat erwählte, und einen zahlreichen Ausschuß, zwar vorkommendenfalls als aufsehende Behörde, doch vorzugsweise zur innern Ordnung und Einwirkung auf die Einzelnen, indem für jedes Semester alle Mitglieder in Klassen zu etwa 10 Mann verlost wurden, und zwar in jede Abtheilung Mitglieder der verschiedenen studentischen Alter. Jeder solchen Klasse, die mancherlei Eigenthümliches unter sich einrichten konnte, stand ein Ausschußmann vor. Der Vorstand bildete eine Klasse für sich unter dem jedesmaligen Sprecher. Bei der allgemeinen Gleichheit und Freiheit Unterordnung unter das selbstgemachte Gesetz und unter das selbstgewählte Amt, doch so, daß der allgemeinen Versammlung in ihren Mehrheitsbeschlüssen die letzte Entscheidung zukam. Alles die gesellschaftliche Ordnung Betreffende, jede wichtige Angelegenheit, oder wo der Ausschuß dem Beschlusse des Vorstandes widersprach, endlich Appellationen Einzelner gingen an diese allgemeine Versammlung, die mindestens jeden Monat einmal gehalten werden sollte. Der Sprecher konnte gleich in derselben abstimmen lassen, oder wo er

dies für angemeſſener hielt, faſt ebenſo raſch durch die Klaſſen.

Wol alle Burſchenſchaften hatten den jenaiſchen Wahlſpruch angenommen: Ehre, Freiheit, Vaterland. In Leipzig hat man noch den lieben Gott vorgeſetzt: Gott, Ehre, Freiheit, Vaterland; eine ſtiliſtiſch nicht ganz reine Zuſammenſtellung, doch ohne alles doctrinäre oder pietiſtiſche Parteiweſen, wie ſich das nachmals an burſchenſchaftliche Kreiſe angeſetzt hat, ſollte das nur auf den chriſtlichen Grundcharakter hinweiſen, und wir ſind ſelbſt einmal, die ganze Genoſſenſchaft, zum Heiligen Abendmahl gegangen, wobei doch geſchah, daß über der Beichtrede, die D. Goldhorn in der Thomaskirche hielt, einer von uns, ein roher gutmüthiger Geſell, ſich ſtill davonmachte, und nachher über die Urſache ſeines Rückzugs befragt, ausſagte, es wäre doch gar ſo viel von Inſichgehen und Würdigkeit die Rede geweſen, da ſei ihm ſo zu Muthe geworden, als wenn für ihn ſich beſſer ſchicke davonzugehen.

Als Zweck war in der leipziger Urkunde angegeben: „Volksthümliche Ausbildung für den Dienſt des Vaterlandes, Aufrechthaltung und Beförderung der Gerechtigkeit, Sittlichkeit, Ruhe und Ordnung, ſowol in Beziehung auf die innern Verhältniſſe der Burſchenſchaft unter ſich, als auf die Verhältniſſe zu den beſtehenden Behörden und zu allen Nichtſtudirenden.“

Das Bücher-Auto da Fé bei dem Wartburgfeſte, das man übermüthig und unbedacht dem D. Luther nachmachte, obwol es in Wirklichkeit nur alte Predigten, Ritterromane und andere Makulatur verzehrte, auch nur die Epiſode

einiger Schwärmer innerhalb des hohen Festes war, hatte eine mächtige Partei gegen diese Jugend aufgereizt. Die blutige That Sand's erwies sich zwar der Burschenschaft fremd, aber er hatte ihr angehört, war in ihren jenaischen Kreisen zur düstern Schwärmerei gesteigert worden, und seine grenzenlose Hingebung verwirrte das Urtheil nicht blos der Jugend über die That. Die Burschenschaft als solche hatte nichts unmittelbar Politisches an sich, sie dachte nicht an einen sofortigen Einfluß auf den Staat: dennoch hatte sie eine politische Bedeutung und würde die größte Bedeutung erlangt haben, wenn sie, unter verständigen Schutz genommen, ihr Ziel erreicht hätte. Auch hatten wir davon ein starkes Bewußtsein, indem wir, uns ideal mit der ganzen gebildeten Jugend zusammenfassend, untereinander sagten: von uns, die wir nach wenig Jahren die Staaten und die Herzen lenken werden, wird der Sieg gesetzlicher Freiheit und die wahre Einigung unsers Volks ausgehen. „Wer die Schulen beherrscht, beherrscht die Zukunft", und hier galt es der Hochschule, sämmtlichen deutschen Universitäten, auf denen diejenigen gebildet werden, die über kurz oder lang die Beamten und Räthe der Fürsten, die Richter, Aerzte und Lehrer des Volks sind. Daher die Partei, welche damals unter den Fittichen der Heiligen Alliance herrschte und die Karlsbader Beschlüsse von 1819 hervorrief, sehr wohl gewußt hat, was sie wollte, als sie vor allem die Burschenschaft verfemte.

Innerhalb derselben brachte das altdeutsche Wesen in seinen Uebertreibungen manche Lächerlichkeit zu Tage, und die universale Absicht, die doch nur in Jena auf kurze

Zeit durchgesetzt werden konnte, ließ manche Mitglieder aufnehmen, die man in ihrer Wehrlosigkeit und Harmlosigkeit bisher nicht gewohnt war als vollberechtigte Glieder einer akademischen Verbindung zu sehen. Dennoch war es ein ideales Jugendleben, auch in seiner verkümmerten Wirklichkeit, nicht ohne Bedeutung für das, was jetzt im ganzen Volke gilt, und was schon der wahrhaft vaterländische Gehalt des Jahres 1848 war, wie sich dieser Verlauf sinnbildlich darin darstellte, daß die verbotene Burschenschaftsfarbe, Schwarz Roth Gold, die uns als das alte Reichspanier galt, dessen Farben noch heute die päpstliche Schweizergarde trägt, damals das Zeichen und die Fahne des befreiten, geeinigten Deutschland geworden ist; und obwol nur ein äußerlich Ding, wird dagegen eine andere am grünen Tisch erdachte Zusammenstellung der Farben, wenn auch geweiht in siegreichen Schlachten, schwer volksthümlich werden, wenigstens nicht ohne daß man zunächst beide Reichsfarben nebeneinander gewähren läßt.

Ich habe den ersten Winter meiner neuen Mitgliedschaft am geselligen Verkehr noch wenig theilgenommen. Doch erfreute ich mich an den allgemeinen Versammlungen, wenn zur Eröffnung das Lied dahinbrauste: „Sind wir vereint zur guten Stunde", und in einer Versammlung von 300 bis 400 jungen Leuten war die Debatte, wenn auch oft über kleinliche Dinge, lebhaft genug und keine üble Vorschule für politische Beredsamkeit.

Der Uebergang zu staatsrechtlichen Studien geschah mir durch Fichte's „Grundlage des Naturrechts nach den

Principien der Wiſſenſchaftslehre". Gelockt hat mich wol auch der Vorwurf, deſſen beredtes Organ mein guter Pflegevater blieb, daß dieſe unreifen Burſche den Staat, wenigſtens den der Zukunft reformiren wollten, von dem ſie ſo gar nichts verſtänden. Ich habe zwar nicht mit Plato und Ariſtoteles, doch mit Machiavell anhebend, unverdroſſen alle Hauptwerke über Politik, Staatsrecht und Staatswirthſchaft nacheinander geleſen und in Auszügen aufbewahrt. Als die Leihbibliothek erſchöpft war, half mir die reiche Sammlung des Profeſſor Pölitz, die für ſeine Zuhörer, und ich war nicht einmal einer der fleißigſten, in ſo liberaler Weiſe offen ſtand, daß man nur an einem beſtimmten Tage der Woche ſeinem Famulus das Verzeichniß der gewünſchten Bücher zu übergeben hatte, die man am nächſten Tage vorfand, und ich erinnere mich nicht, ein politiſches oder hiſtoriſches Werk gewünſcht zu haben, das ich nicht erhalten hätte.

Da ſich der Mangel an geſchichtlicher Kenntniß aufdrängte, mußte ich für Deutſchland mich behelfen mit dem ſchon damals veralteten Werke von Schmidt, doch habe ich zum Auszuge daraus die Nachſchrift geſetzt: „Sinnend ſchritt ich über die Gräber meiner Ahnen. Wacht auf, ihr Alten, aus den zerſtäubten Särgen, daß ich ſchaue euer friſches Leben und ihr fortan lebt in meinem Herzen, denn mich verlangt ſehr nach den Tagen eurer Kämpfe und eurer Freuden. Da kamen die Geiſter der Vorzeit auf Nebelgewölk, und ſie ſagten mir, wie ſie frei gelebt und geſtorben, ich aber that einen großen heiligen Schwur."

Arndt's „Geist der Zeit“ und Fichte's „Reden an die deutsche Nation“ waren dieser Stimmung eben mundrecht, und als der Frühling 1820 kam, konnte ich meine Gedanken über Recht und Staat und Vaterland zu einiger Klarheit gediehen meinen.

Bei den neuen Wahlen wurde ich damals in den Vorstand der Burschenschaft gewählt, und darin zum Führer der auswärtigen Angelegenheiten. Eine alte Sehnsucht nach dem Süden und nach dem Vater Rhein traf da mit einer burschenschaftlichen Unternehmung zusammen. Wegen drohender Verfolgung war gleich der erste Burschentag von 1819 nicht zusammengekommen, eine geschäftsführende Burschenschaft nicht erwählt worden, und dieses Gemeinsame, die ideale Krone des Bundes, die Aufhebung aller Entfremdung der Stämme und Staaten, der Scheidung von Nord und Süd, des katholischen und protestantischen Zwiespaltes, dieses Vorbild für die Zukunft des Vaterlandes drohte gleich auf dem Wege zur Verwirklichung unterzugehen. In den Karlsbader Beschlüssen war die Burschenschaft besonders deshalb verboten, weil „diesem Verein die schlechterdings unzulässige Voraussetzung einer fortdauernden Gemeinschaft und Correspondenz zwischen den verschiedenen Universitäten zu Grunde liege“. Ich besprach mit meinen Amtsgenossen, daß ich auf meine Hand die südlichen und rheinischen Universitäten besuchen wolle, um einen allgemeinen Burschentag zum Herbst zusammenzubringen. Wir bestimmten dazu nach bedächtiger Erwägung Dresden, und versprachen uns strenges Geheimniß, sodaß vorher überall nur der Vorstand davon

wiſſen ſolle. Das Reiſegeld, 25 Thaler, brachte ich mühſam zuſammen, indem ich faſt all mein Beſitzthum theils verkaufte, theils verſetzte, und ſo konnte ich vier Goldſtücke in meinen ledernen Hoſenträger einnähen, jedes für ſich wohlumſtochen, zum Herausſchneiden nach Bedarf.

„Ich habe eine Nachtigall gehört, wahrhaftig eine Nachtigall!“ ſchrieb ich noch ins Tagebuch und gleich nach Mitternacht, den 12. April, zog ich aus, denn ich konnte vor Wanderluſt nicht ſchlafen. Durchs Oſter- und Voigtland war's eine Freundes- und Vetternſtraße. Von Hof ging ich im Saalgrunde nach der nahen Papiermühle, wo ich die in Altenburg vermählte Tochter des Hauſes als Gaſt zugegen wußte. Als ich gegen Abend weiter ziehen wollte, lachten ſie mich nur aus. Es war ein patriarchaliſches Hausweſen in behaglicher Wohlhäbigkeit. An der Spitze ſtand der Papa in der muntern Freundlichkeit des Alters. Die Rede kam auf Reinhard, ſeinen Landsmann, den ſächſiſchen Oberhofprediger, der mir als Kind wie eine Art Hoherprieſter vorkam, daß er auf der Papiermühle ein gern geſehener Gaſt geweſen ſei, „wie Sie jetzt und künftig, junger Herr“. Die Mutter in bürgerlicher Tracht, nur Sonntags in der Spitzenhaube und im ſeidenen Rock, waltete ſtill über dem Hauſe. Ein rüſtiger Sohn ſtand dem Vater zur Seite mit der jungen Frau, ein paar wilde Jüngelchen ſprangen auch ſchon herum. Früh nach dem Kaffee wurde der Morgenſegen, gleich nach dem frühzeitigen Abendeſſen der Abendſegen vorgeleſen, dann aber noch ein Spielchen gemacht, Dippen, eigentlich ein arges Hazardſpiel; der Papa ſah ſehr ver-

gnügt aus, wenn er mit Ehren verlieren konnte, und an der Tochter rühmten wir das milde Hannchengeſicht voll Schalkheit und ſelbſtzufriedenen Bewußtſeins, falls ſie das Trumpfdaus hatte. Wenn der Sohn mich über den Hof hinüberleuchtete in die ſtattlichen Gaſtzimmer, trug er in einer porzellanenen Kanne noch einen Nachttrunk, wie man's nannte, des edeln bairiſchen Biers. Als ich am zweiten Tage aufbrechen wollte nach dem Fichtelgebirge, führte mich der Papa ans Fenſter, von wo man im äußerſten Hintergrunde des Thales die blauen Berge aufgethürmt ſah. „Sehen Sie, da iſt das Fichtelgebirge, das können Sie von der Papiermühle aus recht bequem ſehen, und wollen Sie's noch genauer wiſſen, ſo haben wir eine gute Beſchreibung davon, die können Sie hier in aller Ruhe leſen.“

Am Sonntag, nach dem reichen Mittagsmahle, begab ſich die ganze Familie hinunter in die große Leuteſtube, wo ſchon an einem Tiſche die Papiermacher ſaßen, am andern das Geſinde, am dritten nahm die Familie mit einigen Gäſten Platz. Nach einem kräftigen Liede aus dem Geſangbuche hatte der Papa die Brille aufgeſetzt, und las aus einem Andachtsbuch eine Rede vor, diesmal vom Weltbürgerſinn, wie nur der Chriſt nach dem Vorbilde des Weltheilandes der rechte Weltbürger ſei, der ſeinen Nächſten liebe und in ſeiner Noth ihm beiſtehe, weſſen Stammes er auch ſei, der die ganze Welt am Herzen trage, zugleich der treue Bürger ſeines Vaterlandes und der zuverläſſige Hausgenoſſe. Geſang und ſtilles Gebet beſchloß die Andacht. Der Papa in ſeiner einfachen Weiſe

kam mir vor wie einer der Patriarchen. Als ich nach vier Tagen doch weiter ziehen mußte, hatte die Mama mich reichlich verproviantirt fürs Gebirge, wo nicht viel zu beißen ſei, der Papa drückte mir einige bairiſche Kronthaler in die Hand mit der Einladung baldigen Wiederkommens, jedenfalls, wenn es Gott gefalle, nach zwei Jahren zur Goldenen Hochzeit.

Immer zu Fuß mit dem leichten Ränzchen auf dem Rücken, auch meiſt allein bis auf das Geleite ein Stück Weges von den Univerſitäten aus, bin ich nach Erlangen und Tübingen gewandert, den Neckar hinab nach Heidelberg, von Mainz auf einer Jacht nach Bonn gefahren, und man war da viel geſelliger zuſammengethan als jetzt auf den Dampfbooten, von Bonn bis zum Kölner Dom, dann wieder rheinaufwärts gegangen nach Frankfurt, durch den Speſſart nach Würzburg, über den Thüringer Wald nach Jena. Auf das Burſchenrecht der dreitägigen Gaſtfreundſchaft an jeder Univerſität war gerechnet, aber wie ich meinen ſtillen Auftrag überall an den Vorſtand der Burſchenſchaft hatte und der mit Freuden aufgenommen ward, ſo wurde ich mit denen, die an der Spitze ſtanden, bekannt, die Hände ſchlugen nach Jugendart raſch zuſammen, und die ſüddeutſche Traulichkeit heimelte mich an. Ich hatte das Vaterland geliebt wie eine hohe ferne Braut: nun dünkte mich, daß ich ſie erſt in ihrer Schönheit kenne.

Es war ſo recht in Jugendmuth und Wanderluſt ein frohes Leben, während der Frühling immer reicher aufblühte, und wo ich unterwegs eine muntere Schar traf,

ſchloß ich leicht mich an. Da geſchah's doch zuletzt am Rhein, als bei einem Bauerntanze mir ein Glas Wein und ein nettes Mädchen entgegengebracht wurde, daß ich über dem Tanzen mir einen Fuß vertrat. Ich wollte nicht nachgeben, kam ein wenig hinkend bis Würzburg und mußte 14 Tage liegen bleiben, doch auch da unter guten Genoſſen. Am Rhein, wo ſo viel zu genießen, war bereits das letzte Goldſtück aus ſeiner ledernen Hülle geſchält worden, und ich begann als Bettelſtudent die Pfarrer zu beſuchen, katholiſche wie proteſtantiſche, und habe auch da keine Noth gelitten.

Mir genügen laſſend mit allem, was Gott im Frühlinge geſchaffen, war ich vorübergegangen an allem, was Kunſt und Wiſſenſchaft auf dieſem Wege geboten hätte. Doch in Stuttgart lag mir die Boiſſerée'ſche Sammlung ſchon wegen ihrer altdeutſchen Bedeutung ſehr am Herzen. Abgewieſen, da die Sammlung jetzt geſchloſſen ſei, drang ich vor bis zu Sulpiz Boiſſerée, der mir erklärte, die Bilder ſeien unlängſt neu gefirnißt, jedes Stäubchen, das jetzt in ihrer Atmoſphäre aufgerührt werde, wäre ein unwiederbringlicher Schade, er habe geſtern deshalb ſelbſt Sr. Majeſtät dem Könige es verſagen müſſen, der mit einigen Gäſten gekommen ſei. Ich ſtellte ihm beweglich vor, daß ich auf ſeine Bilder mich ſo gefreut hätte, daß ich arm ſei und vielleicht nie wieder kommen könnte ſie zu ſehen, da ſprach er: „Nun, ſetzen Sie ſich hierher auf dieſen Stuhl und rühren Sie ſich nicht, ich will Ihnen unſer Beſtes zeigen.“ Er brachte und ſtellte wol ein 10 Fuß entfernt von mir auf die Madonna, welche der

Evangeliſt Lucas malt, von van Eyck, den Chriſtophorus von Memling, den erhabenen Chriſtuskopf, und ſo eins dieſer Kleinode nach dem andern, ſodaß ich ſie jedes für ſich allein gerade recht genoſſen habe, und wie er meine Freude daran ſah, ward er ſelbſt immer eifriger, mich über die Bedeutung und Schönheit des Bildes zu belehren, dabei er mir jeden Accent auf die linke Schulter klopfte. Ich mochte gern leiden, daß ſie mir ein wenig weh that, und ſchied mit gerührtem Danke von dieſem kunſtſinnigen Manne, der kaum freundlicher gegen Goethe ſein konnte, als er gegen einen unbekannten Studenten geweſen iſt.

In Baireuth hätte ich gern Jean Paul beſucht, doch habe ich's lieber nicht gethan, denn abgeſehen von meiner ehrerbietigen Scheu vor den Leuten von Gottes Gnaden wußte ich, daß dieſer Halbgott mir in ſeiner Menſchlichkeit etwas herabſinken würde. Ich ſagte zu mir: ſeinen Geiſt, ſein Herz habe ich lieb, das iſt nicht mit leiblichen Augen zu ſehen, und wie der Apoſtel Paulus uns einen verklärten Leib verheißt, habe ich dem Dichter des Titan denſelben ſchon verliehen. Ich ging daher nur an die Stätten ſeines Wandels und ſeiner Helden, in das Thal der Phantaſie und in den ſteifen Garten der Eremitage. Hier zwiſchen den Säulen eines kleinen Tempels, wo er ſicher einmal der untergehenden Sonne nachgeſehen hat wie ich jetzt, rief ich aus: „Wenn große Gedanken ſein Herz durchziehen, wenn er das irdiſche Leben mit Blüten aus der Ewigkeit ſchmückt, ihr Lüfte, flüſtert's ihm zu, ob er vielleicht ſich freue, daß hier ein Jüngling, deſſen Bruſt

er oft erfüllt mit hoher Lebensahnung, für ihn gebetet hat unter Freudenthränen. Und dir Johannes Paulus, wie man den Göttern nur den Unsichtbaren sich opfernd naht, ob nur dein Geist hier weht, so opfere ich dir diesen Pfefferkuchen!“ Dieses edle Backwerk hat sich ungeschickt eingemischt, ich hatte auch eigentlich eine Freudenthräne im Sinn, aber weil diese eben vorhergegangen war, gerieth ich auf den unglücklichen Lebkuchen, den ich soeben auf dem Jahrmarkte gekauft hatte, und ich habe wie von einem Opfermahl die Hälfte davon wieder an mich genommen und mit bestem Appetit verzehrt.

Während der Pfingsten am Rhein hatte ich keine Gelegenheit eine evangelische Predigt zu hören, ich saß am zweiten Feiertagsabend im wilden Bopparter Grunde bei den Trümmern einer alten Burg, der aufgehende Mond spiegelte sich im Rhein, mich ergriff eine rechte Sehnsucht, einmal Gottes Wort zu vernehmen. Außer mir gab's vielleicht keinen protestantischen Theologen in der Nähe, da bedachte ich, hat ein anglikanischer Pfarrer sich selbst getraut, so kannst du selbst dir auch eine Predigt halten in dieser hohen Naturkirche. Auch fiel mir die Legende von dem blinden Heiligen ein, der den Felsen vorpredigte, weil sein muthwilliger Knabe ihm gesagt hatte, es sei eine andächtige Gemeinde, aber beim Schlusse sagten die Steine Amen. Ich stand auf einem Felsstück, tiefe Stille um mich her, nur aus der Tiefe das leise Wogen des Rheins und aus dem Gebüsch schlug zuweilen eine Nachtigall. Nach der feierlichen Eingangsformel sagte ich ungefähr: „Wundert euch nicht, ihr Felsen und Bäume, ihr Wellen und Sterne,

daß ich zu euch rede! Hat doch der heilige Antonius den Fischen gepredigt, ein alter Sänger hat Felsen und Bäume, Lämmer und Löwen durch die Macht seiner Töne bewegt, und der war sogar ein Heide. Nach St. Paulus soll auch die unvernünftige Creatur theilhaben an den Segnungen des Himmelreichs, wie einst bei dem Falle des Menschengeschlechts auch die paradiesische Natur verwelkte und verwilderte, und nur noch einmal im Jahre der sonst stete Frühling vom Himmel zur Erde kommt und sie schmückt einen kurzen Wonnemonat. So kommt denn, ihr Mühseligen und Beladenen, eine fröhliche Botschaft zu vernehmen, wie die unschuldigen Kindlein sie auch nicht verstehen, und doch ihren Segen empfangen. Ihr Berge seid sein Altar, ihr Felsen redet von seiner Ewigkeit, ihr Sterne von seiner Allmacht und der Mensch von seiner Barmherzigkeit. Vom heiligen Geiste, in dem wir leben, weben und sind, will ich zu euch reden, wie er ausgegossen ward in diesen Tagen und ausgegossen werden soll über alles Fleisch." Und so fort habe ich gepredigt und wenigstens mich selber erbaut.

Um die Professoren habe ich auf dieser Wanderung mich gar nicht bekümmert. Nur in Jena bin ich einmal zu Fries ins Collegium gegangen und habe da Gabler, den Professor primarius der Theologie, mit seinen weißen Haaren mitten unter der Jugend sitzen gesehen. Hier hatte die Burschenschaft dem großen Herzog zu Liebe, dem sie nach den Karlsbader Beschlüssen auswärts Verlegenheiten bereitete, sich feierlich aufgelöst im Sinne von Binzer's Liede:

Das Haus mag zerfallen —
Was hat's denn für Noth?
Der Geist lebt in uns allen
Und unsre Burg ist Gott.

Ich habe den 18. Juni in Jena mitgefeiert, wir zogen auf den Eichplatz, da sprach einer, der vor fünf Jahren mitgekämpft hatte: „Es sollte eine Rede gehalten werden, es darf aber keine gehalten werden. So will ich euch nur erzählen von dem Tage, dessen Andenken wir feiern. Blücher lag auf der Walstatt, seine Männer waren der Uebermacht gewichen, da ließ er den Tagesbefehl ausgehen: «Kameraden, wir sind geschlagen, gänzlich geschlagen, aber wir werden siegen, denn wir müssen siegen.» Brüder, auch wir werden siegen, denn wir müssen siegen.“

Die alten Genossen standen meist noch beisammen, und gegenüber Landsmannschaften und Orden, die sich sofort aufthaten, wurde bald auch wieder die burschenschaftliche Form erneut, nur ins Geheimniß zurückgedrängt.

Herbst ging mit mir wieder nach Leipzig, da wir einsahen, nicht wol länger voneinander lassen zu können. Meine Stube sah bei meiner Rückkehr ziemlich öde aus, auch war mir wegen langen Wegbleibens die Convictstelle genommen worden. Doch war guter Rath nicht zu theuer, und ich machte aus der Noth eine Tugend, mich in kleinen Entbehrungen zu üben.

Lust und Ernst zum theologischen Studium hatte ich auch mitgebracht, und gleich auf die Hauptfestung losgehend begann ich bei Winer Dogmatik zu hören. Diese beiden Semester sind mir mannichfach verstört worden, vom ersten

war schon ein gut Stück vorüber, als ich eintrat, und in dem Zeugnisse finde ich eben nur den Besuch in beiden Semestern bezeugt ohne die übliche Bezeugung des Fleißes; doch ist mein stattliches Heft ohne Lücke, ich habe also, was stetigere Zuhörer niedergeschrieben hatten, zum Nachholen benutzt. Winer's eigenthümliches Gebiet war nicht die Dogmatik, sondern eine gründliche, durch ebenso tüchtige Sprachkunde als durch unerschrockene Wahrhaftigkeit getragene Schriftauslegung. Ueber den Streit der sich damals in die Herrschaft unwillig theilenden dogmatischen Systeme unter dem Namen des Rationalismus und Supernaturalismus, von denen jener sich allein an die Vernunft, dieser an die Heilige Schrift halte, kam er zu dem Schlußsatze: erweisen lasse sich nur der Rationalismus, doch wolle man noch einen unmittelbaren Glauben hinzunehmen, so könne man auch Supernaturalist sein. Seine Geschichte der Dogmatik endete mit der Wehklage über eine durch Schelling'sche Philosophie und traurige Zeitumstände herbeigeführte Hyperorthodoxie, Verketzerung der Vernunft, Feindschaft gegen die Dogmengeschichte, Hintansetzung des Sittlichen; als Dogmatiker dieser Verirrung wurde Marheineke und mein nachmaliger lieber College Baumgarten-Crusius angeführt; Schleiermacher gar nicht genannt. Doch da unter den Studirenden in Leipzig die Dogmatik für eine gar langweilige, abstruse Wissenschaft galt, war ich verwundert, sie so menschlich und ansprechend zu finden. Winer war auf jedem Gebiet ein ausgezeichneter Lehrer. Persönlich bin ich ihm damals nicht bekannt geworden, nur daß er uns einmal mitten in der Vorlesung durch-

ging und ich zuerſt auf der Straße ihn einholte, wo er ſich denn beklagte, es habe einer mit ſeinem Nachbar geſprochen, wir ſchienen heute keine Luſt an der Wiſſenſchaft zu haben; und mit allem Zureden war er nicht zurückzubringen.

Bald nach meiner Rundreiſe habe ich auch einen Spaziergang nach Berlin gemacht, da ſonſt niemand aus dem Vorſtande daran wollte. Wiederum zu Fuß, nur ein Taſchentuch im Rock, und ſo kam ich mit dem Spazierſtock durchs Thor, als wär' ich kürzlich hinausgegangen, wohnte bei Rotenhahn aus Franken, verkehrte mit dem heroiſchen Graf Bocholtz, der das Eiſerne Kreuz trug, und die Berliner übernahmen die Botſchaft nach Breslau und den nordiſchen Univerſitäten. Damals habe ich auch Hegel gehört, deſſen Ruhm noch nicht nach Leipzig gedrungen war, in ſeinem ſchwäbiſchen Dialekt ſtockend und waſſerfallartig.

Am Tage meiner Rückkehr traf mich ein großes Leid. Es war üblich, wenn wir nach den Ferien wieder zuſammenkamen, zumal nahe Bekannte, daß ſie ſich umarmten und küßten. Robert und ich fanden daran keinen Gefallen und wir hatten unter uns ausgemacht, daß wir einander immer nur die Hand geben wollen. Eben zurückgekommen ſtand ich im Garten des Burſchenhauſes, umgeben von einem muntern Kreiſe, da kam Robert, eilt auf mich los und will mich umarmen. Ich eingedenk unſerer Uebereinkunft mache eine ablehnende Bewegung, er misverſteht das und in ſeinem tollen Jähzorn ſchlägt er mich ins Geſicht. Wir ſtanden einen Moment alle wie erſtarrt, und er ſelbſt. Er mußte nach dem geſetzlichen Brauch ausgeſchloſſen und

mit Verruf belegt werden, aber auch auf mir drohte der empfangene Schlag zu laſten. Ich hielt meine Hand zurück, erklärte ſofort aus der Verbindung zu treten und nicht mehr Student zu ſein, ließ Müller auf Piſtolen fordern und ging nach Hauſe.

In meinem Tagebuche ſteht: „Mit Robert auf Piſtolen! Er oder ich, iſt's möglich beide. O Gott, daß es ſo weit kommen mußte! Aber ich kann nicht anders, er ſchlug mich, ſoll ich den herrlichen Jungen, den Freund meiner Jugend, in Verruf thun laſſen! Und alle die Wünſche, Hoffnungen, künftigen Thaten? Der Freund des Freundes Mörder! Was darf der Mann danach fragen, geradeaus ſchreitet er ſeine Bahn, wie Pflicht und Ehre gebietet, fürs andere mag Gott walten."

Der hat denn auch gewaltet. Herbſt, die halbe Burſchenſchaft legte ſich dazwiſchen mit der Ueberzeugung, daß ſolch ein unglückſeliges Misverſtändniß zwiſchen Freunden nicht gewöhnlichem Studentenbrauch unterliegen könne, die Boten gingen hin und her, endlich kam Robert ſelbſt, fiel mir ſchweigend um den Hals, und niemand hat der Sache weiter gedacht.

Wie bedeutend unſere damalige Stellung uns erſchien und auch nicht unbedeutend war für das damalige ſtudentiſche Leben, ſo ließ Robert doch ſeine Schnurren nicht. Wir hatten für einen Sonntagsmorgen verabredet, auf dem Hügel der Theklakirche Chocolade zu trinken, die mein Bruder, der Apotheker, vortrefflich zu kochen verſtand. Dort wollten wir die Sonne begrüßen. Müller, um rechtzeitig geweckt zu werden, wollte ſeinem Solo ans Hals-

band einen Faden binden, der zum Fenſter heraus auf die Straße hänge, daran ſollten wir ziehen und der Hund würde bellen. Als wir' noch im Dunkeln an das Schuſtergäßchen gelangten, wo er wohnte, kam uns der Nachtwächter zuvorkommend entgegen: „Ach, Sie wollen gewiß einen Herrn wecken, ich habe den Bindfaden ſchon bemerkt.“ Als wir das bejahten, ging der dienſtfertige Mann voraus und zog den Faden ſofort an. Da ſtürzte eine Maſſe Scherben und aller mögliche alte Plunder auf den Unglücklichen, es war nicht gerade um einen Menſchen zu erſchlagen, doch um ihn recht ordentlich zuzudecken. Er mußte einſehen, daß der üble Spaß nicht auf ihn gemünzt war, und ging murrend davon, von oben hörte man Robert's Gelächter.

Es war ein guter, bewegter Sommer, die Burſchenſchaft im vollen Gedeihen. Wir hatten in der Vorſtadt ein Gaſthaus mit großem Saale für unſere Verſammlungen und mit einem Garten, darin einen Turnplatz. Das war alles verboten, uns kümmerte das nicht. Es bildete ſich eine kleine Bibliothek, eine Burſchenzeitung wurde aufgelegt, zwar ſehr beſcheiden nur in einigen geſchriebenen Exemplaren, dafür ohne Cenſur beſprechend, was gerade die Gemüther bewegte. Der Verein war groß genug, daß ſich einzelne Kreiſe darin ohne feindſeliges Abſtoßen gegen andere bildeten. In den ſpätern Nachmittagsſtunden gingen wir über die Wieſen nach dem ziemlich entfernten Bade, dann wurde gefochten oder geturnt. So eifrig war ich im Abhärten, daß ich neben dem Bett auf dem Boden ſchlief, den Kopf auf einer umgelegten Stuhllehne. Das Ver-

bindungsweſen erforderte manche Stunde, aber indem ich am Frühaufſtehen feſthielt, und es galt als guter Ton, Fleiß und munteres Studentenleben zu vereinigen, gingen die Studien, damals theologiſche und politiſche, ihren Gang.

Ich ſchrieb auch eine Sammlung von Reden nieder, zum Theil in der Burſchenverſammlung gehalten, wo es üblich war, wenn nicht gerade Geſchäftliches drängte, oder zum Eingange, über allgemeine Intereſſen zu ſprechen. Von der Beſtimmung der Menſchheit fortgehend zum Zwecke des Staats, zum Geſchicke des deutſchen Volks und ſeiner Zukunft, ſchloſſen ſie mit der Pflicht ſeiner Jugend für dieſelbe. Mitunter ſtark pathetiſch fordern ſie doch in politiſchen Dingen nichts, das nicht bereits als anerkanntes Recht oder als berechtigte Sehnſucht aller freiſinnigen Parteien gälte. Ihr Vorbild waren die Fichte'ſchen Reden, wie dieſe an die deutſche Nation und zunächſt in Bezug auf die Jugend, ſo die meinen an die Jugend ſelbſt, die Herrſcher der Zukunft, daß ſie lebensfroh, aber auch todesmuthig ihrer großen Aufgabe ſich würdig mache; wie jene Reden in ihrem tiefſten Grunde gegen den fremden Zwingherrn, ſo dieſe offen gegen die herrſchende Unfreiheit und Zerſpaltung für ein freies und einiges Vaterland.

Zum allgemeinen Burſchentage, deſſen Ort und Zeit ein Geheimniß des Vorſtandes blieb, wurden Müller und ich als Abgeordnete gewählt, Herbſt ging als treuer Beiſtand mit. Abgeordnete faſt von allen deutſchen Univerſitäten waren gekommen, eine auserwählte Schar. Wir tagten dem Polizeiamte faſt gegenüber in zwei kleinen Gaſt-

höfen der Scheffelgasse, wo um diese Zeit insgemein großer Studentenverkehr war, und was die Klugheit rieth, wurde mit Vergnügen bewirkt, daß wir abends ein munteres, fast ausgelassenes Leben führten, was über jeden Verdacht geheimen Verbindungswesens erhaben war.

Die große Bedeutung, welche wir auf die allgemeine deutsche Burschenschaft legten, war allerdings nur eine ideale, daß der Gedanke der Einheit Deutschlands, in langen Jahrhunderten fast erstorben zum Unheil des Vaterlandes, im großen Volkskriege als die rettende Macht wieder erstanden, in der neuen politischen Gestaltung übel gewahrt, gegen die Selbstsucht der Fürsten wie der Volksstämme, in den Herzen der Jugend klar und fest geborgen, in unserm kleinen Gemeinwesen zugleich ein Bild, einen pulsirenden Punkt hatte der Verwirklichung zu einem deutschen Reichstage. Doch wie wir in unsern Berathungen zunächst gegenseitige Kenntnißnahme vom Zustande des burschenschaftlichen Lebens auf den verschiedenen Universitäten erhielten, so ist auch gegenüber von Abweichungen und Spaltungen, die bereits hier und da eingetreten waren, sowie von Klagen Einzelner gegen ihre Genossenschaften, mehr durch einen verständigen, angesehenen Rath als durch richterliche Sprüche, manches ausgeglichen und befriedigt worden. Auch wurde beschlossen, daß die Burschenschaft, zwar eingedenk des Vaterlandes und seiner Zukunft, sich doch in Politisches nie einzumischen, sondern streng in ihrem akademischen Wirkungskreise zu bestehen habe. Zur geschäftsführenden Burschenschaft wurde die erlanger ernannt, und so sind wir nach sechs Tagen, in der Meinung, alles wieder

in gute Ordnung gebracht zu haben, mit herzlichem Abſchied voneinander gezogen.

Ich wieder mit Herbſt, mit uns die beiden jüngern Söhne des Fürſten Schwarzenberg, des Feldmarſchalls, der ſich während des Sommers wegen einer Cur in Leipzig aufhielt. Sie waren mit Zuſtimmung ihres Vaters in die Burſchenſchaft getreten, hatten ſich ſehr wacker gehalten, der eine war ſoeben in den Vorſtand gewählt, der andere in den Ausſchuß. Sie trugen eben auch ihre Ränzchen, wir waren frohen Muthes in Tharand, den andern Tag übernachteten wir in Freiberg, da kam früh ein Kurier, der ſie aufſuchte und eilig nach Leipzig zurückrief zum Sterbebette des Vaters. Am 19. October, gerade ſieben Jahre nachdem er als Sieger eingezogen war, wurde der Todte im feierlichen Gepränge hinausgefahren und auf dem Schlachtfelde eingeſegnet, um in die Gruft ſeiner Väter geführt zu werden. Ich brachte dann noch mit einigen Genoſſen den beiden Prinzen im Namen der Burſchenſchaft den Abſchiedsgruß, wir hielten uns lang umfaßt, in Thränen, und haben nie einander wieder geſehen. Am Abend ſchrieb ich ein paar Verſe nieder, welche im Gegenſatze des glücklich zu preiſenden Todten mit der troſtloſen Klage ſchließen:

Dich aber, meiner Väter Land, bewein' ich
Und deiner Spaltung ungeheure Noth!
Biſt du nun glücklich, groß und frei und einig?

Wie dieſer Sieger liegſt du kalt und todt.
Dein Ruhm wird nur als Sage fürder glänzen;
Du biſt gewelkt mit deines Sieges Kränzen.

Herbſt war mit dem Winterſemeſter auf meine kleine Paulinerſtube gezogen, unſere Freundſchaft war männlicher und doch auch inniger geworden, im Gelübde, das jeder ſich ſelbſt gethan, ein Menſch zu werden ſo vielſeitig und vollkommen als er kann, dieſes im vaterländiſchen Sinne und im Glauben, zur Wiederbringung aller anerſchaffenen Herrlichkeit des deutſchen Volks mitwirken zu können, wozu als das Vorliegende und Nächſte ſich unſere gemeinſame Wirkſamkeit in der Burſchenſchaft darſtellte. Haupt war noch unter uns, hatte ſich aber zurückgezogen und gab ſeine Vertheidigung der Burſchenſchaft vor der öffentlichen Meinung heraus.*) Ich war der Sprecher für den erſten Monat des Winterſemeſters. Es galt damals dem neuen Verhältniſſe zu den Landsmannſchaften. Die Burſchenſchaft war auch in Leipzig zum Theil aus ihnen hervorgegangen, nach kurzem Zuſammentreffen im Zweikampfe hatten ſie ſich gegenſeitig in Verruf gethan, d. h. jedes rechtliche Verhältniß zueinander abgebrochen. So hatten wir's vorgefunden, man ging nebeneinander her, womöglich ohne ſich anzuſehen, bei etwaigen Händeln war nichts übrig als die rohe Gewalt. Doch hinderte das nicht, daß ein mir befreundeter junger Petersburger, André von Köhler, der unter den Sachſen war, mir ſeinen reichen Wechſel jedesmal in Verwahrung gab und in heimlicher Nacht ſo viel von dem Gelde abholte, als er gerade brauchte, indem nach frühern Erfahrungen ihm dies am ſicherſten ſchien.

*) Landsmannſchaften und Burſchenſchaft. Ein freies Wort über die geſelligen Verhältniſſe der Studirenden auf den teutſchen Hochſchulen von Leopold Haupt (Altenburg 1820).

Während des Sommers hatte man willig von beiden Seiten über ein Rechtsverhältniß unterhandelt. Wir hatten eingesehen, daß die Landsmannschaften durch den Verruf nicht untergingen und die ganze Fiction desselben unberechtigt sei. In einem rechtlichen Verkehr, wenn auch im Durchgange eines kleinen Kriegs der Duelle, konnten wir hoffen, daß dasjenige Einfluß gewinne, auf dessen geistige Macht wir vertrauten. Auf meiner Stube, die zu einem Hauptquartier der Burschenschaft geworden war trotz des Alten Paulinums, wurde der Entwurf eines Vertrags ausgearbeitet, tief in die Nacht hinein, sodaß der Nachtwächter, als er zu wecken kam, uns noch beisammen fand. Es bedurfte einer Reihe genauer Bestimmungen über das Recht der Verbindungen gegeneinander, insbesondere über Beleidigungen und Duelle, Bestimmungen, die zwar nach dem alten leipziger Brauche (Comment), doch der burschenschaftlichen Anschauung, die den Zweikampf nur für ein letztes Mittel und nothwendiges Uebel ansah, angepaßt werden sollten.

Der Vertrag kam wirklich zu Stande zwischen der Burschenschaft einerseits, den drei Landsmannschaften, Lausitzern, Montanen und Sachsen, andererseits, als zwei gleichberechtigten Theilen, sodaß alle Verhältnisse dieser beiden Genossenschaften gegeneinander und alle gemeinsamen Angelegenheiten des leipziger Studentenlebens durch einen Repräsentanteneonvent entschieden werden sollten, zu dem die Burschenschaft vier und die Landsmannschaften vier Abgeordnete sandten. Hierzu setzten wir die Clausel durch, daß bei Stimmengleichheit eine fünfte Stimme der Burschen-

ſchaft zukomme. Wir haben das gefordert, weil die Burſchenſchaft in der großen Mehrzahl ſei, die Landsmannſchaften haben es nachgegeben, weil ſie meinten, wenn wir nur erſt uns träfen auf dem Kampfplatze (der Menſur), dann würden ſie die bedeutendſten Mitglieder der Burſchenſchaft leicht niederhauen und alle einſchüchtern. Aber in der Geltendmachung burſchenſchaftlicher Grundſätze war der Repräſentantenconvent zugleich ein Ehrengericht mit der Anmaßung, daß, außerhalb der beiden Verbindungskreiſe eines jeden unter ſich, kein Duell auf der ganzen Univerſität vollzogen werden dürfe, das nicht durch dieſes Ehrengericht zugelaſſen ſei. Dieſes hatte unter Vorforderung der Parteien jede Streitſache zu unterſuchen, wo ſich irgendeine Renommage vorfand, d. h. eine abſichtliche und ganz unberechtigte Beleidigung, die Zurücknahme, nach Befinden die Abbitte derſelben zu gebieten, wo ſich aber die Gegner nach Studentenanſicht ordnungsmäßig miteinander verwickelt hatten, ihre Verſöhnung zu verſuchen. Der Repräſentantenconvent konnte ſeinen Beſchluß durchſetzen, da das Zeughaus der Waffen, insgemein auch die Knude zur ordentlichen Abhaltung eines Duells, nur in den Händen der Verbindungen war, und da der gegen den Beſchluß ſich Auflehnende zu gewärtigen hatte, daß der Convent ſelbſt drei aus ſeiner Mitte ſtellen würde, um etwaigen Blutdurſt im Zweikampfe mit dieſen zu ſtillen.

So war denn auch der Kampfplatz weſentlich in unſerer Gewalt und ich ſelbſt habe eine ziemliche Anzahl beabſichtigter Duelle beſeitigen helfen, ja einmal, als wir zwei widereinander recht verbiſſene Geſellen dazu gebracht hatten,

ſich die Hände zu reichen, ſind wir nach ihrem Abtreten ſelber zweifelhaft geworden, ob ihnen nicht beſſer wäre, ihre Verbitterung ſich austoben zu laſſen. Doch meinten wir auch, daß Ehre und Anſtand erfordere, unſer Recht für unſere eigenen Verbindungsgenoſſen beſcheiden zu gebrauchen, und ſo begann ein kleiner, nicht unblutiger Krieg, in welchem beſonders Flauſch-Müller ſeine Heldenthaten vollbrachte. Es war auf dem einmal angenommenen irrationalen Standpunkte wirklich eine Luſt zu ſehen, wie ſeine Klinge Blitz auf Blitz niederſchmetterte, und war er im Kampfe wie ein Wüthender anzuſehen, er wußte doch nachher uns jeden Hieb, den ſeinen wie ſeines Gegners, und jede Finte herzuzählen, als wenn er mit dem kälteſten Blute zugeſehen hätte. Ich dachte mir ihn bereits als einen tapfern Reitergeneral, obwol er noch fleißig mit mir und Herbſt damals die Evangelien ſtudirte, auch hatten wir bei M. Höpfner Unterricht im Hebräiſchen genommen, was doch früh daran zu Grunde ging, daß Müller, wie wir ſo um den runden Tiſch herumſaßen, zwiſchen den Füßen einen Blaſebalg hielt, der durch ſeine geſchickte Manipulation bald dem einen, bald dem andern, insbeſondere dem guten Magiſter einen kalten Luftſtrom auf den Leib blies, was bei der Unkunde über ſeine Erzeugung unheimlich, jedenfalls ſtörend wirkte.

Nach einem moderner und gerade leipziger Sitte ſehr fremden Einfall der Burſchenſchaft wollten wir ein allgemeines ſich Duzen unter den Studenten einführen. Zumal der ſächſiſche Adel beklagte ſich bitter deshalb. „Ich kann doch“, ſagte mir einer aus dieſem Kreiſe, „mich nicht

du nennen mit dem Sohne meines Schneiders oder Schusters!" Ich antwortete: „Das kannst du halten wie du willst, wir aber nennen jeden von euch, den wir für ehrenhaft halten, du; ihr könnt uns meinetwegen Euer Gnaden nennen."

In die erste Burschenversammlung, die ich als Sprecher zu leiten hatte, wurde die Streitfrage geworfen, daß unser überzähliger Abgeordneter nicht erst bei Stimmengleichheit zu holen sei, sondern allezeit mit im Repräsentantenconvent zu sitzen habe. Die Vertragsurkunde hatte darüber nichts bestimmt. Es war vorauszusehen, daß die Landsmannschaften lieber alles wieder aufgeben würden, als diesen ärgerlichen Zeugen ihrer Zugeständnisse immer vor Augen zu haben. Man konnte diese Wahrscheinlichkeit nicht in Abrede stellen, aber die Menge erhitzte sich, und im Gefühle der schon errungenen Uebermacht wollte sie auch diese Demüthigung durchsetzen. Ich stellte vor, daß dann unsere ganze Verhandlung, all unser Gewinn für das Geltendmachen freien vaterländischen Geistes auf der Universität vergeblich sein, der alte rechtlose Zustand wieder hereinbrechen, ja der Verdacht auf uns fallen werde, wir scheuten uns, mit den Landsmannschaften auf der Mensur zusammenzutreffen. Vergebens! Auch ein Theil des Vorstandes wurde von der Menge fortgerissen, nur Herbst stand mir noch treu zur Seite; Müller war abwesend. Es ist immer bedenklich, wenn der, welcher einer Versammlung zu präsidiren hat, selbst leidenschaftlich an der Debatte theilnimmt. Doch konnte ich drohen, die Versammlung aufzuheben, wenn man nicht mehr auf Gründe hören wolle. Alles rief nach

Abſtimmung, deren Erfolg nicht zweifelhaft geweſen wäre. Ich verweigerte dieſelbe, da die Sache nicht hinreichend und bedächtig erörtert ſei. So wogte der Streit einige Stunden bis gegen Abend, es ward immer ſtürmiſcher, die Bänke wurden verlaſſen, die Tafel, hinter welcher der Vorſtand ſaß, war umlagert; da, aufs äußerſte gebracht, erklärte ich die Verſammlung für geſchloſſen.

Es galt jetzt bis zur nächſten Verſammlung zunächſt die Ausſchußmänner zu gewinnen, im traulichen Geſpräche ward einer nach dem andern herübergezogen und verſprach mit ſeiner Abtheilung in dieſem Sinne zu verhandeln. Die beiden Freunde haben mir redlich beigeſtanden, auch die Burſchenzeitung ſetzte ſich in Bewegung. Ich war bereits der Mehrheit ſicher, als ich in der zweiten allgemeinen Verſammlung die Gründe für und wider ruhig darlegte und den Antrag ſtellte, den Landsmannſchaften zu ſagen: „Wir haben zwar das Recht, den überzähligen Abgeordneten jederzeit mitzubringen, allein um unſern Rechtszuſtand mit euch zu erhalten und unſere Kräfte mit euch zu meſſen, wollen wir dieſes Recht nicht gebrauchen.“ Ich war überraſcht und gerührt, als jetzt nicht eine Stimme ſich dagegen erhob, und ich dankte der brüderlichen Gemeinde, daß ſie, nicht mir, ſondern dem Beſtande und Wachsthum unſers Bundes ihren Wunſch geopfert habe.

Im Repräſentantenconvent hat ſich meines Wiſſens niemals die Nothwendigkeit ergeben, jenen verhaßten Ueberzähligen herbeizuholen: unſere Gegenpartei, dieſer misslichen Auskunft eingedenk, ſuchte durch Gründe zu überzeugen,

oder entſchloß ſich nachzugeben. Auch lernten wir unter dieſen Senioren und Subſenioren manche tüchtige Perſönlichkeiten kennen, mit denen wir uns brüderlich vertrugen, wennſchon das Unbillige unſerer Uebermacht vorausſehen ließ, daß dieſes Verhältniß nicht auf die Länge beſtehen werde.

Von Haus aus ſcheu vor öffentlicher Rede und des Gedächtniſſes deſſen, was ich ſagen wollte, nicht vollkommen ſicher, habe ich dieſe Unſicherheit damals ziemlich überwunden, doch nur ſo, daß ich leicht wieder aus der Gewohnheit kam, wenn auch leicht wieder hinein.

Die Burſchenſchaft war im ganzen Bundesgebiete verboten, ihre Mitglieder ſollten von jeder Univerſität weggewieſen, auf keiner andern Univerſität aufgenommen und zu jedem öffentlichen Amte unfähig werden. Doch ſchien dieſelbe Burſchenſchaft jetzt in Leipzig vollkommen geduldet. Wir trugen vor aller Augen das ſchwarzrothgoldene Band, bei akademiſchen Feierlichkeiten den deutſchen Rock mit der Schärpe jener Farben und das befiederte Baret, jedermann kannte das Burſchenhaus, im Sommer die Blaue Mütze am Roſenthal, im Winter die Goldene Gans am Ausgange der Hainſtraße. In dem einen Zimmer ſtand unſere kleine Bibliothek, lagen neben andern Journalen die handſchriftlichen Exemplare der Burſchenzeitung, an einem ſchwarzen Brete hingen Bekanntmachungen, Ankündigung einer Sitzung des Vorſtandes, einiger Klaſſenverſammlungen der Ausſchußmänner, und was ſonſt in einer vielverzweigten Verbindung vorkommt. Als Herbſt, der im Amte des Sprechers mir gefolgt war, gegen Abend am

15. December in die Thür des Burschenhauses trat, sah er den Universitäts-Actuarius mit zwei Pedellen hinter sich herkommen, sprang die Treppe hinauf, riß die Zettel ab, aber bevor er sie noch in die Tasche stecken konnte, hielt ein Pedell ihm den Arm; hiermit hatte die Behörde eine Anzahl urkundlicher Anzeigen wider uns. Herbst erhielt sogleich Stadtarrest, drei Tage gingen noch hin, dann wurden wir beide aufs Career gebracht. Dies war in unserm Alten Paulinum, nur ein Tabulat tiefer, aber ich von dem Freunde getrennt durch die ganze Länge des Gebäudes. Wir hatten doch Zeit gehabt, aus unsern Papieren, die zugleich mit uns in Beschlag genommen wurden, alles Verdächtige zu entfernen, nur hatte Herbst zu seinem schweren Kummer ein Blatt übersehen, das auf den Repräsentantenconvent bezüglich einige Namen der Landsmannschafter zur Mitleidenschaft zog, ich einen Brief, der mir nur vorübergehend Leid gebracht hat.

Das Verhältniß zur akademischen Behörde in Bezug auf Verbindungswesen war lange vor uns ein unmoralisches geworden, nicht allein durch die Schuld der Behörden und der Studirenden, sondern durch Gesetze, einst kaiserliche, dann Landesgesetze, durch welche die akademischen Verbindungen alle verpönt waren, während doch die Jugend nach Herkommen und Corporationsgeist für ihr Recht hielt, nicht davon zu lassen, auch die akademischen Behörden dieses meist anerkennend nur zuweilen, wie es schien aus übler Laune, oder dann eingriffen, wenn irgendeine besondere Unfertigkeit von einer Verbindung ausgegangen war. Daher galt als altväterliche Ueberlieferung die Rechts-

fiction, daß jeder Verbündete, der vor die Behörde citirt wird, eben dadurch aus der Verbindung entlassen, ja nie darin gewesen sei, und daß die allgemeine Pflicht, die Wahrheit zu sagen, vor solchem Verhör eine sehr bestimmte Grenze habe. Außerdem gegenüber dem Versprechen bei der Immatriculation, nicht in eine geheime Verbindung zu treten, behalfen wir unser Gewissen mit der Auskunft, daß die Burschenschaft keine geheime Verbindung sei und nur durch unrechtliche Bedrohungen verhindert werde, in der ihr naturgemäßen Oeffentlichkeit hervorzutreten. Insbesondere sahen wir die Karlsbader Beschlüsse gegen die Burschenschaft für die Gewaltmaßregel einer unvaterländischen Partei an, die keine sittliche Verbindlichkeit für uns begründe.

Die akademische Gerichtsbarkeit war in Leipzig bei dem sogenannten Concilium, das aus dem Rector magnificus, dem Exrector und aus einer Anzahl Assessoren bestand, die von den vier Nationen, in welche sämmtliche Docenten vertheilt waren, noch in alter Weise der prager Universität, erwählt wurden, meist unbedeutende Magister, die Zeit und Sitzefleisch genug zu dieser Assessur hatten, denn auch die Verhöre wurden vor dem versammelten Concilium vorgenommen; sachkundig war insgemein nur der Actuarius, der ebendeshalb zu klug war, um alles zu sagen, was er wußte. Rector war damals D. Müller, insgemein Kanonen-Müller genannt, vom kanonischen Rechte, das er vortrug, wie ich nachmals erfahren habe ein gutmüthiger Mensch, aber fast unbekannt mit allem, was seit Abschluß des kanonischen Rechtsbuches sich in der Welt zugetragen hat.

Noch frei hatten wir im allgemeinen einen Plan der Vertheidigung beſprochen, um womöglich unſere Burſchenſchaft zu retten, indem etwas anderes aus ihr gemacht würde; als Vorſteher wollten wir uns nicht verleugnen. Nach dem erſten Verhör, als ſich die Beweismittel gegen uns einigermaßen überſehen ließen, ſetzte ich, angemeſſen meinen Ausſagen, Fragen und Antworten auf, darin ſich unſere Verbindung als eine harmloſe Leſegeſellſchaft darſtellte. Dieſes wurde von Herbſt durchgeſehen, nach jedem Verhöre ſo weit nöthig vermehrt, mit dieſem Frag- und Antwort-Büchlein mußte ſich jeder genau bekannt machen, der vors Concil gefordert wurde, die Füchſe wurden darüber förmlich von den Ausſchußmännern examinirt. Hierdurch ergaben ſich wunderbar einſtimmige Ausſagen. Als nachmals die Fragen wegen des Repräſentantenconvents hervortraten, wobei unſere Ehre beſonders verpflichtet ſchien, daß die Landsmannſchaften nicht durch unſere Schuld in dieſe Sache verwickelt würden, da wurde dieſer als eine ſehr moraliſche Vereinigung dargeſtellt zur Verhütung der Duelle. Der Rector glaubte das alles, der Actuarius lächelte.

Wir beide Gefangene ſollten zwar von der Außenwelt ganz abgeſchloſſen ſein, Schreibmaterialien waren uns verſagt: allein da meine Ausſicht in einen verſchloſſenen Garten ging, wurde ein Zimmer über meiner Klauſe, das von Studenten bewohnt war, ſogleich von Verbindungsgenoſſen in Beſchlag genommen, und ein Bindfaden von oben brachte alle Abende jede nöthige Mittheilung und Geräthſchaft vor das Eiſengitter meines Fenſters.

Herbſt konnte ſeine Telegraphenlinie unmittelbar auf die Straße herablaſſen. Für die Burſchenſchaft in dieſer Zeit der Bedrängniß hatte Flauſch-Müller eine Art Dictatur übernommen.

Anfangs bin ich mir recht wie ein gefangener Vogel vorgekommen, der Luſt hat, ſein Köpfchen mindeſtens an den Glasſcheiben zu zerſtoßen. Dieſes ſinnliche Grauen gab ſich doch bald, die Weihnachtsfeiertage gingen in dieſer Abgeſchloſſenheit hin, am Sylveſterabend ſchrieb ich in ein Blatt des Tagebuchs: „Es iſt das erſte Opfer, das ich der guten Sache bringe, und ich denke, es ſoll nicht das letzte ſein, darum bring' ich's mit heiterm Muthe. Aus meiner ſchönen Bahn bin ich wahrſcheinlich herausgeriſſen, doch mein Vaterland iſt groß, nur um die Mutter iſt mir's leid, tröſte ſie Gott!" Eine Epiſtel an Herbſt*) ſpricht das Gefühl dieſer Tage aus:

Ha! was ſitzen wir hier im Kerker wie Mörder und Diebe!
Zwiſchen den Freuden der Welt, zwiſchen der Liebenden Bruſt
Steht gleich kaltem Geſpenſt das eherne Gitter. O was grub
Uns lebendig hier ein, denen es leben und frei
Sein Eins heißt? Daß wir ſtrebten der Freiheit würdig zu werden,
Daß wir das junge Geſchlecht frei noch von knechtiſcher Schuld
Deutſchlands Morgenröthe gewonnen, der beſſeren Zukunft
Männer geworben, ihr ſelbſt freudig entgegengelebt,

*) Als Epistola ex Ponto prima. Buschleoni amico. Unterzeichnet: „auf unſerm Jagdſchloß Sanssouci, den 17. Januar 1821. Dein getreuer Rattenfaengerus", ein Spitzname, den ich von dem Goethe'ſchen Liede hatte, das ich mit ſchlechter Stimme gern zur Guitarre ſang.

Das iſt unſere Schuld, nur das warf uns in den Kerker,
Und in dem trauernden Zorn über die knechtiſche Zeit,
Und in dem ſehnenden Blick nach Freiheit hebt ſich ein göttlich
Großes Gefühl: wir ſind Opfer des Guten wie oft
Wir in den Jünglingsträumen erſehnt, daß Gott uns erwähle
Für eine ſchönere Zeit freudige Opfer zu fall'n.
Bruder, der Boden iſt frei, frei uns gleich Murten und Sempach,
Ich bin ſtolz und frei, wie ich mich nimmer gefühlt.
Und das weiß ich nun klar, wie aller der himmliſchen Güter
Höchſtes die Freiheit iſt, nenne ſie Liebe, Vernunft,
Oder wie ſonſt ein Name die Göttliche nennt, der Erde
Höchſtes iſt Freiheit auch, höher denn Kronen und Glück.
Cato konnte nicht anders. Was ſoll ein Leben im Grabe,
Jeglichen Schmuckes beraubt, jeglichen Zweckes beraubt!
Wenn jetzt früh ich erwach', aus Träumen von Freiheit, im Kerker,
Bet' ich: „Freiheit, o Gott, Freiheit!" Das iſt mein Gebet.
Will's auch beten, bis einſt er mich ruft zum Lande der Freiheit,
Wenn ich ein Ritter für ſie freudig das Leben durchkämpft.
Ja hier lieg' ich vor dir, Allmächtiger, hier in dem Kerker
Schwör' ich dir frei zu ſein, ewig für Freiheit zu ſtehn!
Und du Ferdinand ſchlägſt mit ein und Robert der Dritte
Schwör'n wir der Knechtſchaft Haß, ewigen, tödlichen Haß.
Koſte die Fehd' auch Gut und Blut, mag Vater und Mutter
Weinen, es löſt nur der Tod uns von dem heiligen Krieg. —
Freund, mein Herz ſchlägt kühn, ſo ſchlug's den Männern auf Rütli,
Als ſie die Zeit beſchwor'n, als ſie dem Herrn ſich gelobt,
Als Jahrhunderte voll von hehren Gedanken der Freiheit,
Alle die Felder der Schlacht freudig Gefallener voll,
Ahnungsreich vor den Herzen der Gottbegeiſterten ſtanden,
Mahnend zum heiligen Schwur, mahnend zur herrlichen That.
Oft ſchon ſind ja Engel zum Kerker tröſtend geſtiegen,
Ich auch ſah ein Geſicht, als ich begeiſtert ſo ſchwur:
Fern vom Donauſtrom, von Burgund, von den Alpen, vom Nordmeer,
Wo nur deutſch das Wort, deutſch das Gemüth und das Schwert,
War'n die Männer gelagert am Rhein, ein Maifeld Deutſchlands,
Welches verklärt aus der Gruft, jung und unſterblich erſtand.

Fürſten die Väter des Volks gleich Bürgern, die Bürger wie Fürſten,
Alle beſchwur'n ein Geſetz, welches ſie ewig verband,
Welches für jeden ein Herr die Freiheit jedes bewahrte,
All' ein Brudervolk, alle gewappnet und frei.
Und da kehrte zurück, was Schönes vergangene Tage
Jemals ſahn, was dort nur wenige Edle gethan,
Lebte nun friſch im Volk, das freie, begeiſterte deutſche
Herz ſchlug ſtolz und groß, freudig zu ſterben auch groß.
Ha, was ſeh' ich! Ueber dem Volk der Helden Verſammlung!
Reitend auf Nebelgewölk ſchau'n ſie ſegnend herab,
Hermann, die großen Ottonen und Habsburg, Staufen die hohen
Dulder und Streiter des Herrn, Hutten und Sickingen auch.
Weinend ſchaut' ich hinauf, Myriaden Jünglinge ſchauten
Weinend mit mir hinauf, welche den Eid mit geſchwor'n.
Da trat Körner hervor aus Deutſchlands Heldenverſammlung,
Theodor, der einſt auch hier in dem Kerker geſeufzt,
Sprach: „Dies wird Deutſchlands Schickſal ſein. Stärkt euch im Glauben,
Daß dies Bild euch Troſt bring' in der Nacht und im Tod.
Ungeheueres trägt die Zeit im Schoſe, noch gilt es
Gräßlichen Kampf, die Welt iſt aus den Fugen gerückt,
Tauſende Märtyrer nur vermögen ſie wieder zu richten.
Welche den Sieg erkämpft, werden im Siegeszug fehl'n.
Moſes ſah das gelobete Land von ferne, da ſtarb er.
Wählt zu erkämpfen den Sieg, oder des Siegs euch zu freu'n!"
Und wir blickten noch einmal hin zur herrlichen Zukunft,
Wählten dann gern mit dem Tod ſie zu erkaufen der Welt,
Wählten wie Körner gewählt. Da ſegneten all uns die Helden,
Und es verſchwand das Geſicht, — tröſt' es im Kerker auch dich!

Doch war es keineswegs auf die Permanenz dieſes Pathos angefangen, ſo aufrichtig es war. Ich datirte einmal einen Brief aus Sansſouci mit dieſer Erläuterung: „So nenne ich dieſen Zufluchtsort aus dem Getümmel der Welt, weil ich hier für gar nichts zu ſorgen brauche,

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

nicht für Eſſen, Trinken, Kleider, gute Sitten, alles fällt mir von ſelbſt zu, ich brauche keinen Fuß danach zu rühren, kann weder beſtohlen noch entführt werden, kurz, es fehlt dem Ideal des Lebens nichts als die Freiheit, es iſt ſo ſtill und traulich wie im Grabe.“ Ich hatte ein Päckchen Papier in mein Stilleben hineingerettet, auf jener Frühlingsreiſe meines erſten Wanderlebens mit Bleiſtift, bierangefeuchteter Tinte und dergleichen Hülfsmitteln Beſchriebenes, im Zuſtande ſchwieriger Lesbarkeit und drohender Vergänglichkeit. Das hatte ich längſt gewünſcht in ein Buch reinlich zuſammenzuſchreiben. Dazu war jetzt die Zeit. Die Riegel und Schlöſſer des alten Carcers bewegten ſich dröhnend langſam, ſodaß ich immer noch Zeit hatte, meinen Schreibapparat zu verſtecken, wenn der Carcerwärter einmal zu ungewöhnlicher Stunde eintrat; allenfalls wär' er auch zu verſtändig geweſen, um etwa blos wegen eines ſchwarzen Fingers oder eines Tintenkleyes auf dem Tiſche nach der geheimnißvollen Quelle zu forſchen. So genoß ich denn ſchreibend, in der Luſt des äußerſten Gegenſatzes, den Duft dieſer Wanderſchaft noch einmal. Indeß blos abzuſchreiben wäre doch etwas langweilig geworden, ändern mochte ich nicht gern an jenen Wildlingen, daher kam ich auf den Einfall, ſie mit Anmerkungen herauszugeben, und zwar in Geſtalt eines alten pedantiſchen leipziger Magiſters, doch auch ein Stück von mir ſelbſt, der durch ein lächerliches Miſverſtändniß als Demagog auf das Carcer gekommen iſt, und hier die Reiſebriefe, die einer nach dem andern ihm am Bindfaden heruntergelaſſen werden, ſeines Schülers herausgibt, den

er unwillkürlich lieb hat, und doch vor den Ausbrüchen seines zärtlichen, wie seines politischen Enthusiasmus, wie über seinen confusen Stil, sich fortwährend entsetzt. Es erhielt den Titel: „Rhein- und Lenzfahrt des Studiosi Rattenfänger, herausgegeben vom Herrn Magister Autos. Dritte vielfach zu verbessernde Auflage.“ Mit dem Motto:

Es flog ein Gänschen übern Rhein,
Und kam ein Gikgak wieder heim.

Das war nicht die Meinung, ein druckfertiges Buch zu schreiben, sondern nur ein hübsches Manuscript zum eigenen Andenken. Die Reiseberichte sind an jene Luise gerichtet, welche ich aufgegeben hatte, und doch nicht vergessen konnte, während die Marienandacht durch ernste Arbeit und munteres Jugendleben unmerklich zurückgetreten war, so ungern ich scheiden mochte von diesem schönen Schmerze; und Maria war mir mehr als einmal ein Schutzgeist geworden gegen unedle Neigung. Von jener Luise, als meinem alleinigen Publikum, war im ersten Briefe als Honorar für jeden Bogen ein Kuß ausbedungen, sollten sich Verse einmischen, da sie auch vom Buchhändler geringer honorirt würden, die Hälfte. Zu dieser unbekannten Schönheit verhielt sich der Magister bald mit ironischem Lächeln, bald mit altmodiger Galanterie, indem er auf die Hoffnung eines Antheils an dem köstlichen Honorar für seine gelehrten Anmerkungen gerieth, bis einer der letzten Briefe das Bekenntniß brachte, daß alles eine Täuschung sei, und doch auch keine. „Ein Frühling hat mir einst geblüht in Liebesglück, und ich war damals ein Dichter, sowenig ich auch vom Versemachen verstand.

Solch ein Frühling verblüht ſchnell, wie alles Schöne. Da wollte ich jetzt, wo eine langerſehnte Wallfahrt durchs Vaterland mir offen lag unter Blüten, Bechern und Nachtigallen, noch einmal des Lebens volle Freude um mich verſammeln. Der liebe Gott hat mir zum Erſatze für manches, das er mir verſagte, eine Kraft in die Bruſt gelegt, Erinnerungen und Hoffnungen in einen Kranz zuſammenzubinden und der Gegenwart aufs Haupt zu drücken. So dachte ich mir, Luiſe wäre noch mein, dächte daheim des Wanderers und ſänge vielleicht aus dem alten Wanderliede:

Heimat bleibt dir treu und bieder,
Kehrſt nur du als Treuer wieder.

Was iſt denn Traum und was Wahrheit? Ich war glücklich, als liebten wir noch einander, und ich bin glücklich geweſen. Du wirſt dieſe Briefe nie ſehen, und läſeſt du ſie, du würdeſt ſchmerzlich darüber lächeln wie ich."

Hierzu hat der Magiſter angemerkt: „Nein, das heißt die Leute ſchändlich in den April ſchicken. Ich kann mir nun wol auch einbilden, ich bekomme meinen Antheil am Honorar, und mir den Mund danach abwiſchen. Ach ich bin ſo ärgerlich, ſäß' ich nicht auf dem Carcer, ich ſchriebe kein Wort mehr ab, und was die gelehrten Nachträge betrifft, ich müßte ein ſehr dummer Magiſter ſein, wenn ich noch welche ſchreiben wollte. Mir iſt's ſelber wie ein Traum. Alſo gar nichts wär's mit der holdſeligen Luiſe; und ich bin über dem Schreiben ihr ordentlich gut geworden. Am Ende iſt das letzte erſt der Schabernack und geradezu auf mich abgeſehen. Die Hand müßte

dem Jungen einmal zum Grabe herauswachsen, seinen ehrwürdigen Lehrer so anzuführen; und doch wollte ich, es wäre so."

So haben wir miteinander gespielt, und die Einsamkeit war fast Gewohnheit geworden, als ich nach fünf Wochen einen Gefährten erhielt, vom hessischen Adel, mit dem ich gut auskam, während der alte Fährmann, der Carcerwärter, der einige Jahre auf einem Gymnasium zugebracht hatte, Aergerniß daran nahm, daß dieser Insasse eines leipziger Carcer nicht Latein verstand, und ihn, gegen mich gewandt, mit allerlei lateinischen Scheltworten als bestia campi zu betiteln pflegte.

Zu dieser Zeit stellte ich einmal im Verhöre vor, es sei doch eine unnütze Härte, uns so lange gefangen zu halten in einer bloßen Untersuchung, die man ebenso sicher auf freiem Fuße mit uns vornehmen könnte. Einer der Assessoren fiel mir bei: er sehe keinen Grund und kein Recht, die Herren länger auf dem Carcer zu halten. Der Rector wandte verwundert sein Haupt, sodaß der kleine Zopf, den er nach altväterischer Weise trug, fast nach vorn zu stehen kam, und sprach: „Nun, Sie werden unsere Entschließung vernehmen." Es währte noch zwei Wochen, und als endlich der alte Charon kam mit dem Rufe der Freiheit, hat es wieder einen Tag gedauert, ehe es wirklich dazu kam, weil an diesem Nachmittage ein Professor gestorben war, mit dessen Nachlasse die Magnificenz beschäftigt sei. Wir haben ihm das so nachgetragen, daß es eine kleine Verschwörung gab, ihn einmal abends anzuhalten und sein Zöpfchen abzuschneiden. Doch hat es

keiner übers Herz gebracht, das auszuführen. Endlich am 9. Februar thaten die Riegel ſich auf, ich eilte auf meine Stube, da ſah es aus, als wäre ich geſtorben, meine Blumen, die ich ſo gern pflegte, waren erfroren. Dann ſtürzte Herbſt in meine Arme, dann Robert, und von einer muntern Schar begleitet zogen wir vors Thor. Meine Knie knickten doch ein wenig zuſammen, ich war ſieben Wochen nicht aus dem kleinen Gemach gekommen, außer wenn ich ins Verhör geführt wurde, es war wie nach einer Krankheit, ein glückliches Gefühl der Geneſung, der Freiheit, ſo wieder für ſich ſelber zu ſein in der friſchen Luft. Das Leben wäre ſehr ſchön, wenn man's nicht durch den bittern Gegenſatz erkaufen müßte, oder ſich's bewahren könnte, dieſes jubelnde Gefühl des Lebens, das nichts bedarf als eine unverſchloſſene Thür.

Die Unterſuchung ging noch immer fort, aber auch unſer Verbindungsleben, nur etwas vorſichtiger. Ich begann wieder meinen Morgenfleiß, die Nachmittage ging ich doch meiſt mit guten Geſellen auf eins der umliegenden Dörfer. Wir hatten zwar Stadtarreſt, aber wir erbaten uns bald dieſen, bald jenen Ort zum Beſuche, und faßten dieſes ſo auf, als ſei die Geſtattung gleich für alle Tage gegeben, ſodaß wir in kurzem die ganze Umgegend frei hatten. Auch kam eine närriſche Arbeit an mich.

Jene „Reden an die deutſche Jugend" wollte ich herausgeben, und hatte kurz vor der Verhaftung einen Verleger dazu an dem Buchhändler Hahn in Altenburg ge-

funden, der auch ein Honorar verwilligte, davon ich nach meiner Weiſe ein Jahr leben konnte. Er ſchrieb mir, in Altenburg hätten ſie die Cenſur nicht paſſirt, er wolle ſie aber in Strasburg drucken laſſen. Dieſer Brief war unter meinen Papieren gefunden worden. Der Rector forderte Einſtellung des Druckes und Auslieferung der Reden. Der Verleger verweigerte das. Um es im Guten von ihm zu erlangen, wurde ich ſelbſt bald nach meiner Freilaſſung nach Altenburg geſandt. Es war eine vergnügliche Partie, Herbſt als Kutſcher eines Einſpänners und dazu mein ſogenannter Edelknabe. Bei Hahn hinter der Punſchbowle wurde der Schwank ausgedacht, daß er ſich zur Auslieferung zwar bereit erklären, dieſelbe aber möglichſt verzögern ſollte, ſodaß ich Zeit hätte, andere Reden im ganz entgegengeſetzten Sinne zu ſchreiben, und dieſe ſollten übergeben werden. Ich machte mich ſogleich mit viel Humor darüber her, während ich zu meiner Herzensſtärkung „Haller's Reſtauration des Staatsrechts“ und Aehnliches las; auch Hegel's „Naturrecht“ iſt mir damals erſt in dieſem Sinne bekannt geworden. Es wurden Reden, die verdient hätten, nachträglich in der Kreuzzeitung zu ſtehen. Der Scherz iſt doch nicht zur Vollendung gekommen. In meiner Luſt an dieſer Maskerade ward ich nicht ſchnell genug fertig, und Hahn, obrigkeitlich bedrängt, hat die echten Reden hergegeben. Ich habe die Handſchrift, viele Stellen mit Rothſtift gezeichnet, erſt zu einer Zeit wieder erhalten, als mir die Reden nicht mehr genügten, um ſie drucken zu laſſen.

Das Ende des Semesters war nahe herangekommen. Winer hatte die Dogmatik beschlossen mit der Ermahnung zu einer auf philosophische, geschichtliche und classische Studien gegründeten gründlichen Forschung in der Heiligen Schrift, nach dem Vorbilde von Ernesti und Morus. Ich hatte dem Pfarrer in Schönefeld versprochen, die Predigt am nächsten Sonntage zu halten. Freitag vorher hielt die Burschenschaft den Abschiedscommers auf der „Funkenburg", ohne, ich weiß nicht warum, die übliche Erlaubniß erbeten zu haben. Mitten im Gesange, in der Freude und Wehmuth dieser Festlichkeit, traten die Pedelle ein und geboten im Namen Seiner Magnificenz sofort nach Hause zu gehen, da jeder Commers verboten sei. Darüber entstand große Entrüstung, es war nahe daran die Störenfriede hinauszuwerfen; wir beschwichtigten die Menge, und ich redete den Pedellen zu, sie sähen, daß es nicht ohne unglückliche Gewaltthaten abgehen würde, sie selbst möchten doch irgendwie es vermitteln, daß wir harmlos unsere Lieder singen, unser Bier trinken und von unsern scheidenden Freunden Abschied nehmen könnten. Sie verließen uns denn auch, aber am nächsten Morgen 7 Uhr erschien bei mir ein Pedell mit dem alten Freund Fährmann, mich wieder aufs Carcer abzuführen. Es war mir nach der frühern Erfahrung sehr unbehaglich, doch behielt ich guten Muth, fuhr fort meine Predigt zu memoriren, und bedrohte den Carcerwärter, würde ich nicht freigelassen, so würde ich morgen früh die Predigt vor ihm halten. Zum Glück hatte an diesem Morgen das Concilium seine

gewöhnliche Sitzung. Der Rector hielt mir vor, daß ich einen Commers veranstaltet hätte, ungesetzlich und widersetzlich. Ich erwiderte, daß ich ihn nicht veranstaltet, sondern nur bei unerwarteter Störung zum Frieden geredet habe, daß es aber auch gar kein Commers gewesen sei, sondern wir hätten nur mit unsern abgehenden Freunden einen Labetrunk gehalten; hätte man einen Commers halten wollen, so hätte ja nichts entgegengestanden, die Erlaubniß Sr. Magnificenz zu erbitten, da sie unbedenklich ertheilt worden wäre.

Da sah man das Zöpfchen noch einmal sich schwenken in ernster Misbilligung. „Nimmer wäre ein Commers erlaubt worden, als welchen zu halten durch kurfürstliches Mandat von 1784 gänzlich verboten ist.“

„Aber Ew. Magnificenz haben doch zu Anfang des Semesters einen Commers willig gestattet.“

„Niemals einen Commers! Ich habe erlaubt, daß die Herren mit Musik ihre Lieder singen, dazu bescheiden trinken, da man über dem Singen Durst bekommt, auch daß zur Erhaltung guter Ordnung mit einigen Rappieren das Zeichen zum Gesange gegeben werde, aber nie einen Commers!“

Nun hatte ich Oberwasser und konnte mich auf das Zeugniß der Pedelle berufen, daß auf der Funkenburg eben nur dieses geschehen, also die Anschuldigung eines Commerses eine Verleumdung sei. Diesmal lächelten auch die Assessoren, ich wurde entlassen und hielt am nächsten Morgen in Frieden meine Predigt.

Am 3. April wurden wir vor das Concilium gefordert an 30 Mann, auch einige von den Landsmannſchaften, zur Eröffnung des Urtheils. Daſſelbe ſprach gegen die Einzelnen, je nachdem ſie ſich hatten herausreden können, von 3 Tagen Carcer in allmählichen Abſtufungen bis zu 4 Wochen, nur Herbſt und ich erhielten als „wegen Theilnahme an unerlaubten Verbindungen“ das Consilium abeundi, d. h. den Rath fortzugehen, der freilich binnen 24 Stunden befolgt werden muß, die mildere Art der Wegweiſung. Wir waren das alle ſehr zufrieden. Die Burſchenſchaft blieb unverſehrt. Ich hatte ohnedies gewünſcht noch eine andere Univerſität zu beſuchen, und wäre bei der Spärlichkeit meiner Einkünfte ohne ſolch eine Kataſtrophe ſchwerlich dazu gekommen. Die Stunden gingen raſch vorbei mit Einpacken und Abſchiednehmen. Dazwiſchen fiel noch eine Thorheit. Herbſt wollte die Nacht bei Robert ſchlafen, da ſein Bett ſchon gepackt war. Beim Zuhauſegehen kommt ihnen ein loſer Pflaſterſtein in den Weg, den Müller mit auf ſein Zimmer nimmt. Seit einigen Nächten pflegte ein junger Kaufmann ſeiner Schönen, die in demſelben Hauſe wohnte, zur Guitarre ſingend ein Ständchen zu bringen, woran unſer Freund Anſtoß nahm. Er beſchloß alſo, den Stein in den Wimmerkaſten zu werfen, wie er das poetiſche Inſtrument nannte; keck und gewandt wie er war, hat er wirklich den Stein ſo geworfen oder ſo fallen laſſen, daß er das Inſtrument zertrümmerte ohne den zärtlichen Sänger zu verletzen. Dieſer wüthete und ſchimpfte auf den Thäter. Dadurch ließen ſich die beiden oben reizen, mit Rappieren herunterzukommen und den unglücklichen

Liebhaber auch noch übel zu behandeln, bis Polizei dazukam und ſie ſich aus dem Staube machten. Am Morgen kam Anzeige an die akademiſche Behörde, und zwar klagte der Gekränkte auf nichts Geringeres, als die beiden Studenten hätten ihn umbringen wollen, wofür der ſchwere Stein und die zerbrochene Guitarre ein ziemliches Indicium war. Müller wurde ſogleich verhaftet, Herbſt erhielt rechtzeitig Nachricht und flüchtete zu einem Bekannten in ein Gartenhaus der Vorſtadt. Gegen Mittag kam der Actuarius mit drei handfeſten Leuten auf meine Stube, um die Sachen des Geflüchteten in Beſchlag zu nehmen. Ich konnte natürlich alles, was gepackt dalag, für das Meine erklären, ſo zogen ſie ab mit einigen Ueberreſten, die ſich noch in Herbſt's Pulte vorfanden und in einem Taſchentuche Raum hatten. Wir vermutheten, daß die äußern Thore beſetzt wären, um den Flüchtling wegzufangen. Er blieb daher bis gegen Abend verſteckt, man hatte ſeine ſemmelfarbenen Haare geſchwärzt, ſein bleiches Geſicht roth angeſtrichen und ihn elegant herausgeputzt, ſo ging er mit meinem Bruder, dem Apotheker, in den damals noch beſtehenden Boſen's Garten, ein Trupp zuverläſſiger Burſche in einiger Entfernung hinterher, um nöthigenfalls Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; dort ſtiegen ſie über eine Breterwand und waren im freien Felde. Ich war unterdeß nur vom Edelknaben begleitet durch das Petersthor gegangen, wir harrten am Kreuz, dem Weichbilde der Stadt, dem verabredeten Orte, bald hörten wir ein munteres Hurrah in der Ferne; dann noch der herzliche Abſchied von den Genoſſen, der letzte Gruß an den Freund im Gefängniß, und

ich ging unter dem bewölkten Nachthimmel der Heimat zu am Arme des Freundes.

Schon daheim schloß ich den zweiten Band des Tagebuchs, überschrieben „Burschenleben"*), mit der Betrachtung: „Theure Hoffnungen sind vergangen als schöne Träume, weder in Kunst noch in Wissenschaft bin ich zu dem geworden, was ich erwartete: doch bin ich getrost in der Ueberzeugung, daß mein Leben eine Richtung genommen hat, in der ich würdig leben und sterben kann. Dieser Zeit können nicht Stubengelehrte helfen, sondern Männer, weise und selbständig durch die Wissenschaft, vielleicht auch durch sie angesehen im Volke, aber nicht minder thatkräftig im Leben. Ich kam nach Leipzig in einer Blüte des Gemüthslebens, die ebenso leicht zur Phantasterei umschlagen, als zum Dichterruhm führen konnte. Keins von beiden ist geschehen. Vornehmlich die Burschenschaft hat meinen Blick auf die Wirklichkeit gerichtet und mich zu männlicher Thatkraft gemahnt. Habe ich dennoch Genie, so wird es sich zeigen: wo nicht, so war die Herabstimmung höchst nöthig. Viele frohe Stunden liegen hinter mir, und liebe Genossen lasse ich zurück, die meiner gedenken werden. Mein Herz aber gehört dem Vaterlande. Unser schönstes Glück ist nur ein Traum! das war das Gefühl,

---

*) Mit dem heidnischen und christlichen Motto:

Quisnam igitur liber? Sapiens sibi qui imperiosus,
Quem neque pauperies, neque mors, neque vincula terrent.

Lebe, wie du, wenn du stirbst,
Wünschen wirst gelebt zu haben.

mit dem ich einſt von dem Orte frühern Jugendglücks ſchied. Ich glaube noch immer an dieſen Traum, aber ich glaube auch, daß jeder große Gedanke, jedes hohe Gefühl und jede ſchöne That eine Wahrheit iſt und bleibt auf ewig.“

Viertes Kapitel.

Erlangen.

April 1821 bis Auguſt 1822.

Daheim ward ich doch ſehr gütig aufgenommen, und ſelbſt Vater Dienemann war nicht übel damit zufrieden, daß die Burſchenſchaft einiges Unheil über mich gebracht hatte. Am Charfreitag habe ich in Steinbach gepredigt, ſchon abends vorher vom Nachfolger meines Vaters gaſtlich empfangen. Es war ein klarer Frühlingsmorgen und die Vögel zwitſcherten auf des Großvaters Linde. Die Predigt über den Spruch: „Das Gedächtniß des Gerechten bleibt in Segen.“ Dem Sohne mochte nachgeſehen werden, daß er von der höchſten Erfüllung dieſes Segens ſich zuletzt auf das wandte, was ihm hier individuell nahe lag. Auch Mutter und Schweſtern waren gekommen. Die Gräber des Vaters und Großvaters liegen zwiſchen dem Pfarrhof und der Kirche. Als ich heraustrat, hat die Mutter mich da erwartet. Einige alte Leute kamen auch und drückten dem Sohne ihres alten Pfarrers die Hand. Ein heiteres

Familienmahl beſchloß dieſes Sakrament, und es war mir ein volles Genügen in dieſer Zukunft des Landpfarrerlebens.

Herbſt wollte nach Göttingen, ich war gleich für Erlangen entſchieden. Auf der vorjährigen Wanderſchaft hatte ſüddeutſche Art mir das Herz abgewonnen, auch das goldene Bier von Erlangen mir imponirt, endlich war ſoeben Schelling, zwar nur als Gaſt, wegen ſeiner Geſundheit, doch mit der Verheißung Vorleſungen zu halten, von München nach Erlangen gekommen. An 50 Thaler wurden zuſammengebracht, mit denen ich fröhlichen Muthes auszog, überall bei Gaſtfreunden einkehrend. In Neumark fand ich meinen Robert wieder, die zertrümmerte Guitarre war mit einigen Carcertagen mild geſühnt worden. Sein Vater las uns vor aus der Handſchrift ſeines Werkes vom „Wahren und Gewiſſen“*), in welchem ſich die Kant'ſche Philoſophie mit religiöſer Innigkeit erfriſcht hat.

In Plauen traf ich den Edelknaben, der einen Prinzen von Holſtein, deſſen Vater unebenbürtig vermählt in Leipzig lebte, im Duell verwundet hatte und deshalb auf der Flucht war. Ich redete ihm zu, mit nach Erlangen zu gehen, was mir freilich eine liebe Genoſſenſchaft brachte, doch nicht ohne Nachtheil, denn vorerſt kam ich ins Gerede durch ſeine langen blonden Locken, zu denen ſeine übrige Erſcheinung paßte, ein verkleidetes Mädchen mit mir zu führen, wie er denn auch in Leipzig Mimili genannt wurde, obwol er gar friſch und keck war; dann mußte

*) Zwey Bücher vom Wahren und Gewiſſen (Leipzig 1822).

meine Baarſchaft ihm aushelfen, und er hat mir's nie wiedergeben können, obwol ich's damals recht bedurfte.

Wir genoſſen eine halbe Woche das Ideal der Gaſtfreundſchaft auf der Papiermühle bei Hof, und der Edelknabe meinte, der alte Papa ſehe beim Abendſegen aus wie Gott der Vater. In Erlangen wurde ich von den vorjährigen Bekannten und, wenn nicht ein Märtyrer, doch als ein Confeſſor der Burſchenſchaft herzlich empfangen. Ich ließ mich ſogleich wieder aufnehmen, doch bin ich nicht wieder in ein ordentliches Amt eingetreten, um recht ungeſtört zu ſtudiren.

Das ganze Jahr durch habe ich bei Engelhardt Kirchengeſchichte gehört, die ſeltſamerweiſe ich bisher ganz vergeſſen hatte. Alles wurde dictirt, eine fleißige Zuſammenſtellung von Thatſachen in der Art, wie wir nachmals ſie gedruckt erhalten haben. Engelhardt war vielſeitig gebildet, und, was ſeiner ſcheinbar trockenen Art ſo fern zu liegen ſchien, mit der Myſtik des Mittelalters vertraut; er hat mich mit Rath und Büchern mannichfach unterſtützt.

Daneben einer alten Neigung nachgehend, hörte ich bei Rau Staatswirthſchaft. Der nachmals ſo berühmt gewordene heidelberger Staatsökonom hatte damals etwas Scheues, Jüngferliches. Nun ſtanden wir einmal vor der finanziellen Bedeutung der Bierwirthſchaft, die für Baiern ſo groß iſt. Abends auf dem Burſchenhauſe lief mir der Scherz in die Hand zu erwähnen, daß morgen bei Rau Bierproben herumgegeben würden. Da wollte jedermann dabei ſein und ſie ſtanden am nächſten Morgen in dem mäßigen Hörſaal Kopf an Kopf bis vor die Thür. Hoch-

erröthet über dieſes unerwartete Publikum mußte ſich Rau hindurchdrängen, und ſie hörten wenigſtens gründlich, wie ſich der Staat zu ihrem Lieblingsgetränke verhalte. Im Winter habe ich bei Rau auch Landwirthſchaft gehört in der Hoffnung, es für die Pfarräcker einmal zu brauchen.

Bei Bertholdt verſuchte ich die Pſalmen, und an gelehrter Auslegung hat es gewiß nicht gefehlt. Er pflegte nicht lang vor halb anzufangen und mitunter fünf Minuten vor dem Schlage war ſeine feierliche Rede: „Wir müſſen hier wol ſchließen, meine Herren, der Schlag möchte uns ſonſt überraſchen.“ Ich meinte doch bald dieſe Sache zeitgemäßer anfangen zu können.

Heinrich von Schubert, Profeſſor der Naturgeſchichte, bildete damals einen Höhepunkt der unſichtbaren, durch ganz Deutſchland zerſtreuten gläubigen Gemeinde, einzelne feingebildete Männer und Frauen, doch auch einfache Handwerker, die noch nicht orthodox waren, aber ſich gefühlsmäßig einigen Hauptſtücken altväterlichen Glaubens liebevoll zugewandt hatten. Schubert verband mit dieſer myſtiſchen Richtung den heiterſten Humor und eine grenzenloſe Gutmüthigkeit. Sonntags nach der Mittagskirche verſammelten ſich gewöhnlich einige vertraute Jünger um ihn, während des Sommers in dem kleinen Hausgarten, er erzählte da gern mit ſeiner Gabe anſchaulicher Darſtellung Geſchichtchen der Art, wie ſie aufgenommen ſind in ſein „Altes und Neues“. Gegen Abend kam ein einfacher Imbiß. Eine Zeit lang war dabei das Bier ſehr übel beſtellt, und correct, wie man in Baiern darin iſt, mochten wir wol ziemlich bedenkliche Geſichter dazu machen.

Da ſagte Schubert: „Nicht wahr, mein Bier ſchmeckt euch nicht? Ja ſeht, das geht ſo zu. Da drüben unſer Nachbar, der arme Teufel, hat ſich auch einmal einfallen laſſen Bier zu brauen. Das iſt ihm ſchlecht gerathen. Wenn wir's nun nicht trinken, wer ſoll's ihm ſonſt abkaufen?“ Da haben wir in Ergebung das ſchlechte Bier getrunken.

Wir ſagten untereinander, man könne in Schubert's Gegenwart keinen böſen Gedanken hegen, noch jemand wehe thun, und wer mit ihm zuſammen geweſen, ſei immer ein beſſerer Menſch auf zwei Tage, wenn auch nicht länger. Der Edelknabe, der mitunter einen frechen Mund hatte, nannte ihn Gott den Sohn, und ſah ſich ſchon nach dem Heiligen Geiſte um.

Ich war durch einen Verwandten aus ſeiner erzgebirgiſchen Heimat an Schubert, den Pfarrersſohn aus Hohenſtein, empfohlen, und gehörte bald zu jenem vertrauten Kreiſe, obwol ich ſeine Vorleſungen nur als Gaſt zuweilen beſucht habe, wenn er etwa von dem Geheimniſſe der Schöpfung redete, oder von der Herrlichkeit des geſtirnten Himmels. Er kannte auch meine abweichende Richtung und ſagte gelegentlich davon: „Sie haben ſich das aufrichtig ſo zurechtgelegt und bei Ihrem redlichen Suchen wird es ſchon noch anders kommen.“ Es iſt nicht anders gekommen, und wir ſind treu verbunden geblieben. Als Bertholdt geſtorben war, ſprach Schubert: „Wir werden doch wieder einen Rationaliſten bekommen, wenn es nur auch ſo ein rechtſchaffener Mann wäre wie der ſelige Bertholdt!“ Winer iſt gekommen, und ich hatte die zu-

fälligſte Gelegenheit für einen Studenten, dies zu fördern. Winer fand an Schubert's Pflegetochter die theure Hausfrau, er ſchrieb mir: „Der Segen des Schubert'ſchen Hauſes iſt auch in das meine übergegangen.“ Beiden, Schubert als dem freundlichen Führer aus dem Reiche der Natur in das Himmelreich, Winer, dem treuen Schriftforſcher, konnte ich meine „Dogmatik“ zueignen. Schubert hatte nur eine einzige zarte Tochter, deren anmuthiges Weſen einige von uns ſehr aus der Ferne verehrten. Ich habe noch bei ſeinem achtzigſten Geburtstage mit Enkeln und Urenkeln am großen Familientiſche in München geſeſſen. Er hat auch in die „Evangeliſche Kirchenzeitung“ geſchrieben, die ſchönen Geſchichten aus dem Reiche, doch hat er damals zu mir geſagt: „Höre du, die jetzt Gläubigen ſind mir zu ſcharf, das verſtehe ich nicht mehr.“

Bei Schubert traf man insgemein den biedern Schwaben Pfaff, den Mathematiker voll des munterſten Witzes, im abgeſchabten deutſchen Rocke. Wol mit dem Freunde weſentlich einverſtanden, hielt er doch dafür: wer zur Erklärung einer Naturerſcheinung, außer der erſten, den lieben Gott braucht, mit dem iſt über Naturforſchung nicht zu reden.

Das nachmalige Erlangen war noch entſchiedener angedeutet durch den reformirten Prediger Kraft. Vornehmlich ſeine Kinderbetſtunden oder Katechiſationen wurden werthgehalten, und die habe ich zuweilen mit Erbauung beſucht. Als wir aber, ein Kreis von Bekannten, bei ihm zum Abendmahl gehen wollten, hat er dies abgelehnt. Uns war, ſoviel wir auf Luther hielten, die

Union beider protestantischen Kirchen doch eine selbstverständliche Sache.

Schelling war vorhanden, aber noch schweigend und zurückgezogen. Auf der Mittagsseite des Altstädter Bergs, an den sich die Stadt lehnt, hatte ein Professor der Medicin, Fleischmann, einen Garten, in welchen man nur als Gast kam, doch nach der bequemen Sitte einer kleinen Universität sich aus dem nahen Gasthause am Fuße des Bergs ein Maß Bier mit der beliebten Zukost des Ochsenmaulsalats bestellen konnte. Dort hat Schubert, der mit Schelling nah befreundet war, ihm mich vorgestellt. Ich habe dann nach seiner Erlaubniß ihn besucht, nicht ohne Herzklopfen, es war der erste weltberühmte Mann, dem ich allein gegenüberstand, und wenn ich auch wußte, daß selbst die fränkischen Könige sich nicht mit der Krone auf dem Haupte zu Bette gelegt haben, so drückte und hob mich doch zugleich der Gedanke, daß dieser Mann mit der sokratischen Nase die Geheimnisse des Universums zu offenbaren und neue Grundlagen alles menschlichen Wissens zu legen verheiße, über deren Beschaffenheit ich noch ziemlich im Unklaren war. Das Gespräch gerieth, wol nach meiner Herkunft, auf die altenburgischen Bauerngüter, nämlich auf die dortige Sitte, das geschlossene Gut dem jüngsten Sohne gegen mäßige Auszahlung der ältern Geschwister zu verschreiben, und so kam ich in die Lage, conservativ dieses Volksrecht nach seinen Gründen und Folgen gegen die Ungerechtigkeit, welche der Philosoph darin fand, zu verwahren. Er sprach dann sehr billig über die liberalen Bestrebungen der Jugend, die vor allem der wissenschaft-

lichen Ausbildung bedürfe, wie denn diejenigen, welche die wahren Chorführer der letzten Kämpfe für die Befreiung der Völker gewesen, vorher still der Wissenschaft gelebt hätten. Als ich beim Abschiede frug nach einer Anleitung seine Philosophie besser zu studiren, als ich's bisher vermocht, war seine Antwort: seine Schriften enthielten nur einzelne Ideen, nicht ein abgeschlossenes Ganzes, welches in steter Fortbildung, da er lange nichts veröffentlicht habe, jetzt blos aus seinem eigenen Munde vernommen werden könne, so möge ich nur nächsten Winter erwarten, wo er seine ganze Wissenschaft vortragen werde.

Ich habe diesen Sommer noch seinen „Bruno" studirt, der mir auch nicht gerade zu einer Offenbarung wurde. Als Schelling bald nachher wirklich ein Werk herausgeben wollte, sagte Schubert in aller Gutmüthigkeit: „Er ist nun ein so großer Philosoph geworden, daß er meint, gar nicht mehr mit Menschenzungen reden zu können; ich fürchte, wir werden dieses Werk nicht zu sehen bekommen." Er hat wirklich einige schon abgezogene Bogen der „Weltalter" aus der Druckerei damals wieder zurückgenommen.

Erst spät ist mir eine Kindheiterinnerung aufgedämmert, daß Schelling wol auf meine früheste Entwickelung Einfluß geübt habe. In Penig hatte sich auf dem Oberboden ein Kasten mit Ueberresten der untergegangenen Dienemann'schen Buchhandlung erhalten, darin ich zuweilen kindisch herumkramte. Zumal ein dunkelroth eingebundenes Heft oder abgerissenes Fragment gewann da meine Theilnahme. Als ich unlängst, auf dieses Buch eben in Be-

zug auf die Verlagshandlung aufmerksam gemacht*), die „Nachtwachen von Bonaventura“ las, nach dem seltenen in die gothaische Bibliothek geretteten Exemplar: da ist in den Nachtgesichten des Nachtwächters dieser Pastor, der den sterbenden Freigeist bekehren will mit der Schilderung der Höllenqualen und zuletzt im Eifer als der Teufel selber ihn anredet; dieser halbverhungerte Poet, der auf dem Thurm mit der Schnur der vom Buchhändler zurückgesandten Handschrift seiner Tragödie „Der Mensch“ sich erhängt; diese gleich einer Vestalin lebendig begrabene Nonne; dieser Wahnsinnige, der sich einbildet der Schöpfer unserer misrathenen Welt zu sein; sie sind mir vorgekommen wie Geister, die lang vergessen an meiner Kindheit vorübergeschwebt waren. Das Buch ist nach einer wohlverbürgten Ueberlieferung von Schelling.**)

*) Durch einen Freund, den die „Ideale und Irrthümer“ mir gewonnen haben, den gelehrten schwäbischen Pfarrer Köstlin zu Derdingen, einst Hausgenosse von Schelling und mitthätig an der Herausgabe seiner Werke.

**) „Nachtwachen. Von Bonaventura. Penig 1805 bei F. Dienemann und Comp. [Der vordere Titel:] Journal von neuen deutschen Original-Romanen in 3 Lieferungen jährlich. Dritter Jahrgang 1804. Siebente Lieferung. Nachtwachen. Penig 1804.“ — Es liegt sehr nahe, daß Schelling in seinem damaligen engen Zustande durch bedeutendes Honorar von der Verlagshandlung für einen Roman gewonnen geworden ist. Das Buch ganz im Sinne der romantischen Schule ist geistreich, aber formlos wie Schlegel's „Lucinde“. Mit dem Namen Bonaventura hat Schelling auch seine Gedichte in Schlegel's Musenalmanach von 1802 unterzeichnet. Er mochte später Grund haben, das Kind einer zügellosen Phantasie zu verleugnen, wie Schleiermacher die Briefe über

Das ſtudentiſche Leben in Erlangen war überaus traulich, und neue Jugendfreundſchaften mit ſehr tüchtigen Naturen haben ſich angeſponnen, insbeſondere mit Clöter und Ströbel, jener Dölpele, dieſer der treue Valentin genannt, beide ſind würdige Pfarrer, jener im Fichtelgebirge, dieſer in Schwaben geworden und bei verſchiedener theologiſchen Richtung mir noch heute brüderlich verbunden. Ohne die alte Tyrannei ſchloſſen auch junge Geſellen als Leibfüchſe ſich an, ſo zufällig zwei nachmals angeſehene Naturforſcher: Wagner, der gläubige Phyſiolog in Göttingen, und von Steinheil, der münchener Akademiker. Auch an entferntern Bekannten erfuhr man jene Treuherzigkeit. Ich kam mit einem ſolchen eines Abends in Streit und ärgerlich warf ich das Wort hin, auf das nach Studentenbrauch eine Herausforderung zu erfolgen hatte. Er aber rief: „Noi, Kaiſer, mit dir ſchlag' ich mich net, da ſtoß ich mir eher den Schläger durch den Leib!" Und er focht viel beſſer als ich, da ich an das Stoßfechten nach erlanger Brauch noch wenig gewohnt war. Gegen ſolche Herzlichkeit, was konnte ich anders als ihm beide Hände geben! Förderte das treffliche Bier nicht eben die Studien, ſo half es doch, wenn wir abends beiſammenſaßen, die

die „Lucinde", und er hat vielleicht zur Vernichtung der Exemplare beigetragen. Waitz, der deutſche Hiſtoriker und Schelling's Schwiegerſohn, in ſeiner Ausgabe der Briefe Caroline's, die ohne je ein Buch ſchreiben zu wollen, durch dieſelben ein Autor unſerer claſſiſchen Literatur geworden iſt, bezeugt nur, für die Vermuthung nichts aufgefunden zu haben, daß ſie die Nachtwachen verfaßt habe; über Schelling ſchweigt er.

Herzen gegeneinander aufthun. Der Turnplatz, den wir in Leipzig nur heimlich und verboten hielten, war hier eine öffentliche Anstalt, und wenn wir so recht durchgearbeitet in den Halben Mond, zur Frau Oppelin kamen, wie schmeckte da ein Butterbrot mit einem Rettig oder einer Knackwurst! Frau Oppelin war eine alte Frau, die eine kleine Wirthschaft des reinsten Getränkes hielt, dieses für alle leibliche und geistige Beschwerden als die beste Medicin empfahl, nur für die allzu stark genommene Dosis desselben ihre Kümmerlinge (kleine Pfeffergurken); aber auch diejenigen vermahnte sie ganz mütterlich, die nach ihrer Meinung zu oft kamen oder zu viel des edeln Stoffs vertilgten. Eine zweite akademische Dame, Obstbärbel, war uns besonders wichtig während der Kirschen, welche in dieser Gegend vorzüglich gedeihen. Sie saß da mitten auf dem Markte, ihre Kirschen in kleinen Körbchen, deren man eins nach dem andern etwa nur mit einem freundlichen Gruße hinwegnahm, um damit auf dem Markte sich zu ergehen, oder auch zur Unterhaltung es mit ins Collegium zu nehmen. Fast alle Studenten waren in ihrem Schuldbuche, doch konnte sie weder schreiben noch lesen, aber sie konnte jedem in der Minute sagen, wieviel er schuldig sei. Da die Merkwürdigkeit dieses schriftlosen Gedächtnisses unter uns zur Sprache kam, haben einige genau nachgerechnet, und immer ist das Ergebniß zu Ehren des Gedächtnisses wie der Redlichkeit der Creditgeberin ausgefallen.

Das altdeutsche Wesen habe ich nur mäßig mitgemacht.

In Leipzig trug ich etwa die Halsbinde in der Taſche, um ſie auf der Treppe da umzuthun, wo es die Sitte mit ſich brachte, und dieſe improviſirte Toilette war befreundeten Familien nicht unbekannt. Wol erſt in Erlangen, wo ich keine Rückſicht zu nehmen hatte, habe ich den ſogenannten deutſchen Rock angeſchafft. Doch ſtatt des Barets trug ich ein rothes Käppchen mit Goldborte, das, mit vielen Wunden geſchmückt vom Durchbohren beim Geſange des Landesvaters, noch unter den Reliquien meiner Jugend liegt. Zum geſcheitelten Herabhängen wollten ſich die etwas lockigen braunen Haare nicht fügen, und meine Erſcheinung mag da wenig Vertrauenerweckendes gehabt haben, denn in Oberbaiern bemerkte eine Bauerfrau zum Vergnügen meiner Wandergenoſſen: „Wenn ich dem allein begegnete, ich wollte mich förchten, ob's ein Räber wär'."

In Nürnberg fand ich einen weitläufigen Vetter, der in ſeinem nicht minder weitläufigen Hauſe mir für alle Sonn- und Feſttage ein Stückchen Heimat bot. Daher ging es Samstags nicht ſelten in dieſe Nachbarſchaft, in der nicht blos die Kunſt, auch etwas vom Bürgerthum des Mittelalters ſich lebendig erhalten hat, und ein Kreis von guten Bekannten hat ſich auch da gebildet. Als wir einmal Sonntag Abend wegen des Regens zurückfuhren, ihrer acht, in einer Art Affenkaſten, geſchah's im Scherze mittelalterlicher Erinnerung, daß die ſieben als Kurfürſten mich zum Kaiſer wählten. Daraus hat ſich ein langathmiger Scherz in der Stiftung eines deutſchen Reichs entſponnen, der bald harmlos, bald übermüthig in vielerlei Geſtalt fortgeführt, mit allen möglichen Reichs- und Hofämtern

bis herab zum Reichsbettler und Reichsbettelvogt, mir den Spitznamen des Kaisers anheftete, mit vollem Titel, Kaiser Karl der Rothbart, wie denn jeder seinen Spitznamen hatte. Es war nicht eigentlich ein Bierstaat, dergleichen schon damals die jenaischen Herzogthümer bestanden, denn, obwol ich, frisch und gesund wie ich war, mir das treffliche Getränk von Erlangen wohlschmecken ließ, so konnte und wollte ich's darin doch nicht mit eingeborenen Baiern aufnehmen, aber es war eine muntere, oft von neuem auftauchende improvisirte Maskerade mit Krönungsfesten, Reichstagen und Revolutionen.

Als ich nach Erlangen kam, war die dortige Burschenschaft gespalten, da über eine kleine Principienverschiedenheit ein Theil sich losgerissen hatte, und beide Theile nun einander mit gleichen Ansprüchen gegenüberstanden, das künftige Geschick der Burschenschaft andeutend, wie ein Mensch, der sich selber doppelt sieht. Doch war der alte Stamm noch zu erkennen, zu dem ich mich hielt, und die Idee der Einheit war noch so mächtig, daß bald nach meiner Ankunft die ganze Absonderung zurückkehrte in einem frohen und bewegten Versöhnungsfeste. Gegen die Landsmannschaften, Baireuther, Anspacher und Rhenanen, bestand das leidige Verrufsverhältniß. Auch hier wurde der Wunsch lebendig, einen rechtlichen Zustand zu begründen. Ihre Abgeordneten kamen auf unsere Einladung in die Burschenversammlung und der Senior der Rhenanen, Louis, legte mit edler Beredsamkeit ihr Recht dar, auf ihre Weise zu leben, zunächst für ein munteres ritterliches Jugendleben brüderlich verbunden, wie es durch den gleichen Volksstamm

gegeben sei, und doch auch für den Dienst des großen Vaterlandes sich ausbildend. Versprochenermaßen empfingen sie darauf die Abgeordneten der Burschenschaft in einer Versammlung ihrer sämmtlichen Mitglieder. Wir waren ihrer zwei dazu erwählt, Stanislaus Fischer, ein Jurist von so feiner Klugheit als einschmeichelnder Beredsamkeit, und ich. Wennschon von Leipzig her gewohnt, auch in diesem Kreise das Tüchtige anzuerkennen, war mir doch seltsam zu Muthe in einer großen Versammlung von solchen, die wir nur als Gegner zu betrachten pflegten. Ich habe tief erregt alles aufgeboten, was ich für uns zu sagen hatte, um daraus die beiderseitige Pflicht darzuthun, daß wir nicht länger, die Zerspaltung und Rechtlosigkeit des gemeinsamen Vaterlandes unter uns selbst wiederholend, feindselig und rechtlos einander gegenüberständen. So war guter Wille von beiden Seiten, und doch konnten wir eine angemessene Rechtsform nicht finden. Nur gingen wir seitdem friedlicher nebeneinander her, und an solchen sich zu reiben, mit denen man sich nicht im Zweikampfe treffen konnte, galt als unedel. Zwischen Louis und mir war ein gegenseitiges Wohlwollen entstanden, und da wir es bei Tage nicht durften, haben wir zuweilen abends uns heimlich besucht.

Gegen Ende des Sommers wurde über die Abschaffung eines alten erlanger Brauchs, das „Wischen der Füchse" verhandelt, und die ganze erleuchtete burschenschaftliche Vernunft war gegen diesen alten Zopf. Ich merke wol, daß mein werther Freund, D. Schwarz, der Gothaner, nicht so unrecht hat, mich der Vorliebe für das „Reliquienwesen"

zu beſchuldigen*), denn ſchon damals habe ich die altväterliche Sitte vertheidigt, darin Scherz und Ernſt zuſammenträfen, wie bei jedem rechten volksthümlichen Feſte. Sie haben mir's dann auch zugeſchoben der Feierlichkeit zu präſidiren, welches dadurch geſchah, daß ich renommiſtiſch ausſtaffirt auf dem Tiſche ſitzend, die Nothwendigkeit und Bedeutung dieſer Ceremonie zu verkünden hatte, worauf dann einem Fuchſe nach dem andern mit irgendeinem ſpitzen Spruche über ſein bisheriges Gebaren mittels naſſen Schwammes die Augen ausgewiſcht wurden, auf daß er fortan klar ins Burſchenleben und ins Weltall ſchaue. Ich vermuthe, dieſer harmloſe Brauch iſt neben dem nachfolgenden Brennen der Füchſe (Abbrennen einiger Haare hinter dem Ohr mit einem Fidibus, um für ihr zweites Semeſter Brandfüchſe zu werden, wie St. Simſon ſie ausgeſandt hat gegen die Philiſter) dadurch noch eine Weile erhalten worden.

Es war anfangs nicht anders gemeint, als daß ich, wenn meine Verbannung, wie üblich, nach einem halben Jahre durch königliche Gnade aufgehoben ſei, zum Winter nach Leipzig zurückkehre. Von Penig kam die Nachricht dieſer königlichen Gewährung faſt zu meinem Schrecken, denn Erlangen war mir lieb geworden, und wie Schelling's Verheißung für das nächſte Semeſter auch einige gewiſſenhafte Berechtigung dazu gab, ſetzte ich mein Bleiben für den Winter durch, auf eigene Gefahr. Indeß unerwartet

*) Geſchichte der neueſten Theologie (4. Ausgabe), S. 480.

in den letzten Tagen des Auguſt begann Schelling noch eine Vorleſung. Zur ſelben Zeit hatte ich mit guten Genoſſen einen Spaziergang nach München und Tirol verabredet, und ſo zog ich mit ihnen fort. Ich habe mir das eigene Thun manchmal vorgehalten zur Geduld, wenn ich doch auch erleben mußte, daß meine Zuhörer wegen irgendeiner nichtigen Luſtbarkeit die Vorleſungen im Stiche ließen.

Es war eine frohe Fahrt der vier Wanderer. München, wo wir beſcheiden im Filſenbräu wohnten, in aufblühender Kunſtherrlichkeit. Tirol bis Botzen, wo die ſüdliche Art der Häuſer und Weingelände mit der Fülle nach der wärmern Sonne ſchmeckender Früchte mich erquickte und eine ſchon alte Sehnſucht ſchwellte, zumal als ich an einem Straßenſteine las: „Weg nach Italien.“ Die Erinnerung an den Tirolerkrieg noch in voller Friſche, zumal als wir im Wirthshauſe zur Krone im Paſſeyerthale einkehrten, und lange hielt ich eine Mütze in Ehren, an welche die jüngſte Tochter Hofer's, an der ich ein Madonnengeſicht erkennen wollte, mir gegen den Wind zwei landesfarbige Bänder angenäht hatte. Vom Sandwirth, der uns damals noch in ungetrübter Idealität erſchien, in der Wirthsſtube kein Andenken, als etwa über der Thür ein kleines eingeſchnittenes Kreuz mit der Jahrzahl 1809.

Anfang October war der zweite allgemeine Burſchentag, den wir nach Streitberg ausgeſchrieben hatten, am Eingange der ſogenannten Fränkiſchen Schweiz, unter der Burgruine, im Gaſthauſe des wackern Chriſtoph Mader, wo die erlanger Studenten ihre Villeggiatur zu halten

liebten.*) Als wiederum der geſchäftsführenden Burſchenſchaft angehörig, hatte ich, mit einem zweiten Erlanger zum Abgeordneten gewählt, dort die Einrichtungen zu treffen, und wiederum kamen die Genoſſen von Nord und Süd. Die einzelnen Burſchenſchaften erfanden ſich bedroht, ins Geheimniß zurückgedrängt, doch meiſt noch im guten Beſtande. Wir haben wieder ein ſechs Tage eifrig und einträchtig verhandelt, ohne daß ich bei dem vorſichtigen Schweigen des Tagebuchs mich des Einzelnen genau zu erinnern wüßte. Der Freiherr von Rotenhahn, der ſo manches Jahr Präſident der Zweiten Kammer in München geworden iſt, bewährte ſchon ſeine milde Umſicht in Leitung der Verhandlungen. Mit ihm war als der andere Deputirte von Würzburg Stahl gekommen, deſſen ſcharfſinnige Beredſamkeit auch bereits ihre Macht übte. Unſere Befreundung von damals hat ſich doch bei aller Verſchiedenheit der Bahnen, die uns beſtimmt waren, erhalten und die Jugenderinnerung ehrend haben wir beide allezeit vermieden in der allgemeinen Geiſterſchlacht unmittelbar aufeinander zu treffen. Um die Einlagerung ſo vieler fremden Studenten zu maskiren, ſagten wir, es ſei ſtreitberger Studenten-Kirchweih, der Ruf blieb nicht unerhört, jeden Abend ſtellten ſich die Bauernmädchen der Umgegend ein zum Tanze. Der Landrichter des nächſten Städtchens, den wir beſonders ſcheuten, wurde ſo weit bethört, daß er, da dem Mader der Stoff auszugehen drohte, uns mit einem Gebräude des untadeligſten Biers verſorgte.

---

*) Jetzt, nachdem dort ſo viel Bier vertilgt worden iſt, eine Waſſerheilanſtalt.

Als das vorüber war, noch in der Einsamkeit der Ferien, warf ich mit vollem Ernste mich in theologische Studien, wie ich das mir verheißen hatte in einiger Zerknirschung, daß doch der vergangene Sommer bei dem Genusse des freien und gemüthlichen süddeutschen Lebens neben mancherlei geistigen Allotrien mich in der Theologie nicht vorwärts gebracht habe. Ich ließ mir die Griesbach'sche Ausgabe des Neuen Testaments mit weißem Papier durchschießen, in schwarzes Leder mit Goldschnitt binden, und habe während dieses Winters über sämmtliche Bücher, mit Ausnahme der Apokalypse, eine Art Commentar lateinisch hineingeschrieben, freilich mit sehr unvollkommenen Hülfsmitteln. Ich dachte mir das werthe Buch allmählich bereichert als einen Schatz für mein pastorales Leben. Ueber dem Fleiße kam mir die volle Lust das Wort vom Reiche Gottes zu verkünden, und schon vom December steht im Tagebuche, was, wenn auch oberflächlich ausgedrückt, doch als ein ahnungsvolles Wort über meinen theologischen Beruf angesehen werden könnte: „Es scheint die aus meinem Charakter hervorgehende Bestimmung zu sein, den Rationalismus mit dem Schwunge der Phantasie und mit der Wärme des Herzens zu verbinden."

Fürs Alte Testament half mir ein erlanger Kind, Johannes Peter Kindler, ein innerlicher kindlicher Mensch, der sich zunächst an den Pfarrer Kraft hielt, aber ausgezeichnet als Turner und im Hebräischen. Das Haus seines Vaters, eines Handschuhfabrikanten, war das nächstzweite von meiner Wohnung in der Spitalgasse. Nun weiß ich nicht mehr, war es Folge, war es beiläufiger Grund dieser

hebräiſchen Freundſchaft, ich traf bei dem Bruder zuweilen ſeine Schweſter Eliſe, doch immer ſcheu wie ein Reh floh ſie davon. Ein altes Sprichwort über die drei ſächſiſchen Univerſitäten, die im Dreieck nebeneinander liegen, lautet: „Wer von Leipzig kommt ohne Weib — Von Halle mit geſundem Leib — Von Jena ungeſchlagen — Der hat von Glück zu ſagen.“ Ich war von Leipzig das eine mal glücklich davongekommen, obwol dem liebedurſtigen Herzen manches mögliche Glück anmuthete, aber ich trug nach der altenburgiſchen Erfahrung ein ziemlich ernſthaftes Gelübde mit mir herum, auch war mir Burſchenſchaft und Vaterland wie eine Geliebte. Da hat es jenes ſcheue Reh mir angethan. Der Bruder hatte die Marotte, daß, um feſt im Hebräiſchen zu werden, man Pſalmen auswendig lernen müſſe. Das war wenig nach meinem Geſchmack, indeß, darin wenigſtens im Sinne des Erzvaters Jakob, dem Hebräiſchen und zugleich meiner Neigung zu Gefallen, habe ich manchen dieſer ſchönen Pſalmen hinuntergewürgt. Aber das Reh floh noch immer davon. Da kam die Neujahrsnacht. Ich hatte die ſpäten Abendſtunden in einſamer Abrechnung mit mir ſelbſt und im Andenken an ferne Freunde hingebracht, als nach dem Glockenſchlage des anbrechenden Jahres ein Tumult mich auf die Straße herunterlockte. Es waren Rhenanen, von denen einige mit Handwerksburſchen in dem Gaſthofe, der dem Kindler'ſchen Hauſe gegenüberliegt, in Streit gerathen und gemishandelt worden waren, die nun Rache ſchnaubten. Zur Hülfe wurden die Unſern aus dem Burſchenhauſe geholt, und es kam zu einer Art Erſtürmung des Gaſthofs, in welchem

noch Studenten festgehalten sein sollten. Ich mag dabei wol etwas vorlaut gewesen sein. Der Vater Kindler hatte die Hausthür geschlossen, damit sein Johannes sich nicht an dieser Unternehmung betheilige. Der saß also in der Unterstube mit der Schwester. Die fängt auf einmal an bitterlich zu weinen, und als der Bruder frug, sagt sie: „Ja hörst du nicht, wie der Kaiser schreit! der bekommt gewiß rechte Schläg!" Das erzählte mir der Bruder am Neujahrstage ganz harmlos. Ich wußte nach dieser naiven Theilnahme, was ich wagen konnte, aber ebendeshalb ward ich bedenklich, hier wo es gewissenshalber ums Leben ging. Ich kannte doch nur die zarte Gestalt, das holde Gesicht mit den frommen Augen, sie flog immer noch davon, wenn ich zur hebräischen Stunde hereintrat, und erst als ich kam bei den Nachbarn Abschied zu nehmen, hat sie mir Stand gehalten, in Gegenwart der Mutter, mit der freundlichen wehmüthigen Abschiedshand auf immer. Noch als junges Mädchen ist sie hingegangen, wo sie her war; ihre damals erst heranwachsende Schwester hat Stahl sich gewonnen.

Mein fleißiges, behagliches Dasein in diesem Winter hatte doch einen etwas düstern Hintergrund erhalten. Die fürstlichen Verheißungen der Kriegsjahre für ein freies Staatsleben waren nur in sehr beschränkter Weise erfüllt, in den deutschen Großstaaten gänzlich verleugnet und das christliche Ideal der heiligen Alliance war zu einer gegenseitigen Assecuranz der Fürsten gegen die Völker geworden. Die Machtherrlichkeit eines einigen Deutschland war wieder ins Reich der Träume verwiesen, und der Deutsche

Bund erſchien uns nach den von ihm aceeptirten Karlsbader Beſchlüſſen nur als eine Polizeianſtalt zur Unterdrückung alles nationalen Lebens. Die Jugend auf den Univerſitäten, die ſammt ihren Lehrern durch jene Beſchlüſſe beſonders bedacht war, empfand die allgemeine Unzufriedenheit beſonders lebhaft. Ich hatte mich nicht eben perſönlich zu beklagen. Was mir in Leipzig geſchehen, wurde zunächſt dem kleinen Zopfe des Rectors zugeſchrieben, und hatte mich in eine erwünſchte Lage verſetzt. In meiner ſächſiſchen Heimat hatte ich mein Theil an der Pietät, mit welcher den König ſein Alter, ſeine Redlichkeit und ſein Unglück umgab. In Baiern war König Max in ſeiner derben Einfachheit ein volksbeliebter Herr, der Kronprinz durch ſeine deutſchen Geſinnungen und künſtleriſchen Beſtrebungen gefeiert, und das Staatsgrundgeſetz in voller Geltung. Auch hatte die Zukunft, auf die ich hoffte, ein ſtilles Landpfarrhaus, nur mit den Kränzen der Poeſie ausgeſchmückt, wenig zu thun mit dem Geſchicke der Staaten. Aber das allgemeine Geſchick des Vaterlandes lag weniger wie ein Schmerz als wie eine ſchöne große Pflicht auf meiner Seele; ich hatte das in den „Reden an die deutſche Jugend“ mit Begeiſterung ausgeſprochen, in den Caricaturen derſelben mit ſchneidendem Hohn.

Als Metternich die Central-Unterſuchungscommiſſion in Mainz eingeſetzt hatte, ſowol um die deutſchen Fürſten mit Schreckbildern demagogiſcher Umtriebe zu ängſtigen, als um jede freie Regung niederzudrücken, war dieſelbe zwei Jahre lang ohne wirkliche Beſchäftigung; die akade-

miſche Jugend iſt thöricht genug geweſen, ihr eine ſolche zu verſchaffen.

Im Frühling 1821 war der Mecklenburger, Adolf von Sprewitz, Student in Jena, aus der Schweiz mit dem Auftrage gekommen, auf den deutſchen Univerſitäten für einen geheimen Bund zu werben zur Herbeiführung eines Zuſtandes der Einigung und Befreiung des deutſchen Volks. Der Auftrag war von einigen wenig ältern Univerſitätsgenoſſen ausgegangen, die bereits in der Schweiz eine Freiſtätte geſucht hatten, beſonders von Karl Follen, von dem wir manches kühne Lied geſungen haben. Die Form in neun Artikeln wahrſcheinlich einem der Geheimbündniſſe nachgebildet, welche Italien unterwühlten: Aufnahme durch Beeidigung, jedem Mitgliede nur wenig andere Mitglieder bekannt, nichts Schriftliches, Anſchaffung von Waffen, Tod des Verräthers. Die Vorausſetzung ein ſchon beſtehender „Männerbund", deſſen Obern der „Jünglingsbund" Gehorſam geloben ſolle, „ſolange dieſe Befehle mit ihrer, der Jünglinge, Ueberzeugung übereinſtimmten".

Noch während dieſes Sommers hatte ich in Erlangen ein Kommen und Gehen fremder Studenten bemerkt, das mit der Burſchenſchaft nichts zu thun hatte, und einige Aeußerungen dieſer Gäſte brachten mich auf den Verdacht, daß eine politiſche Verbindung zwiſchen verſchiedenen Univerſitäten im Werke ſei. Ich konnte nichts weiter ergründen, bis ich auf der tiroler Fahrt den einen Wandergenoſſen, deſſen Gemeinſchaft mit jenen Fremden mir nicht entgangen war, durch einige Querfragen verwickelte und zu einem halben Geſtändniſſe brachte; auch daß in Erlangen beſprochen

worden ſei, ob ſie mich zur Theilnahme auffordern wollten, aber die Meinung obgeſiegt habe, ich würde nichts davon wiſſen wollen. Dieſer Genoſſe in nicht geringer Sorge über ſein Zugeſtändniß, bot jetzt alles auf, mich für die Sache zu gewinnen. Ich entgegnete, daß ſolch ein Bund ohne einen naheliegenden beſtimmten Zweck ein gefährliches Spiel ſei, aber zu dem, was wir wollen und ſollen, uns ſelbſt und unſer Volk für bürgerliche Freiheit und deutſchen Gemeinſinn heranzubilden, es bedürfe dazu keines geheimen Bundes. Doch habe ich ihm verſprochen, ſeinen unwillkürlichen Verrath den Bundesgliedern nie merken zu laſſen, und ſie haben das auch nie erfahren. An eine Denuncirung durch mich war ohnedies nicht zu denken, nur wünſchte ich die Auflöſung des Bundes oder mindeſtens ſeine genaue Scheidung von der Burſchenſchaft zu bewirken. Auf dem Tage zu Streitberg war Sprewitz, deſſen Stellung zu dem Geheimbunde ich bereits kannte; von einigen andern, bei denen inmitten der ſtreitberger Traulichkeit doch eine gewiſſe Abſonderung dem geſchärften Auge zu bemerken war, wünſchte ich's zu wiſſen. Um meine Abſichten beide zu erreichen, äußerte ich in einer Sitzung, mir ſei durch verſchiedene Anzeichen wahrſcheinlich geworden, daß ſich innerhalb oder neben der Burſchenſchaft ein politiſcher Bund befinde, ich erſuche daher die Abgeordneten mitzutheilen, ob ſie nicht auf ihren Univerſitäten Aehnliches bemerkt hätten, damit wir ein Reſultat erhielten, und nach unſerer Pflicht einen ſolchen fremdartigen Beſtandtheil ausſcheiden könnten, indem die Verbündeten, wenn ſie auch nur erführen, daß ihr Geheimniß ſo ſchlecht gewahrt ſei,

ſich wol von ſelbſt auflöſen oder zurückziehen würden. Eine Muſterung der Geſichter verrieth mir ſo ziemlich einen Theil der Abgeordneten als Getroffene, es waren ihrer ſieben. Nach einem verlegenen Stillſchweigen ermannte ſich zuerſt Eiſenmann aus Würzburg und verſicherte, daß er nichts der Art bemerkt habe.*) Andere forderten mich auf, meine Verdachtsgründe anzugeben. Es lag nicht in meinem Zwecke weiter zu gehen, und nur im allgemeinen mich haltend ließ ich die Sache fallen.

Infolge dieſer Einmiſchung wurde ich bald nachher in Erlangen durch Stanislaus Fiſcher zum Eintritt in den Bund aufgefordert, der „im Zuſammenhange mit einem vielverzweigten Bunde einflußreicher Männer nicht eine Revolution gewaltſam herbeiführen, aber die für unvermeidlich gehaltene beherrſchen und ihre Erfolge für die Freiheit und Einheit Deutſchlands ſichern wolle". Ich habe meine Abneigung und ihre Gründe nicht verborgen: aber ſo oft hatte ich und im eigenen Herzen von der Pflicht geſprochen, dem Vaterlande ſich zu opfern, daher gerade die Gefahr des Eintritts in ſolchen Bund mir verführeriſch entgegentrat, und ich den Vorwurf der Feigheit ſcheute, hier, wo die erſte gefährliche That gefordert wurde, zurückzuſtehen. Es iſt das Motiv, das wol die meiſten, die ſich durch Charakter oder Talent in der Burſchenſchaft auszeichneten, in jenen Bund geführt hat, wie ich jetzt

*) D. Eiſenmann, der, von langer Kerkerhaft gebrochen, in der Paulskirche auf einem Rollſtuhl zu ſitzen pflegte, hat bei der Unterſuchung von 1824 dieſe Scene, die ihm unerklärlich war, in München zu Protokoll gegeben.

vernahm auch die Freunde Herbſt und Robert. Nur wie ich den Bundeszweck auffaßte, konnte ich den Anſtoß an einigen der vorgelegten neun Artikel nicht überwinden. Namentlich an dem Artikel: „jedes Mitglied ſoll ſich Waffen anſchaffen und darin üben“; nicht an ſich, denn ich war längſt für eine waffengeübte Jugend, und wir hatten im Sommer zu Hunderten unter einem bairiſchen Offizier exercirt, aber als ein beſonderer Bundesartikel, der wie Verſchwörung ausſah. Ebenſo fand ich den letzten Artikel: „den Verräther trifft der Tod“, abſurd. Darauf alſo ließ ich mich nicht ein. Die fünf oder ſechs erlanger Mitglieder kamen dadurch in große Verlegenheit, doch wie ſie einmal zu mir ſtanden, mußten ſie ſich auch das gefallen laſſen, und wir kamen überein, daß demnächſt auf einer Bundesverſammlung darüber zu entſcheiden ſei, und mir, wenn die beanſtandeten Artikel nicht aufgegeben würden, der Austritt freiſtehen ſolle; daß ich in keiner Lage des Lebens zum Verräther werden könne, wußten ſie ja.

Von dem ſogenannten Männerbunde war nichts zu hören. Man redete von preußiſchen Generalen, Gneiſenau, Thielemann, Pfuel. Die Rede fand wenig Glauben. Nur der Ingenieurhauptmann von Fehrenthal und der Turnlehrer, auch Mühlenbeſitzer Salomo in Erfurt, blieben als wirkliche Perſonen haften, die nicht ſowol die Verbindung des Männerbundes mit der Jugend darſtellten, als vielleicht unter der Firma deſſelben dieſe gelegentlich benutzen wollten.

Offenbar gingen durch den Jünglingsbund zwei ver-

ſchiedene Strömungen. Die Einen, damals im Angeſichte der Revolutionen in Neapel, Piemont, Spanien, Griechenland, dachten wirklich an eine Volkserhebung, durch welche namentlich die preußiſche Regierung genöthigt würde, das Verſprechen einer Conſtitution zu erfüllen. Die Andern dachten nur an die geiſtige Volkserhebung, die durch einen Bund fürs ganze Leben unter ſolchen, die ſich auf einander verlaſſen könnten, gefördert, einem langſamen, aber ſichern Ziel entgegengehe; und der Gegenſatz wider die „Adelskette", von der ich durch Graf Bocholtz wußte, daß ſie, alle deutſche Lande umſpannend, ſie wieder unter die Vormundſchaft der altadelichen Familien bringen wolle, mochte auch für eine blos geiſtige Wirkſamkeit ein förmliches Bündniß mindeſtens entſchuldigen. Dieſe Richtung hoffte ich durch meinen Beitritt zur Herrſchaft zu bringen, indem der Bund von ſeinen unlautern, aus der Fremde eingeſchleppten Formalitäten, wie von ſeinen revolutionären Gelüſten geläutert wurde. Die für Deutſchland zu erſtrebende politiſche Form war für beide Richtungen gleich unbeſtimmt. Man redete von der Verwandlung des Staatenbundes in einen Bundesſtaat durch einen Reichstag mit Ober- und Unterhaus. Die Hoffnung einer einigen Republik galt doch auch in dieſen Kreiſen als eine Träumerei. Das unter uns vorherrſchende politiſche Ideal war die Wiederaufrichtung von Kaiſer und Reich, wenn wir auch den Kaiſer kaum anderswo zu ſuchen wußten, als im Kyffhäuſer. Was die Majorität in der Paulskirche 1848 gewollt hat, würde beiden Richtungen genügt haben, wie es denn auch nicht ohne Zuſammenhang mit beiden war.

Die erlanger Verbündeten waren mir gute Bekannte, zu meinen nähern Freunden gehörten ſie nicht. Mit dieſen hatte ich während des Winters ein Sonntag-Abend-Kränzchen reihum, das mit Thee anfing und um den erlanger Brauch nicht zu verunehren, mit Bier ſchloß, wobei über alles im Himmel und auf Erden traulich geplaudert wurde. Auch verſprachen wir einander, zum Jubiläum der Univerſität, wer da noch lebe, als treue Philiſter wieder beiſammenzuſitzen, und eine Art Bundeslied, das ich einmal für dieſen Theeiſten-Verein gemacht hatte, ſchloß mit dieſer Ausſicht:

Junge Herzen zum Philiſtertage
Und wer mit noch kommt? das iſt die Frage.

Weib und Kind war gemeint. Als der Tag gekommen iſt, 1843, und wir da fröhlich zuſammenſaßen, war noch keiner vom Leben geſchieden, doch einige von den Ideen, die uns einſt verbanden.

Unſer Scherzreich ſtand noch in guter Blüte, wenn auch der Kaiſer nur wenig Zeit aufs Regieren verwenden konnte. Eines Tages nach einer mörderiſchen Schneeballenſchlacht uns bei Frau Oppelin erquickend, geriethen wir auf den Einfall zur Faſtnacht einen glänzenden Reichstag in Bubenreuth zu halten. Aus einigen alten Patricierhäuſern und vom Theater in Nürnberg wurde das Zeug aufgetrieben, zumal ſtattliche Rüſtungen. Bei der Ausführung verband ſich allgemeiner Humor mit viel individueller Neckerei, wie ſich das allmählich herangebildet hatte. So iſt die Stiftung des Kamelordens dadurch veranlaßt,

daß wir, gerade ältere Studenten, über einen Fuchs, namens Strohhammer, der damals noch nicht das Pulver erfunden,. auf irgendeinen Anlaß abgestimmt hatten, ob er ein Kamel sei. Er hatte sich über das Ergebniß dieser Abstimmung beim Vorstande beklagt, und wir erhielten deshalb nach gutem Rechte jeder einen Verweis, worüber wir tüchtig ausgelacht wurden. Eine treue Geschichte dieses Reichstages, die bald nach Abhaltung desselben im Druck erschienen ist, mag nur mit Auslassung dessen, was jetzt ganz unverständlich geworden, hier eine Stelle finden, da sie doch schwerlich in die Monumenta Germaniae aufgenommen wird.

Ein Fastnachtsspiel.

Denen wohllöblichen Reichsständen
zur Erinnerung einer fröhlichen Burschenfahrt
ehrfurchtsvoll geweiht von
einem wohlbestallten Reichsnachtwächter,
und durch kaiserliches, allergnädigstes Privilegium gegen
Nachdruck gesichert.
Germania, gedruckt in diesem Jahre.

Vorwort.

Einige, die nicht wissen, daß ich auf meinen nächtlichen Wanderungen zuweilen Astrologie treibe, werden sich wundern, wie ich zum Reichshistoriographen komme. Möchten diese doch bedenken, daß in uralten Zeiten, wie sie nicht blos die Restauration des Staatsrechts, sondern auch wir andern Restaurateurs wieder herbeizuführen suchen, die Sänger der

Völker Thaten auf die Nachwelt brachten, ich aber als Nachtwächter bin faſt noch der einzige Minneſänger, der mitten im Volke umherwandelt und die heiligen Töne ſingt. Da ich jedoch ſo wenig vom Reimen halte, wie mein Vorfahrer Homerus, der auch viel nach den Sternen geſehen haben ſoll, die aber nur in ſeinem Herzen leuchteten: ſo habe ich mich auf die Proſa gelegt, wie viele meiner Amtsbrüder im ganzen römiſchen Reiche, welche ſogar am hellen Morgen mit der Laterne herumlaufen, mit vielem Schreien und Tuten das Land vor Dieben und Geſpenſtern zu hüten.

Aber was ſoll ich von dem erhabenen Gegenſtande ſagen, für den ich jetzt gerührt die Feder eintauche? Was der Nachwelt und allen den Autoren, die einſt über dieſen merkwürdigen Reichstag aus mir ſchöpfen, was den Literatoren, die mich einſt in Gloſſen und Commentare für die teutſche Schuljugend auflöſen werden?

Kluge Leute haben ſchon ſo viel Tiefſinniges darin gefunden, daß mein gnädigſter Kaiſer ſich nicht genug verwundern kann, wie er auf einmal ſo witzig geworden ſei, daß er ſich ſelbſt kaum wiedererkennt. Officiell auszuſprechen, was er ſich dabei gedacht hat, ſo glaube ich aufrichtig verſichern zu können, daß er ſich gar nichts darunter gedacht hat, wie denn, Gott ſei Dank! Denken überhaupt ſeine Sache nicht iſt; bleiben ſonach jedem ſeine Gedanken frei, ich aber werde in einfacher Erhabenheit die Thatſachen ſprechen laſſen.

Praeludium.

Am 17. Hornung 1822 erſchien folgender Anſchlag in der Burg zum weißen Ochſen:

„Wir Karl der Rothbart, von Gottes Gnaden, und des Volkes Willen erwählter römiſcher Kaiſer, König von Teutſch-

land, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, König von Jerusalem, gefürsteter Graf in Bubenreuth, der holzersparenden und anderer gelehrten Gesellschaften Mitglied ꝛc. ꝛc. haben erwägend gemeinen Reichs Wohlfahrt und des grausamlichen Türken, Demagogen und andern Feindes Ingrimmigkeit nach Unsrer Fürsten Rath und hoher obrigkeitlicher Bewilligung gnädigst auszuschreiben geruht einen Reichstag teutscher Nation in Unsrer Hofburg Bubenreuth auf Fastnachten dieses Jahres, dazu Wir durch solchen offenen Brief männiglich wollen eingeladen haben Unsre getreuen Lehnsmänner, Fürsten, Prälaten, Beistände, Renommisten, Grafen, Ritter und Herren, wie auch jeglichen waffenfähigen Mann teutscher Nation. Wollet Ihr sonach geziemlich und pomphaft erscheinen und Unsrer Kaiserlichen Huld Euch gewärtigen, wie auch eines guten Reichsbieres.

So gegeben auf Unsrer Burg der teutschen Herren am Sonntag vor der Fastnacht MDCCCXXII. im ersten Jahre Unsrer Regierung.

(L. S.) Handschrift Sr. Majestät des Kaisers: † † †
Auf Allerhöchsten Befehl ausgefertigt und mit dem großen Reichsinsiegel versehen vom Vicekanzler

Rudolf von Harras."

Erster Nachtwächtergesang.

Am Tage der Fastnacht konnte man meinen, es sei nur eine Fastnachtsposse, so wunderlich wogten Rosse und Carrossen, Fürsten und Volk, eiserne Gestalten aus grauen Jahrhunderten und lumpige aus dem jetzigen untereinander. Endlich tönte das dritte Signal, die Trompeten schmetterten, ich blies

in mein Horn wie einſt der ſelige Roland, und in ſeiner Kaiſerpracht trat Kaiſer Rothbart heraus, ſeinen Mantel trugen zwei Pagen, das treue Volk brach auf allerhöchſten Befehl in ein begeiſtertes Hurrah aus, was Seine Majeſtät, obſchon Sie beim Einſteigen einen Wadenkrampf bekamen, mit huldreichem Scepterneigen beantworteten. Das Volk wollte raſend vor Freude werden.

Und nun, Muſe der Nachtwächter, ſtehe mir bei, würdig zu ſingen alle die Fürſten und Herren, welche im feierlichen Zuge ſich fortbewegten durch die Reihen des jubelnden Volkes und die langen Straßen der Kaiſerſtadt!

1) Auf einem zweiräderigen Einſpänner führte den Zug an der Reichswegweiſer Irrwiſch, welcher einen großen hölzernen Arm hervorſtreckte, auf dem geſchrieben ſtand: Reichsweg nach Bubenreuth. Man glaubt, Se. Majeſtät haben zur Verbeſſerung des Poſtweſens im Sinne, ſtatt der gewöhnlichen wand-, band- und nagelfeſten Wegweiſer, ſolche mobile beſonders den armen Fußreiſenden, die ſo mancher Verirrung ausgeſetzt ſind, zur Pflicht zu machen.

2) Der Reichsherold Guntram von Schwarzburg mit dem Heroldſtabe und Wappenrock, auf dem einzigen reſpectabeln Zelter, den unſere getreue Stadt aufzutreiben vermag.

3) Ein Reichstrompeter in kaiſerlicher Hausuniform.

4) Zwiſchen zwei Trompetern reitend der Reichspauker, mit einiger Todesangſt, weil weder er mit ſeinem Karrengaul, noch der Gaul mit den Pauken recht ſympathiſiren wollte, ſodaß ſeine, des Paukers, Paukenſchläge wahre Rothſchüſſe waren.

5) Der türkiſche Legationsrath Ali zu Pferde. Daß dieſes gute Thier anfänglich zuſammenſtürzte, erſchütterte die Freunde des halben Mondes nicht wenig, doch hat es ſich muthig wieder erhoben.

6) Ein Vierſpänner mit dem türkiſchen Ambaſſadeur Saladin Paſcha von zwei Eſelsſchweifen, hintendrauf der Mohr Tſchintſchin, zur Seite ritten in ehernen Rüſtungen Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen. Spätere Schriftſteller möchten ſich den Kopf zerbrechen, wie dieſe ehrenwerthen Herren am kaiſerlichen Hofe zuſammengekommen ſeien, weshalb ich es für Pflicht halte, den Schleier der Cabinetspolitik zu lüften, da mein gnädiger Kaiſer mir in einer menſchlichen Stunde das Geheimniß vertraut hat. Es iſt nur ein Spaß mit dem Paſcha. Das Reichstheater zu Nürnberg, welches die Garderobelieferungen gefälligſt beſorgte, hatte ein vorzüglich ſchönes Türkencoſtüm, weshalb Ihro Majeſtät geruhte, es einem Ihrer Leute anziehen zu laſſen. Wie mancher Sonnenflecken der Geſchichte würde klar ſein, wenn alle Nachtwächter ſo pragmatiſche Geſchichten ſchrieben! Auch iſt der Mohr wieder weiß gewaſchen.

7) Zwiſchen dem Landgrafen von Thüringen, Friedrich, mit den verbiſſenen Wangen, und dem Rauh- und Wildgrafen Huſſaſah ritt der amerikaniſche Botſchafter Paul Friman, welcher im Namen der Republik Columbia mit der Rheiniſch-Weſtindiſchen Compagnie einen Handelstractat abgeſchloſſen hat. Denen es auffällt, daß er in ſpaniſcher Tracht ging, dient zu wiſſen, daß der Herr Geſandte etwas abgeriſſen von der langen Reiſe in Cadix ankam, und dort, als nicht ſogleich etwas anderes zur Hand war, vom Marquis von Poſa einen Habit entlehnte.

8) Ein Vierſpänner in rother Livree, darin der Pfalzgraf Murner bei Rheine mit dem gewaltigen Reichsſchwerte. Der Erztruchſeß von Berlichingen mit der eiſernen Hand und der Erzkanzler Rauſch trugen auf reichen Kanapeekiſſen die Inſignien, Reichsapfel und Krone, welche letztere jedoch, da ſie den friedliebenden Regenten minder drückt als der kriegeriſche

Helm, bald mit ſelbigem vertauſcht ward; daß ſie ausſehe wie eine Schlafhaube, iſt ein einfältiger Gedanke des Hofnarren. Noch gehörte in dieſen Wagen der Erzmarſchall Graf Tartemar, welcher jedoch kurz vor der Abfahrt verloren gegangen war, auf dem Reichstage aber zur allgemeinen Freude wieder aufgefunden ward. Am Schlage ritt der Herzog Moritz Dölpele von Sachſen im Hermelinmantel, Harniſch und Baret, nebſt ſeinem Knappen Haus Kynas, deſſen Roß ſich im Angeſichte der kaiſerlichen Burg vor Freuden in eine Pfütze legte. Ferner der Seneſchall Karlmann von Weinſchlauch in etwas verroſteter Rüſtung.

9) Die Läufer Bachſtelz und Windſpiel auf Schuſtersrappen, welche mit ihrem muntern Weſen Seine Majeſtät ſehr erluſtigten.

10) Der kaiſerliche Staatswagen mit acht Poſtpferden. Darin Karl der Rothbart in goldener Rüſtung, das ſchönſte Edelfräulein hatte ſeinen Helm befiedert, ſeine Linke war majeſtätiſch aufs Schwert geſtützt, gefällig ruhte das Scepter in ſeiner Rechten, hie und da edle Frauen grüßend. Der blaue Hermelinmantel ſchwebte um den Großmächtigen wie lichtes Gewölk um den aufgehenden Vollmond. Ihm gegenüber ſaß in prächtiger Hoftracht der Erzkämmerer Haus von Wurſt, ſeinen vergoldeten Hausſchlüſſel mußte er im Gürtel tragen, da ihn auf dem gewöhnlichen Platze kein ſterbliches Auge erſpäht hätte. Neben ihm in romantiſcher Tracht mit dem goldenen Reichspokal der jugendliche Erzmundſchenk Lampert von Aſchaffenburg, welcher dem kaiſerlichen Herzen am nächſten ſtehen ſoll, da Seine Majeſtät ohne ihn allen Muth zum Regieren verliert. Auf dem Bock ſaß der luſtige Rath Eulenſpiegel, eines Bauern Sohn, welcher mit Sr. Majeſtät ſo auf Du und Du ſteht, daß er ohne Cenſur und Eingangszoll reden und drucken laſſen kann, was er will, wie die

meiſten ſeines Gelichters. War doch die Majeſtät ſo gnädig, beim Einſteigen zur Rückfahrt mit ihm zu capituliren, als er den kaiſerlichen Platz eingenommen hatte und behauptete, einer müſſe dem andern Platz machen. Hintendrauf ſtanden die Pagen Edelbert und Otello. Ernſtſchön ritten wie Kriegsgötter an beiden Schlägen Herzog Ohnebart von Schwaben und Herzog Bileam von Franken in blitzenden Harniſchen, rothen fliegenden Mänteln und Kanonen. Ferner ritten in der kaiſerlichen Suite der Reichspoſtmeiſter Turn von Taxis, der Landjägermeiſter Kurt von Bärenclau, die Ceremonienmeiſter Folco von Montfaucon und Raymund von Toulouſe, wie auch der Reichsſtallmeiſter Hengſt von Mährenſchalk, wegen ſeiner beſondern Verdienſte ums Reich ſpäterhin mit dem Titel eines Confuſionsrathes begnadigt.

11) Der Reichsſeckelmeiſter Hepp von Habenichts, niedergedrückt von Geldſäcken, die ihm aus allen Taſchen herausguckten. Noch einmal ruft der Nachtwächter euch an, all ihr neun Muſen, hat euch je mein Lied gefallen, malet mir jetzt den Seckelmeiſter, dieſen Abgott des Volkes, mit der rothen Naſe, die eine Hand krampfhaft den Sattelknopf umſchlingend, die andere den goldenen Segen ſpendend, malt mir das Getümmel, wie jung und alt übereinanderſtürzt nach den goldenen Zahlpfennigen und einer dem andern den glücklichen Fund wieder abjagt. Aber sic transit gloria mundi! als die Seckel ſchlaff herunterhingen, ſelbſt aus dem Reichsbauer nichts mehr herauszupreſſen war, wie grad auch Herr Hepp auf ſeinem Rößlein ſaß, der Beifall der Menge war ſtumm, und jene rothe Naſe, vorher der Jugend ein leuchtendes Meteor, ward jetzt zum Geſpötte und zum Beweiſe, daß der liederliche Seckelmeiſter alles vertrunken habe.

12) In einem Einſpänner der Reichsbeiſtand Mondſchein, welcher bedeutende Lehen im Monde beſitzt. Obwol er für

unſern Planeten etwas ruppig ausſah, ſoll doch die meiſte Laſt der Regierung auf ihm liegen.

13) Ein vierſpänniger Ochſenwagen mit der Bauernſchaft: der Reichsbauer Kunz, Gertrud ſein Weib, Hänſel das Bauernkind und Gretchen das Reichsbauernmädel.

14) Der Stadtwagen mit den Herren Bürgermeiſtern Petſch von Augsburg, Hans Dollinger von Regensburg, Superklug von Krähwinkel und dem Herrn Syndikus Großhans von Hamburg. Hintenauf ein Jockey.

15) Der Herr Großinquiſitor Torquemada mit dem Gewiſſensrathe Hokuspokus. Man hat ſich gewundert, die Herren auf teutſchem Boden zu ſehen, wo ihnen das Klima nicht recht zuſchlagen ſoll, allein es iſt höchſtens ein Prochronismus, und meine Sterne ſagen viel von Dingen, die noch werden können, wenn ſie nicht ſind. Diejenigen, welche ſie für verſteckte Büchercenſoren oder für Mirakelthäter halten, brechen die Gelegenheit dazu vom Zaune.

16) Die Armeſünderkutſche. Der Scharfrichter Kopfab mit ſeinem Knechte Bergmichel, der arme Sünder unter einem Spitzhut mit Teufeln und Flämmchen bemalt, ein Kapuziner ſoll ihm ſehr kräftig Troſt eingeſprochen haben. Die Geſchichte hat den Leuten viel Angſt eingejagt, doch hofften viele, der arme Sünder werde entſpringen, und die Geharniſchten, welche ebenſo wenig jemand etwas anhaben konnten, als ſie ſelbſt undurchdringlich waren, ihn nicht einholen können. Seine Majeſtät — — — — — — — —*) vom goldnen Kamele zu überſenden.

---

*) „Die kaiſerliche Cenſur läßt nur darum ſo viele Gedankenſtriche hindrucken, um vernünftigen Leſern doch auch etwas zu denken zu geben, wenn einem ehrlichen Nachtwächter grad einmal die Gedanken ausgegangen ſind.“

17) Zwei kaiſerliche Knappen zu Pferd, Walther von Eſchenbach und der Bamberger, welcher erſt vor kurzem zahm gemacht worden iſt.

18) Die Juſtizkutſche, ehrwürdig anzuſehen, nur ſchade, daß das eine Pferd etwas hinkte! Darin der Vicekanzler Rudolf von Harras, der Reichsſiegelbewahrer von Klebig, welcher nicht mehr Siegel an ſich herumhängen konnte, wenn der Kaiſer ſelbſt ein Siegelfabrikant geweſen wäre. Der Reichshofrath Tintenfiſch mit einer Wage, wegen der ihn einige für einen Krämer hielten, endlich Rilps der Reichsacceſſiſt unter großen Actenſtücken. Hintendrauf ein Reichscarcerknecht.

19) Auf einer vierſpännigen Wurſt Eiſenfreſſer der Reichsrenommiſt, ingrimmig anzuſehen. Er hatte die Vermeſſenheit, Sr. Majeſtät den Rauch unter die Naſe zu blaſen, und einen ſo harten Kopf, daß wenn er den Dreidecker abnahm, der Zopf mit herunterging.

20) Der Phaeton der freien Künſte. Der Reichsprälat Schmerbauch ſaß eigentlich objectiv in ſelbigem als ſelbſt ein Kunſtſtück der Natur, ſein Antlitz gab an Glanz und Röthe ſeinem Gewande wenig nach und er machte ſeinem Namen Ehre. Deſto ſchlanker und mit vielem Geſchmack gekleidet war der Profeſſor der unentdeckten Wiſſenſchaften Rafael Schmierer, der Reichsphiloſoph Nichtich ebenſo einfach als der Hofpoet Leverer alle Künſte der Verführung an ſeinem Aeußern verſchwendet hatte, bis zum Lorber, der aus der Perrüke grünte.

21) Ich der Reichsnachtwächter wie auch Aſtrolog und Minneſänger Kuhhorn, dabei ich nicht unterlaſſen kann, meinen treuen Gefährten, den Reichspudel Figaro, deſſen Educationsrath ich zugleich bin, mit in die Unſterblichkeit hinüberzuſchreiben.

22) Im altteutſchen Rock, mit nackter Bruſt, fliegenden Haaren, etwas ſchmuzigen Turnhoſen, Dolch und Piſtolen im Gürtel, der Reichsdemagog Zeitgeiſt. Er war nicht der beſte Reiter, auch ſoll ihm einer von ſeinen Fledermausflügeln heimwärts ausgefallen ſein.

23) Die Reichsſchlafmützen im tiefen Schlafe, ſollen jedoch bisweilen Augen und Mäuler offen gehabt haben: Wamſt von Wamſtenhauſen, Herr von Kuhwackel, Herr von Langſalm und Tobias Schneck.

Nota. Der Raubritter Eppelen von Geilingen, welcher gegen Abgabe des Zehnten an den Fiscus ein kaiſerliches Privilegium beſitzt, ſchwärmte zügellos umher. Glücklicher Staat, cultivirteſte aller Polizeien, wo kein Räuber ohne ein Privilegium raubt und ſelbſt die Spitzbuben conſtitutionell ſind!

Zweiter Nachtwächtergeſang.

Solcher prachtvolle nie geſehene Zug nahte jetzt dem kaiſerlichen Luſtſchloß Bubenreuth, und ohne Zweifel würden ihm die Jungfrauen des Ortes Blumen geſtreut haben und alle Glocken geläutet worden ſein, wenn irgendetwas von ſelbigen vorhanden geweſen. Der Burgvogt hielt am kaiſerlichen Schlage tiefgerührt ein Rede, die ich gern der Nachwelt überliefern wollte, wenn ich ſie gehört hätte, oder ſo gewiſſenlos wäre wie mein Amtsbruder Livius, den Leuten Dinge in den Mund zu legen, von denen ſie nicht geträumt haben. Unter tauſendſtimmigem Jubel des Volkes begaben ſich die hohen und allerhöchſten Herrſchaften in den reichgeſchmückten Reichsſaal. Als nun die Geharniſchten neben wohlbeleibten Bürgermeiſtern, die Fürſten und Herren neben

den Bauern in langen Reihen beiſammenſaßen, als die Herzöge mit gezückten Schwertern, die Erz- und Hofämter in aller Herrlichkeit der Erde ſich um den Thron verſammelt hatten, und über ſie alle der erhabene Repräſentant ſeines Volkes hervorragte, war es ein wunderbarer, faſt wehmüthiger Anblick, und nach mehrerer Ausſagen zerdrückte Ihre Majeſtät eine Thräne in Ihren durchlauchtigſten Augen. Die Trompeten ſchmetterten, ich ſtieß ins Horn, Figaro heulte, der Herold eröffnete den Reichstag, ſoweit es die Schnellſchreiber aufnotiren konnten, ſprach der unüberwindliche Kaiſer Folgendes in ſchöner Würde vom Throne, nachdem er ſich durch einen tüchtigen Trunk erquickt hatte:

„Durchlauchtigſte Fürſten, hochgelahrte Bürgermeiſter, wohlbeleibte Prälaten, tiefgeborne Bauern, hochgeborne Grafen, Ritter und Herren, Liebe und Getreue, Euch allen Unſern Kaiſerlichen Gruß zuvor.

Von uralten Zeiten her lebt im teutſchen Volke eine theure fromme Sage, daß einſt, wenn der Väter ſchönes Land in Zwietracht und Knechtſchaft zerfallen, wenn das heilige Reich untergegangen und der Geiſt jeglicher teutſchen Herrlichkeit einſam über den Trümmern der Vergangenheit weint, und jeder Jüngling, der eine beſſere Zeit im Herzen trägt, mit ihm weint über den Gräbern ſeiner Ahnen, hinblickt in ihre große Vergangenheit und die Arme ausbreitet nach dem Morgenroth in der Ferne: dann wird zu dem armen verlaſſenen Volke aus des Kyffhäuſers altem Gebäu Kaiſer Friedrich der Rothbart hervorgehen mit ſeinen Mannen, alle teutſche Helden werden auferſtehen aus ihren Grüften, zum Reichspaniere die Männer ſich ſammeln und der Freiheit ein Reich erkämpfen, dem teutſchen Volke ein Vaterland. Solche Sagen hat Gott in des Volkes Bruſt gelegt, unverrückbare Polarſterne in ſtürmiſcher Nacht, und in ihrer tiefen Bedeutung

täuſchen ſie ein Volk ſo wenig, als einſt eine tauſendjährige Hoffnung und Sehnſucht nach dem Retter des Volkes die heiligen Seher getäuſcht hat, nur daß des Volkes Retter ein Heiland der Welt geworden iſt. Darum haben auch wir an unſerer Hoffnung gehalten, die wie der Gipfel der Jungfrau im hohen Sommer, wenn das Abendroth erblichen, ſchon wieder vom Morgenroth glüht, als alle Burgen unſerer Väter, in denen wir Kinder geſpielt hatten, vollends zuſammenſtürzten. Und als der alte Kaiſer ins Heerhorn ſtieß, als hier und da ſchon ein Held aus ſeiner Gruft ſtieg und über das Schlachtfeld mit Geiſtermacht ſchritt, vor der kein Fremdling beſtehen konnte: da haben unſere Väter und Brüder die Hände betend auf ihre purpurnen Wunden gelegt und noch mit den brechenden Augen nach jenen Sternen geſchaut. Wir leben in den Tagen der Auferſtehung, wir haben die Geiſter geſehen, wer zweifelt noch, daß nur Begeiſterung uns retten, nur der Muth, die Kraft und die Liebe jener Tage das neue Vaterland gründen, die neuen Formen weihen kann!

So iſt auch dieſes Faſtnachtsſpiel nicht ein kalter Spott auf etwas, das untergehen mußte, weil es ſich ſelbſt verlaſſen hatte, ſondern eine Todtenfeier, eine milde Erinnerung zur Kraft im Glauben und Hoffen, ein harmloſer Scherz, nach der Art teutſchen Volkes, das nach ſeiner gemüthvollen Weiſe keinen Scherz kennt ohne einen Ernſt, keine Thräne ohne ein Lächeln.

Der Thron iſt wieder auf des Volkes Liebe gebaut, die Getreuen haben ſich verſammelt um ihren Kaiſerlichen Herrn, alle Volksſtämme und Stände vom Nordmeer bis zu den Karpaten, von der Weichſel bis zu den Vogeſen ſitzen beiſammen Hand in Hand: ſo laßt uns beſchließen, was teutſchem Reiche ziemt! Faſt iſt ein Jahrtauſend vorüber, ſeit das heilige Land von den Ungläubigen beſetzt ward. Einſt zog ein

frommer Eremit auf seinem Esel durch das Abendland, zu Clermont auf einem Maifeld aller Ritterschaft verkündet er die Bedrückungen der Pilgrime, predigt einen Kreuzzug nach dem Gelobten Lande, und alles Volk rief: Deos lo volt! In der That, Gott hat es gewollt, Hunderttausende und abermals Hunderttausende schmückten sich mit dem Kreuze, ganz Europa hatte die eine Sehnsucht, Millionen sind freudig in ihre Gräber versunken, und als die Männer fast ausgestorben waren, da haben sich Knaben gerüstet, sie sind verschmachtet zu Tausenden, ehe sie das Land ihrer Sehnsucht gesehen. Was ist errungen worden mit ihrem Blut? Ihr könnt's freilich nicht in die Tasche stecken: jedes Leben, jede Jugend trägt ihre eigene Schönheit in sich selbst, ihre Rechnung schließt sie mit der Menschheit und mit dem Himmel, jene Tausende sind selig gestorben, Märtyrer ihres Glaubens.

Teutsches Volk! Ein heiliges Land ist auch jetzt durch uns zu erobern, das heilige Land der Kunst und Wissenschaft, der heitern Schönheit und Lebensfreude. Ein Volk, seit drei Jahrhunderten in der Knechtschaft, vorher ein Jahrtausend im Elend, hat die unsterblichen Gedanken der Freiheit noch nicht vergessen, seine Helden sind aus den Gräbern von Athen und Sparta gestiegen, das heilige Kreuzpanier weht uns voran. Erlauchte Herren, Ihr werdet beschließen, was Eurer und Eurer Väter würdig ist.*)

Bevor aber der Mann in die Welt hinauszieht, ordnet er das eigene Haus. Unser Kanzler wird Euch deshalb wegen innerer Angelegenheiten Unsern gnädigen Willen eröffnen."

---

*) „Denen, welche diese Beschlüsse in unserer Reichsgeschichte vermissen, dient zur Nachricht, daß nach einem alten Herkommen die getreuen Stände sämmtliche kaiserliche Propositionen zu genehmigen verbunden sind."

Der Kanzler verlas hierauf folgendes Mandat:

„Wir Karl, der Rothbart ꝛc. ꝛc. haben in dem Wunſche, daß der heutige Reichstag den verſammelten Edlen ſowie dem ganzen Volke zum Heil gereiche, auch wohl wiſſend, daß der Geiſt ohne genügende Pflege des Leibes ſeine Functionen gehörig zu verrichten nicht geneigt iſt, und eingedenk der altherkömmlichen Sitte, nach welcher bei den Staatsgeſchäften unſere Vorfahren nicht nur wacker zechten, ſondern an den Krönungstagen Unſerer erlauchten Vorfahren ganze Ochſen gebraten wurden, auch heute gnädige Fürſorge getragen, daß es an nichts gebreche, was zum leiblichen Bedarf Unſerer Selbſt und Unſerer getreuen Stände nöthig iſt. Wir wünſchen, daß man hierinnen Unſerm getreuen Seckelmeiſter nachkommen möge, welcher nie ſäumen wird, in teutſcher Eßluſt ein fürtreffliches Exempel aufzuſtellen. Was reſpective das Zechen anbelangt, ſo haben wir geruht, auf daß niemand aus Scheu vor einem Katzenjammer abgehalten werde, auf Unſer erhabenes Wohlſein zu trinken, durch Errichtung einer Reichsbrandaſſecurationskaſſe allen desfalligen Anſtand zu beſchwichtigen. Es ſoll nehmlich jedem Unſerer getreuen Stände, welcher nachweiſen kann, einen Brand gehabt zu haben, morgen früh im weltberühmten Gaſthaus zum halben Monde eine Portion Kümmerlinge von Reichswegen verabreicht werden. Wir Selbſt haben die heilende Kraft dieſes Remedimms oft erfahren, um ſagen zu können probatum est! ſind auch überzeugt, daß recht viele Unſerer Getreuen davon Gebrauch machen werden.

Auf Befehl Sr. Majeſtät

der Erzkanzler Rauſch.“

Nachdem ſolches Edict mit allgemeinem Frohlocken aufgenommen worden war, verlas der Vicekanzler nachfolgende allergnädigſte Entſchließung:

„Wir Karl der Rothbart, Herr von allen Ländern und Meeren, die uns gehören und nicht gehören ꝛc. ꝛc., thun kund und zu wiſſen hiermit jedermänniglich, wie Wir nach reifſlicher Ueberlegung und Unſerer weiſen Räthe Zurathziehung den neuen Orden des goldenen Kameles zu ſtiften und zu Unſerm erſten Hausorden zu erheben Uns gnädigſt bewogen gefunden haben. Wir beſchließen daher und verordnen wie folgt:

1) Da das Sinnbild des neuen Ordens nicht ohne Urſache tiefbedeutſam erwählt worden iſt, ſo ſoll jeder in dieſen erlauchten Orden Aufzunehmende von dem jedesmaligen Großen Kamele — welches Großmeiſteramt zu allen Zeiten dem eben regierenden Kaiſer gleichſam von Geburt inhärirt — hingewieſen werden auf die großen ſtaatsbürgerlichen Tugenden eines Kamels, als da ſind: im Laſttragen ausgezeichnete Fähigkeit und Geduld, ingleichen deſſen demüthiges Kniebeugen, ſofern ſein Herr es zu beſteigen geruht, wie nicht minder fein ritterliches Trinken, alſo daß es ſechs und mehr Eimer Waſſer in ſich aufnehmen kann, — womit Wir aber keineswegs gemeint haben, einem wackern teutſchen Kamele das Waſſertrinken zur Pflicht zu machen, als welche Gewohnheit die Kamele der Wüſte wol nur in Ermangelung eines beſſern Trunkes angenommen haben; — ferner deſſen preiswürdige Aufopferung für ſeinen Herrn, wenn ſolcher von unleidlichem Durſte geplagt ſich entſchließt, ſeinen lieben und getreuen Diener zur Friſtung eigenen Lebens zu ſchlachten. Um aber die zu ernennenden Kamelritter als die Ausgezeichnetſten Unſerer Nation auch mit dem erforderlichen äußern Glanze zu umgeben, hat es Unſerer Majeſtät gefallen, denenſelben das Ehrenbeiwort güldene beizulegen, damit ſie durch ſolche Vergüldung noch ganz abſonderlich an eine Haupttugend teutſcher Kamele erinnert werden, von der Unſer Reichsfeckelmeiſter am beſten zu ſprechen weiß.

2) Als erste Bedingung zur Aufnahme erklären Wir ein fürnehmes, adeliches Geblüt, als welches gewissermaßen die Anlage zu allen angeführten Tugenden a priori in sich führt.

3) Um aber aller Beschuldigung auszuweichen, als gingen Wir damit um, die Niedriggeborenen ganz von gerechter Belohnung wohlbegründeter Verdienste auszuschließen, bestimmen Wir allergnädigst, daß außer den zwei Klassen der Komthur- und der Ritterkamele noch eine dritte der Volkskamele bestehe, unter welche mithin Leute ohne Geburt aufgenommen werden, sofern sie sich durch einen außerordentlichen Besitz vorbenterkter Gaben auszeichnen. So geschehen und unterzeichnet wie oben."

Nachdem nun Seine Majestät Sich höchstselbst zum Großkamel feierlich ernannt hatte, geruhte Sie folgende Komthure und Ritter zu ernennen, und unter Trompeten- und Paukentusch mit der Decoration höchsteigenhändig zu schmücken.

(Folgen die Namen. Unter den Komthuren mit schöner Inconsequenz der Reichsbauer Kunz, unter den Rittern der Reichsdemagog Zeitgeist, als Volkskamel allein der liebe und getreue Strohhammel.)

Was Se. Majestät zu jedem bei der Aufnahme Weises und Treffliches gesprochen, das ruht ein unsterbliches Wort in jedes Herzen, scheint aber für diese Reichschronik zu individuell, nur das kann ich nicht übergehen, wie Höchstsie uns andere, die wir etwas mismuthig zusahen, so herrlich getröstet hat, daß wir alle nicht minder Kamele seien, und nur die nothwendige Rücksicht auf die Reputation des hohen Ordens Ihrer Huld unmöglich mache, unsere Verdienste sogleich zu belohnen.

Im Rausche der neuen Kamelfreude sprang der Reichsbauer auf und rief: „Es lebe der Kaiser, sein Bauer und meine Gertrud!" Die hohe Versammlung jauchzte fröhlich nach. Dann erhob sich der Kaiser majestätisch auf seinem Throne, hoch hielt er den goldenen Becher in der Rechten

und rief: „Aufs Wohlsein meines Volkes! Hoch lebe das Reich, so gewesen und sein wird, wo jedes Schöne und Herrliche seine Heimat hat, das Reich sie sollen lassen stehn, das der Herr aller Herrn sich auf Erden gegründet.“

Was nach dem Reichstage auf dem Banket noch so Wonnigliches gethan und geredet wurde, wie der arme Sünder begnadigt, der Scharfrichter ehrlich gesprochen und zum Professor des Criminalrechts gemacht, wie der Knappe Walther von Eschenbach, den neulich im Kampfe für seinen Kaiser ein Schneeball hart beschädigt hatte, zum Ritter geschlagen wurde, ein kühner Degen, wie alle Stände Sr. Majestät ihre Huldigung darbrachten und Sie so huldreich Sich zu ihnen herabneigten, welcher Nachtwächter hätte Zungen genug, das alles zu erzählen! Wir heben allein noch, damit uns niemand des Brotneides beschuldige, das Carmen heraus, welches der Hofpoet mit Enthusiasmus an den Stufen des Thrones niederlegte.

(Ausgelassen als gar zu elend.)

Epilogus.

Lange war die thauige Nacht herabgesunken, und noch tönte das Banket in der Burg der teutschen Herren. Da verloschen endlich die Kerzen, die Kehlen wurden rauh, die Schnurren mahnten zum Aufbruch, der Kaiser bezahlte der Menschheit seinen Tribut, und ward vielleicht von Träumen geneckt, daß er nur ein Fastnachtskaiser zum Spaß gewesen sei. Ich aber stand unter den Sternen, die unberührt von der Menschen Träumen ihre Straße wandeln, und sang:

Ihr Bürger hört und laßt euch sagen,
Im Reich hat's Mitternacht geschlagen.
Löscht aus eu'r Feuer und eu'r Licht,
Daß nichts die Ruhe unterbricht
Von den gestrengen Herren. Ouhh!

Es war nicht unbekannt, daß ich auf guter Genoſſen Zureden die Beſchreibung ſelbſt verfaßt hatte, ſeltſam genug meine erſte Druckſchrift. Der Buchhändler Heyder trug Bedenken ihren Verlag zu übernehmen, doch war er ſo gefällig, den Druck in Baireuth zu beſorgen, wo die Cenſur, die einen einzigen Satz geſtrichen hatte, Spaß verſtand, oder ihn auch nicht verſtanden hat, und als die ganze Auflage in wenig Tagen verkauft wurde, da viele in Erlangen und viele Zuſchauer aus Nürnberg ein Andenken dieſes Scherzes beſitzen mochten, ſo ſchien's ihm leid zu thun, dem jungen Autor ſo wenig vertraut zu haben.

Hatte damals die Bevölkerung von Erlangen uns zugejubelt, ſo bekam acht Tage nachher die Stadt ein anderes Ausſehen. Zwei Nächte durch hatten Studenten verſchiedener Verbindungen mit Handwerksgeſellen wüſte Schlägereien, in die durch Bürgerſöhne auch ein Theil der Bürgerſchaft hineingezogen wurde, wol nicht ohne Schuld von beiden Seiten. Ich hatte, damals wieder in meine Studien verkrochen, kaum davon gehört. Erſt am Morgen des 26. Februar wurde ich dazu geholt: auf dem Markte ſtand das Stadtvolk und eine Studentenſchar, beide meiſt bewaffnet, einander drohend gegenüber, nur durch Militär getrennt, das in der Nacht von Nürnberg herbeigerufen war. Um dieſem Zuſtande ein Ende zu machen, zogen wir nach dem Wels, einem öffentlichen Garten am Altſtädter Berge. Während wir auf dieſem heiligen Berge beriethen, kamen einzelne Studenten, die ſich verſpätet hatten, durch einen raſenden Pöbel geſchlagen und blutend, einige ſelbſt aus ihren Wohnungen herausgeriſſen. Auch

Schubert und Pfaff, die zu Wagen kamen, um Frieden zu ſtiften, waren verhöhnt und mit Koth beworfen worden. Der Zorn war groß, doch verhinderte die Scheu vor dem Militär einen gewaltthätigen Einfall in die Stadt. Eine Botſchaft des akademiſchen Senats befahl, daß wir nach Ablegung der Waffen vom Militär escortirt friedlich in unſere Wohnungen zurückkehren ſollten, ohne doch ſelbſt nur eine Bürgſchaft der Sicherheit geben zu können. Da beſchloſſen wir einen Auszug, und zwar nach Altdorf. Das war einſt die Univerſität der Reichsſtadt Nürnberg, dort hofften wir in ſolcher Erinnerung gaſtfreundliche Aufnahme. Sofort ward aufgebrochen wie jeder eben war. Die Nacht lagerten wir etwa Mitte Wegs in verſchiedenen Dörfern, ich mit ſo vielen in eine Stube zuſammengepfercht, daß behauptet wurde, die Schlafenden wären früh blau angelaufen. Am andern Morgen zogen wir in Altdorf ein, das ganz die freundliche Lage und Art einer kleinen Univerſitätsſtadt zeigte. Der Ruf, der mit uns kam: wir bringen euch die Univerſität wieder! öffnete uns Häuſer und Herzen. Das Rathhaus wurde für die Sitzungen unſerer Behörde eingeräumt, eine freiwillige doch förmliche Einquartierung vermittelt.

Noch auf dem Wege war ein Bote von Schubert an mich und Clöter gekommen mit dieſem Zettel: „Es wird Euch an Geld fehlen, ich hab's von Freund Fleiſchmann geborgt, hier ſind 400 Gulden baar und 400 in einer Anweiſung auf Nürnberg, braucht es wo es fehlt. Ihr werdet ſchon ſorgen, daß ich's wiederbekomme.“ Das war eine gute Hülfe. Wir unterhandelten mit denen, die

nichts oder zu wenig hatten, und das für jeden Ausbedungene wurde ihm jeden Morgen durch einen Beauftragten ausgezahlt. Wir waren nicht ohne Sorge, wie wir unſerm Schubert, der nicht reich war, wieder zu dem Seinen verhelfen wollten, wenn bei übelm Ausgange die davon Penſionirten in alle Welt verſtreut würden. Jeder hat's doch redlich wiedergezahlt, und zu Pfingſten konnten wir vergnügt den großen Geldſack in Schubert's Haus tragen.

Es galt zunächſt eine anerkannte Behörde aufzuſtellen. Meine heimliche Befreundung mit dem Rheinländer-Senior Louis erleichterte die Einigung. Die Landsmannſchaften ſtellten nach ihrer Wahl ſechs, die Burſchenſchaft ebenſo viele in den Ausſchuß, über deſſen Anerkennung als oberſte Behörde geſammter Studentenſchaft wir keinen Zweifel hatten. Dieſer Ausſchuß ſollte aus ſeiner Mitte drei Sprecher wählen, für jeden der nächſten drei Tage einen, mit entſcheidender Stimme bei Stimmengleichheit und mit faſt unbeſchränkter Gewalt für ſeinen Tag, doch ſo, daß er am nächſten Tage zur Verantwortung gezogen werden könne. Spät am Abende war die Behörde eingeſetzt und anerkannt. Da uns daran gelegen war, daß der erſte entſcheidende Tag der Burſchenſchaft gehöre, war ich ſo unbeſcheiden, bei der Sprecherwahl mir ſelbſt eine Stimme mit zu geben. Als nun die Stimmzettel verleſen wurden, hatte Louis, der anſtändiger gewählt hatte, elf Stimmen, ich alle zwölf, worüber ein großes Gelächter entſtand. So war ich der Führer des nächſten Tages.

Es galt vorerſt die ganze Studentenſchaft zuſammen-

zuhalten, daher von jedem der Handschlag genommen wurde, die Stadt nicht über Nacht ohne Erlaubniß des Ausschusses zu verlassen. An die noch Fehlenden, wenn sie durch ihre Bekannten irgendwo aufgespürt werden konnten, wurden Briefe des Ausschusses erlassen, daß sie sofort sich in Altdorf einzufinden hätten, und meines Wissens haben zuletzt nur sieben gefehlt, von denen einer in einem pietistischen Briefe sich entschuldigte, daß sein Herr Christus ihm nicht erlaube zu kommen. Selbst die Stiefelwichser von Erlangen kamen und wurden mit Vergnügen empfangen.

Der Ausschuß hat unter einer muntern unbeschäftigten Jugend acht Tage lang gute Ordnung gehalten. Die Bevölkerung der Stadt und Umgegend hatte ihre Freude an den Studenten, es waren vorzeitige Frühlingstage, in der langen Straße, die den Markt vorstellt, saßen früh und spät Scharen an langen Tafeln hinter dem Bierkruge; als das aber auch am Sonntage unter der Kirche einige gethan hatten, oder wo sonst Unziemliches geschehen war, da fielen haarscharfe Verweise auf dem Rathhause.

Das wurde viel besprochen, wenn die Bevölkerung von Erlangen nicht Frieden biete, die Universität nach diesem freundlichen Altdorf zu übertragen, wo noch stattliche Universitätsgebäude standen, selbst das Carcer nicht fehlte, der Hund, nach der Sage von Wallenstein her so genannt, der, als Student verurtheilt es einzuweihen und ihm den Namen zu geben, zuerst seinen Hund hineingejagt und hiermit das „auf den Hund kommen“ für alle Zeiten eingeführt habe. Aber ernsthaft scheuten wir doch das erlanger Stadtvolk keineswegs, wußten auch, daß eine

Universität nicht so über Nacht durch Studenten versetzt werden kann, wie die Santa Casa von Loreto durch Engel; es galt nur eine sichere und ehrenvolle Rückkehr zu gewinnen. Nachts in meinem Quartier entwarf ich die Bedingungen der Rückkehr: 1) Amnestie des Auszugs als um des Friedens willen geschehen; 2) Niederschlagung der Untersuchungen wegen der nächtlichen Schlägereien; 3) ehrenvoller Einzug in Erlangen mit den Waffen.

Es war die Absicht: jeder soll diese Forderungen unterzeichnen und sein Ehrenwort darauf geben, falls sie nicht durch den Senat bewilligt oder von der Majorität durch freien Entschluß wieder aufgegeben würden, soll nach altem akademischen Verfahren Erlangen bis Michaeli dieses Jahres in Verruf gethan werden, das heißt: jeder soll bis dahin diese Universität meiden bei Strafe, selber dem Verrufe zu verfallen.

Mir war doch recht ernst zu Muthe, indem ich bedachte, wenn nun der Senat nicht nachgebe, wie viel Unglück dieser Beschluß auf die Einzelnen bringen werde, da es fast nur Inländer waren, die man durch Strafandrohungen werde zurückführen wollen; und bevor ich am andern Morgen ausging, habe ich Gott inbrünstig gebeten, meinem Herzen Weisheit und meiner Zunge Macht zu verleihen.

Der Ausschuß hat noch drei Artikel hinzugefügt: Einzug mit Sang und Klang, Sicherheit vor Verhaftungen für die nächsten acht Tage nach der Rückkehr, Abzug des Militärs nach Wiederherstellung der Ruhe. Diese Bedingungen, zugleich mit einem ehrerbietigen, aber entschlossenen Briefe an den Senat, wurden vorerst in den

Verſammlungen der einzelnen Verbindungen, dann gegen Abend in einer allgemeinen Verſammlung auf dem Schützenhauſe einmüthig angenommen; alles war ein Herz und eine Seele.

Wir wurden den folgenden Tag noch aufgehalten, indem alle die Mishandlungen, von denen einzelne Studenten betroffen worden waren, zu Protokoll genommen wurden, um in einer Beilage die Nothwendigkeit unſers Auszugs darzuthun. Daher fuhren wir erſt abends 10 Uhr ab, der Senior der Rheinländer, der Baireuther und ich, alle drei bis an die Zähne bewaffnet. Früh ſechs Uhr waren wir im letzten Dorfe vor Erlangen und ſendeten von da das Geſuch um einen Geleitsbrief an den Senat. Von ſeiten deſſelben kam Hofrath Kaſtner, ein ſehr beliebter Lehrer, herausgefahren zu uns nach Tembach, und wir folgten ſeiner Verbürgung unſerer perſönlichen Sicherheit. Die Stadt, in der faſt nur Soldaten auf den vereinſamten Straßen wandelten, war wie umgekehrt und durch das Schreckbild von Altdorf ganz friedlich geſtimmt; ein elender Menſch, der von Studenten lebte, fiel mir gar zu Füßen.

Die Verhandlung mit dem Senat ging durch Kaſtner. Der erſte Artikel wurde ſofort als berechtigt anerkannt. Die Rückkehr mit Waffen wurde ſtiliſtiſch umgangen als Rückkehr mit Reiſegeräth. Der Senat werde aus ſeiner Mitte uns eine Deputation entgegenſenden, zu der ſich Geſang und Muſik nicht wohl ſchicken werde. Das Abgeben einer mit dem Namen des Inhabers bezeichneten Karte ſolle vor Verhaftungen ſchützen. Das längere Ver-

bleiben des Militärs wünsche man selbst am wenigsten. Nur über den zweiten Artikel fand sich kein Zugeständniß, da nach dem Staatsgrundgesetze eine bereits eingeleitete Untersuchung selbst durch den König nicht aufgehoben werden könne; doch erhielten wir das mündliche Versprechen, wenn irgendwie härtere Strafen gegen Einzelne ausgesprochen werden müßten, daß Mitglieder des Senats sich persönlich bei Sr. Majestät um Begnadigung oder doch um Milderung wegen der aufgeregten Leidenschaftlichkeit dieser Tage verwenden wollten. Ich ließ mir ein Exemplar des Staatsgrundgesetzes mitgeben.

Mit diesen Bedingungen in einem offenen Briefe des Senats fuhren wir am nächsten Morgen nach Altdorf zurück. Die noch Vermißten waren unterdeß eingetroffen, die Menge stand Kopf an Kopf in dem weiten Saale des Schützenhauses und vor den offenen Thüren. Ich berichtete über unsere Gesandtschaft, die Stimmung der Stadt und las den Brief des Senats. Als ich zu dem verweigerten Artikel kam, entstand ein wildes Geschrei: So gehen wir auseinander! So ist es mit Erlangen aus! und wie der burschikose Ausdruck dieses kräftig zu bezeichnen pflegt. Es dauerte eine Weile, ehe durch Winken und Rufen der Sturm sich legte. Dann schlug ich mein Exemplar auf, las den betreffenden Paragraphen der bairischen Constitution und frug: „Wollt Ihr etwas gegen Euer Staatsgrundgesetz?“ Tiefes Schweigen antwortete. „So ist diese Forderung aufgegeben“, sagte ich tief bewegt von dieser Macht des Gesetzes über die Herzen.

Es hielt dann doch ziemlich schwer, die Menge von

Altdorf wegzubringen, solange noch Geld und Bier vorhanden war. Dazu erbitterte und verzögerte uns eine barsche Zeitungsaufforderung des erlanger Polizeicommissars zu sofortiger Rückkehr. So habe auch ich noch ein paar Tage, nun mit leichtem Herzen, dieses muntere Leben in der heitern Gegend mit Freunden umherstreifend genossen. Endlich war der 4. März zur Rückkehr bestimmt. Abends wurden noch Ständchen und Abschiedsgrüße gebracht, früh manch zärtlicher Abschied genommen, der Weg bis dahin zu Fuß ging diesmal über Nürnberg, wo mit dem Postmeister unsere Fahrt von da nach Erlangen ausgemacht worden war. In Nürnberg fanden wir schon Mitglieder des Senats vor, mit denen es noch einigen Streit gab über die Lebehochs, die auf dem erlanger Markte ausgebracht werden sollten, da sie blos das auf König und Vaterland zulassen wollten, indem sie uns erwiesen, daß darin schon alles andere (implicite) mit enthalten sei. Wir aber hielten an der Entwickelung des Besondern fest. Mit der Musik hatten wir sie ein wenig überlistet, der Postmeister von Nürnberg ritt an der Spitze von zwölf Postillonen voran, den Posthörnern des Königs konnte das Blasen nicht verwehrt werden. So zogen wir ein 87 Wagen und 20 Reiter. Vor dem Thore erwartete uns der Wagen mit der Deputation des Senats und fuhr voran. Blumensträuße und Kränze flogen in die Wagen. Als der Markt von einer Wagenburg umgeben war, stiegen wir aus, schlossen einen Kreis, der Ausschuß in der Mitte. Ich hatte das erste Hoch zu bringen dem König, dem Vaterland und der Constitution. Ströbel das zweite

unſern geliebten Lehrern. Louis das dritte der akademiſchen Freiheit und Einigkeit.

Als wir dann durch eine Deputation den derzeitigen Prorector Bertholdt begrüßten, frug der mit ſeiner gewöhnlichen Ruhe: „Nun hat denn das Bier ausgereicht?“ So war dieſer vielleicht letzte deutſche Studentenauszug in altakademiſcher Weiſe mit gutem Glück zu Ende geführt.

Einige Noth hatten wir noch mit den Soldaten. Als das Semeſter zu Ende ging, hatte Schubert ſeinem jungen Kreiſe ein ſplendides Abendeſſen gegeben, bei dem er im Scherze über die bairiſche Anordnung der Schlußexamina jeder Vorleſung nach allerlei Gerichten aus den verſchiedenen Naturreichen zum Deſſert noch einen Korb mit Steinen herumgehen ließ. Ein Verbot war erlaſſen worden, niemand ſolle auf der Straße lärmen und ſingen. Wir begleiteten Profeſſor Pfaff mit ſeiner Frau und Schwägerin nach Hauſe, und da einige Sänger unter uns waren, ſangen ſie dazu ein gutes Lied. Da auf dem Markte ſtürzten Soldaten von mehrern Seiten auf uns zu, die vielleicht ſchon lange geneckt auf einen Fang gelauert hatten, und brachten die ganze Geſellſchaft auf die Wache. Der junge Offizier ſagte: „So! auch Profeſſoren und Damen in dieſer ſaubern Geſellſchaft!“ Wurden dieſe auch ſogleich entlaſſen, ſo kam es doch zu ſtacheligen Reden hin und her. Wir behaupteten, daß nur Lärmen und Singen verboten ſei, alſo ein rohes lärmendes Singen, während die akademiſche Sitte und ein gebildeter Geſchmack einen guten harmoniſchen Geſang vertheidige. Als endlich diejenigen, welche ihre Karte nicht bei ſich hatten, ihre Namen genannt

hatten und durch einen hinzugekommenen Pedell erkannt waren, schieden wir, ich freilich mit dem poetischen Citat: „Nie labe Schönes deinen Sinn!“ Wir hatten uns gegenseitig zu verklagen. Mir wurden drei oder vier Tage Carcer zugesprochen. Man war damals so human, die Zeit dazu wählen zu lassen. Ich hatte, mehrmals daran erinnert, es bis auf den Sommer und endlich bis auf einen Abend verschoben, an welchem die Burschenschaft ihr Stiftungsfest feierte, wo ich erwartete, am nächsten Morgen ohnedem nicht ganz frischauf zu sein. Der Carcerwärter war das zufrieden, nur stand das Bedenken entgegen, daß man nach 10 Uhr nicht mehr durch das große Thor ins Universitätsgebäude gelangen konnte. Doch fand sich Rath, wenn ich von hinten auf einer Leiter durchs Fenster einsteigen wollte. So bin ich etwas schweren Hauptes von Freunden unterstützt um Mitternacht wie ein Dieb ins Carcer gestiegen, und war früh beim Erwachen über die unerwartete Umgebung fast verwundert.

Als wir unsere bewaffneten Beschützer endlich los wurden, entstand zwischen Stadt und Universität ein Streit, wer die Kosten dieses Feldzugs zu tragen habe? Die Stadt behauptete: das Militär sei nur wegen der Studenten nöthig gewesen, also die Universität habe zu zahlen. Diese versicherte: ihre Studenten hätten keinen Schutz gebraucht, die hätten sich selber helfen können. Man hat sich endlich dahin verglichen, einen halben Pfennig auf die Maß Bier zu legen, da haben wir gelacht, Bürger und Studenten haben sich gleichmäßig beeifert, die Schuld zu zahlen.

Nach der Befreundung mit den Landsmannſchaften durch das gemeinſame Unternehmen lag der Wunſch beiden Theilen beſonders nahe, dieſes Verhältniß zu erhalten. Wir haben in mehrern Sitzungen geſucht eine Form dafür zu vereinbaren: es ſcheiterte an der verſchiedenen Anſchauung von Duell und Ehrengericht. Endlich als alles vergeblich war, haben wir noch einen Abend, der alte altdorfer Ausſchuß und ihm beſonders Befreundete, ein heiteres Gelage zuſammen gehalten, und um Mitternacht, wie Wanderer, die verſchiedene Wege gehen, herzlichen Abſchied voneinander genommen. Ich hatte faſt noch mehr als in Leipzig tüchtige Menſchen in dieſem Kreiſe kennen gelernt, den nachmals ſo ruhmvollen Liebig unter ihnen; ein ſtilles Grüßen und freundliches Einanderertragen iſt doch aufs nächſte Semeſter hin geblieben.

In dieſem Winter hat mir der Vormund des jungen Grafen den ſchönburgiſchen Jahrgehalt genommen, weil billig ſei, nachdem ich dieſes Stipendium ſo lange bezogen habe, daß auch ein anderer es genieße. Vergeblich ſtellte ich vor, daß es gar kein Stipendium für jedermann ſei, ſondern nach der Abſicht des ſeligen Grafen durch ſeine nun auch verſtorbene Gemahlin ein mir perſönlich verwilligtes Gnadengeſchenk. Auch der junge Graf Alban, deſſen Vermittelung ich anſprach, er ſtudirte damals in Heidelberg, gab eine kühle Antwort, und hiermit endete der Traum einer Jugendfreundſchaft, auf den ſich manche Hoffnung geſtellt hatte; ich mußte mich beſcheiden, daß dieſes rein Perſönliche ſo vielleicht zu einer bleibenden Stiftung werde, die noch manchem durch die enge Studienzeit helfe.

Da man in Erlangen sehr billig leben konnte, was ich gründlich verstand, auch dort, wo man sich damals nicht überstudirte, ich gerade durch den Contrast meiner studentischen Stellung mit meiner sonst sehr fleißigen Lebensweise bei den Bürgern in gutem Ansehen stand, so hielt es nicht schwer, auf Credit zu leben; dazu half der nürnberger Vetter mit einem kleinen Darlehn, das ich erst seinen Kindern wiedererstatten konnte.

Ich hatte gemeint, zu Ostern das theologische Examen in Dresden zu machen, und war dazu nothdürftig gerüstet: eine vernachlässigte Bestellung meines Anhalteschreibens ließ es nicht dazu kommen, und so war mir noch ein Sommer in Erlangen zugefallen. Eines Montags früh, als ich von Nürnberg zurückkam, lag Vater Herbst in meinem Bett. Er war, in Göttingen nicht aufgenommen, wieder nach Jena gegangen, und hatte zuletzt doch gemerkt, daß wir noch einmal zusammen leben müßten. Es war der verhängnißvolle Schritt, der ihn nach Baiern geführt hat. Wir mietheten jeder ein Gartenhäuschen in benachbarten Gärten auf dem Altstädter Berge, auch Ströbel und Dölpele mit noch zwei Genossen, wie Schubert uns nannte, die Altväter vom Berge.

Mein Häuschen hatte als Erdgeschoß nur einen niedern Raum, darin mein Koffer mit einigen Lebensmitteln stand. Die Treppe führte von außen hinauf, in ein Stübchen, dessen eine Hälfte durch ein gemiethetes Sofa vollständig ausgefüllt war als Bett, die andere Hälfte durch einen kleinen Tisch und einen Stuhl. Aber mit der Aussicht über die nächsten Obstbäume nach Ost und West in die

Bergkette, die der Norden hinſtreckt, den Süden zu umfaſſen, geradeaus nach Süden eine weite Ebene von dunkeln Wäldern und der Burg von Nürnberg begrenzt. Ich kehrte gelegentlich das Stübchen eigenhändig aus und wuſch mich am Brunnen des Welsgartens. Die nöthigſten Dienſte leiſtete uns allen durch einen Morgenbeſuch der Stiefelwichſer Liebig, eine treue Seele, dem ich beim Wegzuge von Erlangen meinen Koffer, an den ſich wol einige Anſprüche gefunden hätten, heimlich zur Bewahrung übergeben konnte. Wir fanden einmal an einem unſerer Häuschen mit Bleiſtift angeſchrieben: „Glücklich wer in ſeinem Jugendleben ſtill und unbemerkt ſeine kleine Rolle ſpielt!“ Es gab viel Neckerei, wer das geſchrieben habe, endlich überraſchte uns dieſer Liebig mit ſeiner Autorſchaft.

Im Aufſtehen hielt ich ziemlich mit der Sonne Schritt, dann trank ich den ſelbſtgebrauten Kaffee, zuweilen mit Herbſt, in der großen Laube meines Gartens am ſteinernen Tiſche, um 1 Uhr wurde ein zweites Frühſtück gehalten, nicht ſelten alle vereinigt zu dem köſtlichen rohen Schinken, den Freund Mader aus Streitberg lieferte, oder in der Kirſchenzeit ſaß jeder mit einem Stück Brot auf einem der Bäume, deren wir einige gepachtet hatten. Erſt nach fünf oder ſechs ſtreifte ich bald Arm in Arm mit Herbſt durch die Berge, oder wir fochten und turnten, nahmen auch an burſchenſchaftlichen Verſammlungen theil, das Mittagsmahl ward insgemein erſt abends im Burſchenhauſe zum Weißen Ochſen gehalten. Einige Abende habe ich auch, deſſen gerade voll, die Lieder Oſſian's aus dem Engliſchen den Berggenoſſen leichthin übertragen.

Das war eine heitere idyllische Zeit zum Leben und zum Arbeiten. Ich hatte mir eben die Dogmatiken von Ammon, Bretschneider und Wegscheider verschafft. Bald erhielt ich auch das Hauptwerk Schleiermacher's, das doch, durch nichts Früheres vorbereitet, nicht einmal durch den zu uns noch nicht gedrungenen Ruhm seines Namens, noch keinen tiefern Eindruck auf mich machte. Ich schrieb anfangs, nur um mir selbst klar zu werden, meine Ansicht über jedes Lehrstück nieder, bald mit der bestimmten Absicht, mir meine eigene Dogmatik zu schreiben, und im wachsenden Gefühl, daß ich ein Recht dazu hätte neben jenen andern. In der Weise des damals herrschenden Rationalismus war ich überzeugt, daß die Wissenschaft berechtigt sei im alleinigen Forschen nach der Wahrheit auch die Satzungen der Kirche den Gesetzen alles menschlichen Denkens zu unterwerfen, aber ich sah ein, einestheils daß bloßes Denken noch keine Religion sei, anderntheils daß die blos freisinnige Theologie, welche das Christenthum zur Vernunftreligion aufklären wollte, die allenfalls auch ohne Christus auskommen könne, die welthistorische Bedeutung des Christenthums verkenne, das als eine historische individuelle Religion auf Thatsachen gegründet Gemeinden verbinde und Völker mit seinen sittlichen Segnungen beherrsche.

Unmerklich war eine Veränderung über mein Ziel in mir vorgegangen. Obwol in Leipzig selbst der Kerker mir kein dichterisches Werk hervorgebracht hatte, war ich doch nach Erlangen mit der Absicht gekommen, meinen poetischen Neigungen nachzugehen. Ein Roman lag mir auf

der Seele, „Die Troubadours“, darin ich auf dem Boden ihrer Zeit in der Provence die Poesie und die Liebe selbst darstellen wollte, mit tragischem Ausgange. Nach den dort etwa möglichen Vorstudien über Land, Zeit und Poesie der Troubadours fing ich munter an, ich hatte die Anschauung des ganzen Verlaufs, schon waren die Hauptpersonen eingeführt: ein Hirtenknabe, in tiefer Einsamkeit eines hochgelegenen Thales der Pyrenäen herangewachsen, ihm unbewußt aus dem Geschlechte der Grafen von Toulouse, der künftige Troubadour; Maria und Frau Venus, doch beide nur hochmenschlicher Abkunft. Wenn ich jetzt nach so vielen Jahren das Begonnene überlese, kommt mir's vor etwas ungeschickt und sentimental, aber wirklich wie Poesie, und doch ist's beim Anfange geblieben. In diesem Liegenlassen hat sich neben den frühern Erfahrungen unverkennbar eine Unfähigkeit schöpferischer Ausführung dargethan. Es war kein Entschluß, kein Aufgeben, die Ausführung des Romans und anderer Plane wurde nur aufs nächste Jahr verschoben. Dagegen als ich die „Glaubenslehre“ zu schreiben begann, da gerieth ich immer eifriger hinein, und obwol oft sinnend über den Tiefsinn der alten Kirchenlehre und ringend mit den Gedanken, kam ich ohne Unterbrechung zum Schlusse. So bin ich mit nur leisem Schmerze über eine verfehlte Bestimmung hinweggekommen, und fand mich schon heimisch in einem andern Gebiete, das strenge Arbeit forderte, als ich endlich merkte, daß die Poesie mir nur gegeben sei als der glückliche Traum eines Jugendfrühlings, aber in verständiger Bewahrung als eine belebende Kraft meiner Wissen-

ſchaft, und im hingebenden Genuſſe als der Troſt und Schmuck meines Lebens neben und in der Religion. Hiermit war es auch entſchieden, daß nichts von dieſen poetiſchen Gelüſten an das Licht der Welt kommen ſolle.

Vorleſungen hatte ich dieſen Sommer nicht angenommen. Deshalb vor den Dekan der theologiſchen Facultät gefordert, Profeſſor Kaiſer, habe ich mich beſcheiden entſchuldigt, daß ich darum nicht unfleißig mich fürs Examen vorbereite, auch nur auf Schelling's verheißene Vorleſung harre. Der iſt alſo amtlich gefragt worden, ob ich bei ihm hören würde? Er hat natürlich geantwortet, er könne das nicht wiſſen. Doch ward ich deshalb nicht weiter beläſtigt.

Erſt wieder in den letzten Wochen eröffnete Schelling ſeine Vorleſung: „Geſchichte der neuern Philoſophie.“ Faſt die ganze Univerſität, Profeſſoren und Studenten, ſaßen beiſammen in der Aula. Er litt nicht, daß irgendetwas nachgeſchrieben werde. Er las alles vom Blatte, aber er las ſehr gut, es machte doch einen großen Eindruck, zumal als er vor ſeiner eigenen Epoche ſtand und nachwies, wie alles auf dieſe Entwickelung der Philoſophie hindrängte: „Die Frucht war reif, wer die Hand darnach ausſtreckte, dem fiel ſie in die Hand. Und ich habe ſie darnach ausgeſtreckt.“ Darauf, um die Anſchauung gefühlsmäßig zu ſchildern, in der zuerſt ſeine Philoſophie ihm aufgegangen ſei, las er uns jene ſchwungvollen Knittelverſe vor, die er damals im Thale von Jena gedichtet hatte, anhebend:

Wüßt' auch nicht, wie mir vor der Welt könnt' grauſen,
Da ich ſie kenne von innen und außen.

Zu dieſer Poeſie-Philoſophie ſchien er ſich noch aufrichtig zu bekennen. Er ſtand damals nach dem Frühling in Jena zum zweiten mal auf der Höhe ſeines Ruhmes.

Bei den Bürgern von Erlangen hieß er nur der große Philoſoph. Schubert's Schweſter mit ihrem Gemahl, dem Bürgermeiſter Wirth von Chemnitz, war gekommen, und wie daran ſich manche Ergötzlichkeit knüpfte, ſo hatten auch die Altväter vom Berge eingeladen zu einem Kaffee in meiner großen Laube. Um dieſe werthen Gäſte zu feiern, ſchoß ich bei ihrer Annäherung von der Treppe meiner Villa ein paar Piſtolen ab. Bald hernach kam der Wirth des öffentlichen Gartens, der faſt unter meinem Gartenhäuschen lag, Herr Henne, heraufgeſtürzt und rief in lauter Interjectionen: „Ach das große Unglück! ach der große Philoſoph! ach dieſer Schuß! ach der große Philoſoph!“ Wir erſchraken, die Piſtolen waren mit derben Schroten geladen, doch ich wußte genau, daß ich rein in die Höhe geſchoſſen hatte, in der keine Philoſophen fliegen. Bei weiterer Erwägung ergab ſich: einige Schrote mochten aus der Höhe in einem Bogen niedergegangen ſein, und waren an die Wand des Gartenhauſes angeſchlagen, an welcher Schelling eben ſtand, wenig hoch über ſeinem Kopfe. Nun ich dankte Gott, daß ihm kein Leid geſchehen war und verſprach künftig beſſere Vorſicht.

Die Piſtolen hatte ich geliehen infolge eines kleinen Abenteuers. Mitten in der Nacht erwachte ich einmal auf meinem Sofa und hörte unter mir ein ſeltſames Geräuſch.

Als ich mich zum Fenſter wandte, ſah ich etwas wie einen Menſchen durch den geöffneten Laden in das untere Kämmerchen hineingebeugt. Ich zog ſtill meinen Schläger aus der Scheide (er gehörte einſt Robert Müller, war mir in Erlangen geſchenkt worden, und ſteht noch heute vor meinem Bett), eben wurde mein Koffer mit dem Schinken von innen herausgelangt: da riß ich das Fenſter auf, der Menſch draußen ſprang um die Ecke, der drin, als mit dem Koffer vorgebeugt, erhielt einen Hieb auf den Kopf und fuhr zurück. Den wußte ich jetzt ſicher drin und konnte von oben das untere Fenſter mit der Klinge, die nur niederzuſchmettern brauchte, vollkommen beherrſchen. Es geſchah, was ich erwartete: nach einigen Augenblicken tiefer Stille ſtürzte ſich der Menſch plötzlich aus dem Fenſter, und erhielt wieder einen Hieb über den Kopf. Da ich die Diebe feig ſah, riß ich die Thür auf, eilte die Treppe hinab, wol lächerlich anzuſehen im fliegenden Hemd mit dem bloßen Degen; als ich zum obern Zaune kam, war der zweite eben darüber geklettert. Der Schinken war gerettet! Es fand ſich eine Axt, mit welcher der Laden geöffnet worden war, und eine weiße Zipfelmütze mit der Spur eines Hiebes, welche Trophäen der Stiefelwichſer am Morgen triumphirend zur Polizei trug. Man hoffte hierdurch und infolge der Kopfwunden Entdeckung der Diebe, doch iſt nichts an den Tag gekommen.

Ein acht Tage ſpäter noch vor Mitternacht wurde ich wieder geweckt durch einen Stein und die Splitter der Fenſterſcheibe, die mir auf den Leib fielen. Da ich noch kein Profeſſor war, um darin eine beſondere Ehrenbezeigung

zu erkennen, dachte ich gleich, daß es die nächtlichen Gäste wären, die nur zusehen wollten, ob ich vielleicht noch unten in der Stadt sei, wie das vorkam. Ich stellte mich also ganz still mit einer der unterdeß angeschafften Pistolen lauernd in die Ecke. Da sah ich einen dunkeln Schatten leise vorwärts gehen, ziele durch das zerschlagene Fenster nur auf die Füße, und drückte ab nicht ohne Herzklopfen. Aber der Schatten blieb unbeweglich und wie ich genauer zusah, war es der Schatten eines Baums, den der aufgehende Mond warf. Doch durch den Schuß, der auch die Bergbrüder rasch zusammenführte, hatte diese Romantik des Altstädter Berges ein Ende, bis auf unsern Raubritter, der sich rühmte, des Kaisers Schinken zu erbeuten, und ihm habe ich natürlich nur einen Schreckschuß einmal bei Tage nachgesandt. Auch war ein Hund, der mir geschenkt wurde, von edler rauhhäriger Rasse, der echte Reichshund Ryno, fortan der treue Wächter.

Mein Verhältniß zu dem geheimen Bunde hatte still fortgewährt, ohne daß ich die Gelegenheit hatte, wol auch nicht das energische Interesse, auf denselben in meinem Sinne einzuwirken, bis auf einer Versammlung bald nach Pfingsten zu Würzburg entschieden wurde, daß solch eine Ausnahme von Bundesartikeln unzulässig, mir daher nach meinem Vorbehalte der Austritt freizulassen sei.*) So

*) Arnold Ruge, der dort zugegen war, schreibt davon („Aus früherer Zeit", Berlin 1862, II, 201): „Ein eigener Fall war die Austrittserklärung eines gewissen Hase aus Erlangen. Er war nicht zugegen. Wenn der Bund nicht aufgelöst werden konnte, wie war es möglich, einem einzelnen den Austritt zu erlau-

ſchied ich von den erlanger Mitgliedern in aller Freundſchaft, und es war mir leichter ums Herz, dieſer Unheimlichkeit los zu ſein, zumal ich noch vernahm, daß, nachdem ſich der Männerbund als eine Vorſpiegelung ergeben, ſchon über eine allgemeine Auflöſung verhandelt werde.

Bereits während der Oſterferien, als ich einen Spaziergang in die Heimat gemacht hatte, erhielt ich einen Brief aus München von dem befreundeten Sohn eines dortigen Miniſterialraths mit dem Rathe, nicht nach Erlangen zurückzukommen, da mir Gefahr drohe relegirt zu werden. Ich mochte wol bei dem altdorfer Auszuge den Behörden etwas unbequem erſchienen ſein. Indeß ich hatte Erlangen lieb, hielt's für einen Schreckſchuß, und kam doch. Auch ſah zumal bei meinem Berg-Stilleben alles unbedenklich aus, bis am 23. Juni eine ſtattliche Deputation auf meiner Treppe erſchien, von der jedoch nur die zwei Angeſehenſten in meinen Räumlichkeiten nothdürftig Platz fanden, und meine wenigen Papiere verſiegelten. Dieſe wurden vor dem „Directorium der Univerſitäts- und Stadtpolizei" entſiegelt und meine theologiſchen Studien mir ſogleich zurückgeſtellt. Als Grund ergab ſich, daß der dresdener Burſchentag nachträglich an den Tag gekommen

---

ben? Die Frage war ſchwierig genug, und ich erinnere mich nicht genau mehr, wie ſie entſchieden wurde, dächte aber, die Erlanger hätten ſich für ſeine Verſchwiegenheit verbürgt, und es wäre darauf hin beſchloſſen worden, ihn gewähren zu laſſen." Dieſe Erinnerung iſt im weſentlichen richtig, nur daß Ruge die Motive vergeſſen hat, und die Identität der Perſon nicht kannte, denn wir ſind nachmals, als er von Halle zuweilen nach Jena kam, halbwegs gute Bekannte geworden.

war, ich habe nie erfahren, wie? und zwar nicht meine volle Urheberschaft an demselben, doch meine Theilnahme. Dieses konnte ich, wie es sich auch damit verhalte, als durch mein leipziger Geschick abgethan behaupten. Aber sie hatten das neueste Stück meines Tagebuchs mit gefangen, zumal die treue Beschreibung des altdorfer Auszugs, darin von Burschenschaft und Landsmannschaften so unbefangen die Rede war, daß ich fürchten mußte, dadurch, wie einst Herbst durch seinen Zettel, auch die letztern in unser Geschick hineinzuziehen. Ich sagte daher aus: es sei freilich viel Wahrheit dabei, allein ich könnte für die Wahrheit durchaus nicht einstehen, denn es sei Wahrheit und Dichtung, niedergeschrieben um in einer Art Roman die dermaligen Zustände des deutschen Studentenlebens zu schildern, da wären denn natürlich die untern Ereignisse von Altdorf mit als Motive benutzt, aber für den literarischen Zweck schon mannichfach umgestaltet. Der Untersuchungsrichter, wenn er das auch nicht glaubte, mochte er's doch nicht ungern hören, denn zu einem allgemeinen Verfahren gegen die bestehenden Verbindungen war in der Universitätsstadt kein Mensch geneigt; die Burschenschaft zumal, als keusche Sitte, wissenschaftliches Interesse und edle Freundschaft fördernd, hatte dort einen guten Namen, auch waren die Professoren selbst durch die Karlsbader Beschlüsse zu hart getroffen, als daß sie Lust hatten, ungezwungen den Fluch derselben an uns zu vollstrecken. Doch zur Durchführung des Verhörs wurde weiter gefragt, wie denn jenes Buch heißen solle. In der Verlegenheit kam mir der Einfall: „Ideale und Irrthümer

des akademiſchen Lebens.“ Als ich den Freunden auf dem Berge den Verlauf dieſer Vernehmung erzählte, rief Herbſt: „Ei, da hab' ich den Titel für mein Buch, den mußt Du mir laſſen!“ Er ſchrieb damals an ſeinem Buche zur Rechtfertigung der Burſchenſchaft, es iſt unter dieſem Titel erſchienen*), und ich nehme ihn jetzt nur für mich zurück. Das Fragment meines Tagebuchs aber wurde zu den Acten genommen und ich bin lange ärgerlich geweſen über die Lücke, da ich ſie zu erſetzen mich ſo wenig überwinden konnte, als Friedrich II. die Geſchichte ſeines Siebenjährigen Kriegs, nachdem ſein Windhund ſie gefreſſen hatte. Erſt als ich 1843 dem Jubelfeſte der erlanger Univerſität als Abgeordneter der Univerſität Jena beiwohnte, hat der noch fungirende königliche Stadtcommiſſar von Wöhrnitz das Tagebuch herausgeholt und mir als ein Gaſtgeſchenk freundlich verehrt, auch das am Rande geziert mit manchen Rothſtiftſtrichen.

Jene Unterſuchung, mußte ich zwar auf ein plötzliches Ende gefaßt ſein, ſtörte doch nicht unſern Sommernachtstraum auf dem Berge. Schon nahte der Schluß des Semeſters, als uns einfiel, noch auf einem Hoftage das alte Reich feierlich zu begraben. Von Polizei und Geldbeutel in Reſpect gehalten, ſollte das nur in ruppigem Coſtüm geſchehen. Daher die Fahrenden in lauter Einſpännern, in der Wirthſtube von Uttenreuth die Reichsämter und die Kamele gelagert, welche nur Don Quixote

*) Ideale und Irrthümer des akademiſchen Lebens in unſerer Zeit, von Ferdinand Herbſt (Stuttgart 1823).

für eine glänzende Reichsverſammlung angeſehen haben würde. Als Teſtament des Kaiſers wurden die Reichsrechnungen vorgelegt, bei denen ſich, wie jede moderne Staatsrechnung ſchließen muß, ein Deficit, doch nur von ſechs Gulden ergab, für welche die getreuen Stände aufkamen. Die großen Hofämter legten nacheinander ihre Würden mit ſtattlichen Leichenreden nieder, dabei die Gerechtigkeit und Mildthätigkeit des Kaiſers nach Verdienſt geprieſen wurde, obwol er nun altersſchwach und lebensſatt das Reich dahinſterben laſſe. Der Hofpoet hielt eine herzzerreißende Elegie, der Seckelmeiſter brachte eine Schüſſel Branntwein, in der blauen Flamme deſſelben wurden die Reichsrechnungen verbrannt, auch der Reichsapfel gebraten. Zuguterletzt waren wir doch über die Thorheit alle gerührt und ich ſprach zum Schluſſe: „Freunde und Brüder! Sic transit gloria mundi. Es iſt alles eitel! ſchrieb einſt mein königlicher Bruder, alles iſt eitel! Mir ſelbſt könnte wol geſchehen, wie meinem kaiſerlichen Vorfahren Heinrich IV., der von Thron und Reich vertrieben nicht einmal ein geiſtliches Aemtchen erlangen konnte in dem von ihm geſtifteten Dom zu Speier, zu dem er ſich gemeldet haben ſoll. So zieh' ich denn heim zum alten Vater Rothbart im Kyffhäuſer, unſere Zeit iſt noch nicht kommen, ſein Bart kann noch manches Jahr um den Felſentiſch wachſen. Ich dank' Euch für alle Lieb' und Treue, Ihr ſeid nun ſouveräne Fürſten, oder auch ſouveräne Lumpe. Ihr aber, hohe Väter in Walhalla, zürnet nicht, daß wir in einer Affenſchande hier das Reich dargeſtellt haben, für das ihr einſt Gut und Blut nicht zu hoch

geachtet. Wir meinen's doch redlich mit dem Reiche, in unſerm Scherze liegt eine tiefe Wehmuth und Sehnſucht. Glücklich das Volk, das in der Geſchichte ſeiner Väter hohe Geſtalten und ehrfurchtgebietende Satzungen hat, an denen ſeine Einheit und Größe ſich immer wieder aufrichten kann. Haltet denn feſt, ihr Jünglinge, am rechten deutſchen Reich! Iſt das einmal in aller Herzen aufgerichtet, ſo wird's auch hinausſtreben in die Wirklichkeit, der alte Kaiſer wird kommen, ein neues Reich wird die Herrlichkeit unſers Volkes begründen und in ſich aufnehmen. Dieſem Reiche, das nie untergegangen iſt in treuen Herzen, bringe ich das letzte Lebehoch, der ſchönen Zukunft des unſterblichen deutſchen Reichs!"

In der letzten Burſchenverſammlung dieſes Semeſters wurden nach erlanger Sitte die Abgehenden feierlich entlaſſen. Wie da einer der Scheidenden nach dem andern der Genoſſenſchaft dankte, nicht nur für treue Bruderliebe, ſondern auch in ſo mancherlei Individualität für die ſittliche Bildung und Kräftigung, die er darin gefunden habe, wäre wol mancher redliche Widerſacher dies anhörend in ſeiner Verurtheilung der Burſchenſchaft bedenklich geworden. Da war einer, Zuccarini aus München, Inck genannt, ein kühner, wilder und doch herzlicher Menſch, ſeines Gewerbes im Reiche Raubritter, durch Uebermuth gegen die geſetzliche Ordnung eine Zeit lang von der Burſchenſchaft ausgeſchloſſen, raſch mit dem Degen zur Hand, und obwol bereits ſchwer durch denſelben gezeichnet, ſo leichtfertig, daß er bei einem Duell, dem ich zuſah, ſich zwiſchen den Gängen mir auf die Knie ſetzte und „ſchacke, ſchacke Reiter-

pferd" machte. In der letzten Zeit war sein edler Geist doch immer mehr durchgedrungen, der hob jetzt an: „Ich hab' Euch oft betrübt", und erzählte treuherzig, wie eine ungestüme ehrgeizige Natur unbändig ihn getrieben habe.*) Auch ich hatte zu danken und zu bezeugen, was die Burschenschaft, die nimmer aufhören möge dem Vaterlande Männer zu senden, an mir gethan, „daß ich nun weiß was ich will, und will was ich kann".

Ich hatte die erwünschte Ladung zum theologischen Examen für den 9. October erhalten, und saß wieder mitten in meinen Studien, als mir am 21. August das erlanger Urtheil eröffnet wurde, nach welchem ich „wegen Theilnahme am dresdener Burschentage und wegen starken Verdachts, an der Spitze der seit 1820 aufgehobenen Burschenschaft gestanden zu haben", von hiesiger Universität auf immer zu entlassen sei, und binnen acht Tagen mich zu entfernen habe, mit Niederschlagung der Untersuchungskosten. Ich bat, um unverstört eine Arbeit zu vollenden, die Frist auf vierzehn Tage zu erstrecken: auch das wurde zugestanden, doch daß ich während dieser Zeit unter polizeilicher Aufsicht zu stehen hätte. Ich frug, worin diese bestehen würde? Man erwiderte vielleicht unnöthig, daß etwa täglich ein Polizeidiener auf meine Stube kommen und nachsehen würde. Ich antwortete noch unnöthiger, daß ich dann

*) Er hat mir nachmals, wie er's verheißen, in München durch seine anmuthige Schwester einen Pokal credenzen lassen. Er ist als Generalstabsarzt der griechischen Armee, als er an einem für unersteiglich gehaltenen Felsenfort hinankletterte, mit einem losgerissenen Felsstück herunter ins Meer gestürzt, jung umgekommen.

vielleicht in Gefahr käme, ihn einmal die Treppe hinunterzuwerfen, daher ich lieber darauf verzichten und zum bestimmten Termin abreisen wollte.

Abermals traf sich's glücklich genug, daß mein gewaltsames Ende mit dem naturgemäßen fast zusammenfiel. Am 27. August hielt Schelling die letzte Vorlesung, und schloß in erhebender Weise über die Bedeutung des akademischen Lebens, und wie alles, was sich nachmals im Leben entwickle, da mindestens die Knospe der Ahnung treibe.

Als ich am nächsten Mittag davongehen wollte bis Streitberg, erschien ein langer Zug von Wagen und Reitern zum Geleite. Mir kam Niemeyer's „Lehrbuch der Religion" in den Sinn, das, auf dem altenburger Gymnasium gebraucht, einen Anhang hat über ein nutzbringendes akademisches Leben, daran bei allen sonstigen Schildbürgereien der Schluß mich sehr angesprochen hatte, daß wer nach dieser Anweisung seine Universitätsjahre still und fleißig verlebt habe, den werde zwar nicht ein glänzendes Comitat geleiten, aber er werde ein gutes Gewissen mit sich nehmen und einigen Freunden ein gutes Andenken hinterlassen. So ganz anders war's nun gekommen, und doch hatte auch ich beides. Die nächsten Freunde saßen mit mir im Wagen, die Schar treuer Genossen ritt daneben oder folgte. In Baiersdorf saßen wir noch traulich beim Abschiedstrunk, dann unter dem Gesange vom Scheiden und Meiden ging's durch das Städtchen; die Sonne war schon im Untergehen, als ich einsam weiterzog.

Fünftes Kapitel.

Der Candidat.

September 1822 bis März 1823.

In Baireuth, weil's eben auf dem Wege lag, miethete ich ein Schülerstübchen und studirte eifrig auf das Examen los, selbst um die Nachbarschaft Jean Paul's unbekümmert. Aber schon am 3. September ward ich auf die Polizei geladen und mir eröffnet, daß ich am nächsten Tage die Stadt zu verlassen habe. Meine Vorstellungen dagegen waren vergeblich, ich würde ja wissen, was mir in Erlangen geschehen sei, und ärgerlich zog ich schon nach einer Stunde mit meinem Ränzchen und meinem Ryno zum Thor hinaus. Am nächsten Tag erreichte ich die gastliche Papiermühle bei Hof. Der Großpapa sagte mit alter Herzlichkeit: „Hoffentlich nehmen Sie vorlieb beim Auszügler, denn ich habe heute das Regiment und die Papiermühle dem Sohn übergeben." Von Altenburg waren Gäste da noch von der goldenen Hochzeit her, die vor

einigen Tagen gefeiert worden war, die jüngſte Tochter mit ihrem Gemahl. Auch ſah ich eine freundliche Geſtalt, ungewiß ob ſie's ſei, die bleiche Roſenknospe zur Jungfrau aufgeblüht, und ſie kann es ſein, ſie iſt ja die Enkeltochter des Hauſes, und ſie war es in der That, jene Pauline von Altenburg, an welche der Vetter Facius ſonntäglich ſeinen Brief in der Taſche hatte. Wir geriethen gleich in die Erinnerungen jener Zeit. Ich gedachte, was ſie mir damals beim Abſchied ins Stammbuch geſchrieben hatte, was, wenn auch ein Vers von fremder Hand, doch ihren Sinn ſo richtig ausſprach:

Ein frommes Herz und edle reine Sitten,
Der ſchönſte Schmuck ſind ſie,
Vom Himmel mußt du ſie erbitten,
Sie ſchwinden, ſie veralten nie.

Am Abend, als die Großältern früh zu Bett gegangen waren, wurde mir die ganze ſchöne Feier der goldenen Hochzeit erzählt, indem das Eine die Erzählung des Andern fortſetzte. Auch Pauline ließ ſich erbitten, indem der junge Herr und ſeine Roſalie die Großältern vorſtellen wollten, das Gedicht zu recitiren, mit dem ſie am Morgen inmitten der andern Enkel das Jubelpaar begrüßt hatte. Es war vom Hofprediger Sachſe in Altenburg, der ſich auf das gemüthlich Individuelle häuslichen Glücks wie Leides ſo wohl verſtand.

Mir war es ſeltſam bewegt zu Muthe, als ich ſchlafen ging und als ich wieder aufſtand. Im Hauſe klangen die Erinnerungen der goldenen Hochzeit immer noch fort. Wir ſaßen Mittag bei Tiſch, ich neben Paulinen, der

Großpapa ließ Jubelwein heraufholen, 72er Steinwein, der ſilberngoldene Pokal, den Pauline's Vater beim Feſtmahl überreicht hatte, ging in die Runde. Da ſagte der junge Herr, der zu ſcherzen und die Leute verlegen zu machen liebte: „Wir ſpielen immer noch Hochzeit, aber es ziemt ſich eigentlich nicht, daß zumal eine goldene Hochzeit vorübergehe, ohne eine neue Hochzeit zu ſtiften. Dieſes junge Paar ſcheint ſich gut miteinander zu vertragen, Du, Pauline, kannſt einen Mann brauchen, der Herr Studioſus eine Frau, hübſch biſt Du auch, nun wollt Ihr einander?“ Mich traf's wie eine Stimme vom Himmel. Doch raſch mich faſſend, erwiderte ich, wie auf den Scherz eingehend, ich hätte ſie bereits im ſtillen geliebt, nur kein Herz gehabt, es zu ſagen; auch Pauline gab lachend ihr Jawort. Der Neck fuhr fort: „So gebe ich als Pauline's Pathe meine Zuſtimmung an der Aeltern Statt, Großältern, Onkel und Tante ſind Zeugen.“ Die Gläſer klangen auf das junge Paar, nur die Großmama erhob warnend den Finger. Weiter fiel es dem Herrn Pathen ein, uns Kuhſchnappel als Pfarrſitz zu bezeichnen, über den ſich allerlei Scherz ergoß. Beim Aufſtehen brauchte ich raſch das Recht des Verlobten, dieſen Mund voll Güte und Anmuth in ſüßem Schauer zu küſſen; dann bin ich tief ergriffen ins Freie gelaufen.

Gegend Abend ward auf der Wieſe an der Saale Grummet gemacht, Pauline rechente mit zuſammen, als ich hinzukam, banden die Leute mich an, was eine kleine Auslöſung erforderte, ich half dann auch, endlich war ſie müde, ich machte ihr einen Sitz auf einem Heuhaufen,

ſetzte mich daneben und bald waren wir wieder die Verlobten.

Ach ich wollte, es wäre Ernſt, ſagte ich und lachte dennoch.

„Ich auch!“ erwiderte ſie lachend.

O, über dieſes Lachen!

„Sie machen mich ja erſt zu lachen.“

Aber ich habe Sie wirklich lieb!

„Ich habe auch keinen Widerwillen gegen Sie, und ſo ſtehen wir ja am Ziele unſerer Wünſche“, ſagte ſie lächelnd. Dazwiſchen einen Blick milden Ernſtes: „Würde ich Ihr Leben ausfüllen können?“

Die untrügliche Stimme meines Herzens ſpricht's.

„Ach“, ſagte ſie ablenkend, „ſind wir nicht wie die Kinder, uns würde ſchön anſtehen, ans Verloben zu denken.“

Es kann Ihnen doch gehen, wie Voſſens Luiſe, die halb im Scherze eine Frau wurde. Auch auf uns ließ ſich ein hübſches Gedicht machen, die ganze Papiermühle müßte hinein.

„O bitte, machen Sie das!“

Ja, aber ohne Ende? Soll die Verlobung nur ein Spaß bleiben, ſo wär's ein elendes Gedicht.

„Nun, Sie ſchreiben: Fortſetzung folgt!“ So ward's ausgemacht, ein Idyll wie Voß' „Luiſe“, die Papiermühle und die goldene Hochzeit drin. Ich überſah ſofort, welche Macht mir das gab, und ließ dafür den muntern Scherz als ſolchen gewähren. Die Sonne ging unter, wir gingen Arm in Arm zurück, Ryno ſteckte doch ſeinen ſtruppigen Kopf zwiſchen uns. Frohe Stunden flogen nun dahin,

Scherz und Ernſt, Wirklichkeit und das Gedicht in meinem Herzen ſchon ſich durchſchlingend. Ich ſegnete die baireuther und die erlanger Polizei.

Am nächſten Tage nahmen wir Abſchied von den guten alten Leuten. Der Großpapa iſt wenige Wochen nachher ſanft entſchlummert. Onkel und Tante, die nach Altenburg zurückfuhren, boten mir den vierten Platz in ihrem Wagen, da ſaß ich neben Paulinen, manch ſchönes Recht gab noch das Verlöbniß, manchen Scherz brachte Kuhſchnappel; da wo die Straße unterhalb Glauchau vorübergeht, mußte ich ſcheiden.

Hier im Hauſe meiner Pflegeſchweſter galt es mit Beſeitigung der ſüßen Gedanken, und es gelang mir durch die eigene Energie derſelben, an das Stilleben von Baireuth raſch wieder anzuknüpfen. Doch bald überfiel mich eine fieberhafte Halsentzündung, ſodaß bereits zu meinem großen Leide ein Zeugniß des Arztes nach Dresden geſchickt wurde, mein Aufgebenmüſſen des Examens zu melden. Aber wenige Tage vor dem 9. October half ſich die Natur durch heftiges Naſenbluten. Das theologiſche Examen war damals nur eine mündliche öffentliche Prüfung einige Stunden lang vor dem Oberconſiſtorium. Ich habe nicht ſchlecht beſtanden, aber auch nicht ausgezeichnet. Ein alter früherer Diener des Dienemann'ſchen Hauſes, der mit mir nach Dresden geſchickt worden war, fiel mir beim Herauskommen weinend um den Hals. „Ja", ſagte ich, „habe ich's denn ſo ſchlecht gemacht, daß du über mich weinſt, alter Härtig?" — „O nein!" ſchluchzte er. „Aber ſeit wann verſtehſt du denn Latein?" — „Ach", er-

widerte er, „es hat mich ſo gerührt, als Du ſo munter mit dem Oberhofprediger herumſtritteſt, wenn ich auch nichts davon verſtand.“ Es war ein kleiner Diſſenſus über den Begriff der Tradition.

Nach dem Examen erhielten diejenigen, die als beſtanden galten, den Text zur Predigt, die am zweitfolgenden Tage in der Schloßkirche zu halten war, von den ſechs oder acht Candidaten, einer nach dem andern, ohne Gemeinde. Das Mitglied des Oberconſiſtoriums, diesmal Superintendent Seltenreich, winkte mit dem Taſchentuche, wenn abgebrochen werden ſollte. Mein Text aus der Areopagpredigt des Heidenapoſtels ergab von ſelbſt das Thema: „Wo ſollen wir Gott ſuchen? in der Natur, in der Geſchichte, im eigenen Herzen.“ Die Predigt war kurz und ihr Richter ließ zu meiner Verwunderung mich fortreden bis zum Amen.

Ich freute mich doch ſehr, zumal für die Mutter, nun in alle Ordnung des künftigen vaterländiſchen Kirchendienſtes eingetreten zu ſein nach ſo mancher Irrfahrt. In Bezug auf dieſe war einiges Glück dabei. In Erlangen hatte ich zum Behufe des früher beabſichtigten Examens ſchon vor Altdorf mir das nöthige Sittenzeugniß geben laſſen und das lautete damals ganz unverfänglich, dabei konnte es bleiben. Als ich nachmals das bei dem Univerſitätsamte niedergelegte leipziger Abgangszeugniß zum Nachſenden fordern mußte, war dieſes wol infolge von Bertholdt's Ableben verlegt und ſtatt deſſelben wurde mir ein Zeugniß dieſes Verlegtſeins ausgeſtellt, in welchem der Inhalt deſſelben nach guter Vorausſetzung erwähnt, ſonach

der Grund meines Abscheidens von Leipzig übersehen war. Dazu empfing mich Ammon, der Oberhofprediger, mit einigem Interesse, weil ich, was damals für sächsische Studenten unerhört war, von Erlangen kam, wo er das beste Stück seiner Jugend zugebracht hatte, und von wo ich die Grüße seines Sohnes, des dortigen Dekans, mitbrachte.

Ich lebte dann in Penig innerhalb der Schranken einer kleinen Fabrikstadt. Der junge Candidat wurde bekannt in den benachbarten Pfarrhäusern und half gern mit einer Predigt aus. Dabei ging es nach damaliger Sitte mitunter etwas weltförmig her. Ich hatte die Kirchweihpredigt in Niederhayn übernommen und mußte hierzu bei dem Pfarrer übernachten, er bestellte mich aber zum Sonntag Abend auf das Forsthaus, das am Eingange des altenburger Waldes, der Leine, liegt. Hier war eine muntere Kirchweihgesellschaft, die Jugend spielte und tanzte, erst nach 1 Uhr brach die Pfarrfamilie auf, wir hatten ein Stündchen Wegs zu gehen, ich hatte wenig über zwei Stunden geschlafen, als ich früh noch im Dunkeln geweckt, reichlich mit Kaffee getränkt, und in ein Wägelchen gesetzt wurde, um aufs Filial zu fahren. Kaum zurückgekehrt, kam der Gottesdienst in der Hauptkirche. Nach dem stattlichen Kirchweihmahl brach die ganze Familie wieder auf nach dem Pfarrhause von Oberhayn, das eine Stunde näher an Penig liegt. Dorthin kam so ziemlich die gestrige Gesellschaft und das alte Spiel begann von neuem. Bei Tische saßen wir drei Paare so eng auf einer Bank, daß unter uns ausgemacht wurde, immer nur drei Personen

zugleich dürften eſſen, denn nur reihum konnte man die Arme bewegen, die andern drei ſollten für die Unterhaltung ſorgen, was ſehr vergnüglich ausgeführt wurde. Nach Mitternacht ging ich mit unſerm Superintendenten, einem würdigen gelehrten Herrn, und ſeiner Familie endlich nach Hauſe, der Ephoralbote mit der Laterne voran.

Ich hatte wenig Luſt zum üblichen Hauslehrerleben, doch war mir damals, wo es zur Zeit des herrſchenden Rationalismus allzu viel Candidaten gab, nichts der Art geboten worden, ich hätte ſonſt zugegriffen; hatte ich doch in Erlangen, als durch Anſchlag ein Lehrer für zwei Prinzen geſucht wurde, mich dazu gemeldet, war aber vielleicht wegen meines damaligen Bartes oder ſonſtigen Kaiſerthums nicht auserwählt worden. Meine Abſicht war jetzt, irgendwohin ins Weite zu gehen, doch ſchien mir das erſt im Frühlinge zu wagen. Mit Herbſt hatte ich an Strasburg oder Paris gedacht. Ich hatte deshalb an meinen Vetter, Karl Benedict Haſe, den Bibliothekar und Mitglied des Inſtituts, der mit deutſcher Gründlichkeit die griechiſche Philologie in Frankreich vertrat, geſchrieben. Der aber antwortete, deutſche Lehrer fänden in Paris eine Stellung wie etwa polniſche Sprachlehrer in Deutſchland. Er fürchtete offenbar, ſich mit einem unbekannten Verwandten zu belaſten. Später ſind wir ſehr gute Freunde geworden, ich mehrmals ſein Gaſt in Paris, er der meine beim Jubiläum der Univerſität als neben Arndt und Humboldt der älteſte Student von Jena, und bei einem Feſtmahl iſt nur darüber ein ſcherzhafter Streit

gegenſeitiger Ablehnung entſtanden, welches der rechte Haſe ſei, der in Frankreich oder der in Deutſchland.

Da die gute Mutter mir kein Plätzchen für mich allein verſchaffen konnte, war ich wieder wie zu Anfang in ein Dachſtübchen vom Vater Dienemann aufgenommen worden, und er ließ jetzt das einmal Entſchiedene freundlich gewähren, da er doch merkte, daß ich auch als Theolog mich nicht zu einem Duckmäuſer noch zu einem Heuchler anſchickte. Ich war beſchäftigt, die erlanger Glaubenslehre druckfertig zu machen, und fand bereits viel daran zu beſſern. Die frühreife Veröffentlichung erſchien unumgänglich, um ein Stück Geld zur Wanderſchaft zu gewinnen. Ich nannte das Buch in gerechter Beſcheidenheit „Theologiſche Verſuche“. Als ich's fertig meinte, wollte natürlich kein Verleger ſich dazu finden, der alte Baumgärtner in Leipzig antwortete: in der Theologie ſei nichts mehr zu verſuchen, da müſſe man etwas Ordentliches wiſſen.

Ueberhaupt wurde die Geldklemme ſehr groß. Ich hatte zwar Nahrung und Wohnung, aber ſonſt gar nichts, und hier in der Heimat ließ ſich nicht wie auf der Univerſität vom Credit leben, vielmehr begannen die kleinen Gläubiger ſich zu regen, welche in Leipzig wie in Erlangen meine plötzliche Fortſendung überraſcht hatte. Da kam meine älteſte Schweſter Karoline einmal heimlich zu mir, legte acht Thaler auf den Tiſch und ſagte nach ihrer Weiſe lachend: „Es iſt nicht geſtohlen, hilf dir damit! was ich vermöbelt habe, das hab' ich nicht gebraucht.“ Sie hatte wol ihr einziges Schmuckſtück verkauft. In dieſem Winter,

wo ich zum erſten male längere Zeit bei ihnen war, iſt das Verhältniß zu meinen Schweſtern erſt recht innig geworden. Sie waren einige Jahre älter als ich, alle drei ſind unverheirathet geblieben. Aus jener Zeit ſteht in meinem Tagebuche: „Wenn ich das ſtille Walten meiner Schweſtern betrachte, ſo klein und doch ſo mühevoll und freudig, erfüllt mich Ehrfurcht vor dieſer verborgenen ſittlichen Hoheit.“ So iſt es geblieben. Es iſt eine große Sache um drei geliebte Menſchen, auf die man ſich unbedingt verlaſſen kann. Ich dachte wol daran, mit ihnen einmal zu leben, wie der reinsdorfer Onkel mit ſeinen Schweſtern gelebt hatte, die nun als die Tanten von ihnen gepflegt wurden. Als ich nachmals ihnen die behagliche Stätte in Jena bieten konnte, haben ſie doch vorgezogen in Penig, wo ſie einmal feſtgewurzelt wären und theure Gräber zu hüten hätten, zu bleiben, nur daß ſie jeden Sommer uns beſuchten; auch wenn wir in den Ferien umherſchweiften, das Haus und die kleinen Kinder uns bewahrten, denen ſie wiederum die lieben Tanten wurden.

In jenem Winter wurde die Pfarrei zu Kauffungen erledigt, Patronat des Grafen Einſiedel, der damals als Cabinetsminiſter in Sachſen regierte. Mein Vater war Pfarrer deſſelben Patronats geweſen, es galt das für eine Familientradition. Daher wurde mir zugeredet, mich um die Stelle zu bewerben. Das lag mir doch ſehr fern, ſchon jetzt! Indeß unter dem Drucke des Augenblicks und bei der Unklarheit meiner Zukunftsplane ließ ich mir zureden, zumal, einſt Pfarrer in Steinbach zu werden, war doch der ſtille Gedanke meiner Theologie, und dem Pfarrer

von Kauffungen konnte das früh oder spät nicht wol entgehen. Der Geschäftsführer des Grafen in Wolkenburg, Gerichtsdirector seiner Güter, begünstigte die Sache und corrigirte mein Anhalteschreiben. Der Graf gehörte zu der stillen Gemeinde, als deren Patriarch Schubert galt, ihm schrieb ich um eine Empfehlung, und der in seiner Gutmüthigkeit gab sie mit vollem Munde. Dies mochte den Ausschlag geben, doch frug der Graf noch den Pastor Volmar, meinen Vormund. Der war verständig genug, zu antworten, daß ich für die Stelle zu jung sei. Er hat außerdem aus einer Predigt, die ich in seiner schönen Kirche hielt, geschlossen, vielleicht darin durch Schubert's warme Empfehlung bestärkt, ich sei ein Mystiker; so nannte man damals die jetzt Gläubige genannt werden, doch war es zu der Zeit eine geringere Empfehlung. Ich hatte schon in Erlangen „Ideen zu Predigten" niedergeschrieben, wie sie mir an Bibelsprüche angeschlossen einfielen, zu eigener künftiger Ausführung. Wenn ich dennoch nur in dieser Zeit gepredigt habe, dann nie wieder, ist das so gekommen, weil bald nachher Noth und Eifer viel zu lernen, auch das tägliche Brot mit der Feder zu verdienen, mich ganz hinnahm, und so ist gerade dasjenige, was mir als die natürlichste schönste Frucht des theologischen Studiums und was auch meiner Anlage angemessen erschien, auf eine künftige ruhige Zeit vertröstet worden, bis endlich nach der langen Unterbrechung ich in Ehrfurcht vor der Kanzel sie nicht wieder zu besteigen wagte, da es mir jetzt nicht mehr ziemen wollte, dies mit der Uebung des Anfängers zu thun.

Nach Neujahr hatte ich meinen Sitz wieder in Glauchau aufgeschlagen, wir fuhren Schlitten durch die schneebehangenen Fichtenwälder des Erzgebirgs und trieben allerlei Gaukelspiel. Seltsamerweise, das Idyll, das ich im Herzen trug, war über den theologischen Versuchen, den Predigten und anderer Zerstreuung, noch nicht niedergeschrieben. Endlich schon im Februar ist es dazu gekommen. Es hieß „Pauline, ein ländliches Gedicht", und als erster Gesang. Es beginnt mit dem Kommen des Wanderers und seines treuen Hundes aus dem akademischen Leben vom Fichtelgebirge her zur Papiermühle, die bildet das Fundament, auf dem sich die Hausherren und Gäste gemächlich darstellen, mit all den Erinnerungen, die ich aus früherer Zeit davon hatte. Die Geschichte der goldenen Hochzeit in ihren Nachklängen ist eingewebt, wie sie von den jüngern Mitgliedern der Familie dem Wanderer erzählt wird. Dann in voller historischer Treue die Verlobung; und was der Studiosus dabei gefühlt, ließ die Worte heißer Liebe, die es ernst und auf immer meinte, aussprechen. Dies in Hexametern womöglich nach „Hermann und Dorothea". Voran eine Zueignung, die mit den beiden Strophen schloß:

Nicht länger konnt' ihn unsre Liebe halten
Den frommen Greis, er ist dahingeschwebt,
Wo schönre Lebensbilder sich entfalten,
Seit wir das Lied begonnen und erlebt.
Nimm freundlich denn das Bild von seinem Walten,
Wie's unvergänglich uns ins Herz gewebt.
Und heiter laß uns auf zum Himmel sehen,
Des sel'gen Vaters Segen zu erflehen.

Dem Liede hat's der Dichter anvertrauet,
Was ſchüchtern oft geflohn der Lippen Rand.
Und was er in die Zukunft kühn gebauet,
Des Traums Erfüllung liegt in theurer Hand.
Der Wandrer ziehet fort — der Morgen grauet —
Mit welcher Hoffnung? in das fremde Land.
Darf er es hoffen, was er hat geſungen?
Nie hat ein Lied um ſchönern Preis gerungen!

Der Frühling dämmerte ſchon, als ich mit dieſer Werbung nach Altenburg ging. Ich war längſt eingeführt bei Pauline's Tante, die einen Flügel deſſelben Hauſes bewohnte, ihre Aeltern den andern, auf der Treppe traf ich ihre Mutter, die vorausſetzte, daß ich, ſo heimiſch bei ihren Aeltern auf der Papiermühle, ſie beſuchen wolle. Sie hörte ſchwer, ſo konnte ich mit der Tochter reden, was ich wollte. Dieſe vernahm erfreut die Erfüllung meines Verſprechens; doch ihr trotz der aufrichtigen Augen nicht mehr ganz trauend, ſchloß ich dieſe Capitulation mit ihr ab: daß ſie 1) nie dieſe Schrift ohne meine Zuſtimmung jemand zeige, 2) auf meine Forderung dieſelbe ſofort mir zurückgebe. Das Päcktchen, deutlich geſchrieben und fein gebunden, war doch nicht ganz unſichtbar, wie ſollte ſie's nehmen unter den Augen der Mutter? Wir entſchieden uns für das Unſicherſte, es beim Weggehen an eine beſtimmte Stelle der Treppe zu legen. Als ich nach acht Tagen ſie wiederſah, unverändert heiter und freundlich, ſprach ich von der Sorge, die ich gehabt hatte, ob es glücklich in ihre Hände gelangt ſei. Sie erwiderte mit ungewohnter Leichtfertigkeit: „Wenn es auch jemand anders gefunden hätte, es iſt ja doch nur ein Spaß!“ Dadurch

ſchmerzlich gereizt, forderte ich's kraft unſers Vertrags zurück, um es zu vernichten. Nun kleinlaut bat ſie, es ihr zu laſſen, ſie habe nur zum Schein ſo geſprochen und habe ſelbſt die größte Angſt ausgeſtanden, bis es an ſicherer Stätte geborgen war. Doch fügte ſie bald hinzu: „Wiſſen wir auch beide, daß es ein gar hübſcher Scherz iſt, ſo möchte das doch ein anderes nicht glauben, das die Veranlaſſung nicht kennt.“ Ich verſicherte, daß es auch kein Menſch glauben würde, ich ſelbſt am wenigſten: aber ſo hold und bezaubernd blieb ſie bei dem Scherze, und wollte mich nöthigen, das nur auch zu geſtehen, da uns doch zieme, einträchtig miteinander zu ſein, daß ich nicht erbittert, nur nachdenklich wegging.

In dieſen Tagen traf ich auch in einer befreundeten Familie Marien wieder, ſie mit ihrem Kinde, ich konnte ſie ohne Herzweh ſehen, und ſo jungfräulich war ſie anzuſehen, daß ich ſie jetzt erſt recht der Holbein'ſchen Madonna ähnlich fand, nur das Kind ſah munterer aus. Sie legte die kleine Ida in ein Wägelchen, und es traf ſich, daß ſie an der einen Seite deſſelben kniete, ich an der andern, das Kind lächelte die Mutter an, die ſagte: „Wollen Sie meine Ida zur Braut haben?“ Jede natürliche Antwort, etwa in Hoffnung, daß ſie der Mutter ähnlich werde, erſtarb mir auf der Lippe, und ich hatte nur ein trockenes: O ja!

Von Altenburg wanderte ich nach Leipzig, zunächſt um Robert Müller im Gefängniſſe zu beſuchen. Er hatte das Unglück gehabt, den Senior der ſächſiſchen Landsmannſchaft, Lucius, im Duell zu erſchießen. Sie galten beide

als die beſten Schläger der feindlichen Heerlager. Als ſie zuerſt ſich miteinander maßen, wie das Kriegsglück wechſelt, war es Lucius gelungen, ihm die Wange zu durchhauen. Ich erinnere mich nicht, durch welche Erbitterung und Verwickelung es dann zu dem unſtudentiſchen Piſtolenduell gekommen iſt. Ich fand den Freund ungebeugt, aber auch unverändert in dem mir wohlbekannten Carcer. Er hat mir von dem Zweikampf erzählt: Lucius hatte den erſten Schuß, die Kugel ſauſte ihm hart am Ohre vorbei. Da ergriff ihn ein unermeßlicher Zorn zugleich mit dem Bewußtſein, daß eine zweite Kugel, die er abſchicken laſſe, ſein Tod ſein würde. „Ich treffe ſicher, ich beſchloß, ihn durchs Herz zu ſchießen. Die Kugel iſt nur eine Linie unter dem Herzen eingeſchlagen. Du weißt, ich bin nicht bösartig, und ich wundere mich über mich ſelbſt, aber wie der kühne Gegner ſo niedergeſtreckt dalag, trat ich hin vor ihn, die Arme untergeſchlagen und ſagte: es war ein Meiſterſchuß!“ Er erzählte mir auch, daß er mehrmals von ſeinem Gegner geträumt habe, aber der erſcheine immer ihm freundlich, und „doch iſt's nicht leicht, ſolch ein junges rüſtiges Leben auf ſeinem Gewiſſen zu haben“. Er war damals flüchtig zu Herbſt nach Jena gekommen, der war einige Wochen mit ihm umhergeirrt, dann hat er unter dem Namen Ferdinand Herbſt bei einem Freunde in Lemgo gelebt. Erſt als einestheils ſein Name nach ſächſiſchem Rechte an den Galgen geſchlagen werden ſollte, anderntheils ſeinem ſchon kränkelnden Vater gute Verheißung gemacht worden war, hat er nach empfangenem Geleitsbriefe ſich geſtellt, und war

auch nur zu einem Jahr akademiſcher Haft verurtheilt oder begnadigt worden. Seine theologiſche Bahn ſah er natürlich abgebrochen, und dafür ſeinen wahren Beruf, den militäriſchen, entſchieden. Dort im Carcer hab' ich ihn zum letzten mal umarmt. Herbſt in der Zueignung ſeines Burſchenſchaftsbuchs an die Freunde rief zu dieſer Zeit ihm zu: „Dich, edler Robert, hat das Schickſal früh in einen großartigen Kampf geführt, faſt ſind für Dich die zarteſten irdiſchen Bande zerriſſen, auf Glück und friedliches Leben haſt Du längſt verzichtet. Aber Du haſt die Kraft, in jeglichem Kampfe zu beſtehen. Wirſt Du auch verkannt und geläſtert, dulde muthig, wackerer Freund! Du wirſt im ernſten Thatenleben doch ein preiswürdiger Sieger ſein."

Die letzte ſichere Nachricht vernahm ich durch Arnold Ruge, neben dem Robert nach ſeiner Freilaſſung in Heidelberg Mathematik ſtudirte, um in die preußiſche Armee einzutreten. Als zu Anfang 1824 Ruge verhaftet wurde, iſt Robert, für den derſelbe Verhaftungsgrund vorlag, jedenfalls geflüchtet. Ruge meint, er ſei nach Griechenland gegangen und dort im Kampfe früh gefallen. Mir wurde verſichert, daß ein Bekannter ihn als Offizier in Braſilien geſehen habe. Sofort uns und ſeiner Familie verſchollen, hat er jedenfalls früh geendet; ich hätte nie gedacht, daß dieſe hochſtrebende Kraft ſo ruhmlos untergehen würde.

Meine zweite Abſicht in Leipzig war der letzte Verſuch, für meine „Theologiſchen Verſuche" einen Verleger zu erhaſchen. Da habe ich, von einer Buchhandlung zur

andern ziehend, das ganze Elend eines unglücklichen Autors geſchmeckt, überall recht höflich abgewieſen.

Dafür iſt mir dort zweierlei ungeſucht in die Hand gefallen. Ich frug zufällig nach einem alten Gegner in der Burſchenſchaft, Hänſel, der mit einem Schweife hinter ſich unſerm Freundesbunde mitunter die Wage gehalten hatte. Er galt uns als ein harter, pedantiſcher Menſch, aber von großem Scharfſinn und feſtem Willen. Die Landsmannſchaften ſagten, es werde ihnen allemal übel, wenn wir den in den Repräſentanten-Convent ſchickten. Wer ſich nicht gerade durch beſonderes Glück oder Unglück dem Andenken eingeprägt hat, wird in ſtudentiſchen Kreiſen von der vorüberziehenden Woge der Jugend leicht vergeſſen. Ich vernahm, daß Hänſel ſich als kränklich längſt zurückgezogen habe, und hatte Mühe, ſeine Wohnung zu erfragen. Da fand ich ihn gänzlich verändert, offenbar auf dem Todeswege der Schwindſucht. Er war erſt ſchweigſam und kalt, aber als ich, Unrath merkend und ſeiner frühern Mittelloſigkeit mich erinnernd, in ihn drang, wie er durchkomme in ſo ſchwerer Krankheit: da ward er weich und erzählte, daß er, von allen verlaſſen, ſelbſt ohne Arzt, nur durch Correcturen, die für eine Druckerei zu machen er in ſeiner Schwäche ſich an den Tiſch anbinden müſſe, das Nothwendigſte zum Leben verdiene. Ich forſchte, ob er nicht irgend Bekannte habe in der Stadt, und er nannte mir eine Dame, die ſich vormals ſeiner angenommen. Ich fand ſie, eine Witwe in tiefer Trauer, und als ich ihr das Geſchick des Armen erzählte, gab ſie mir ſogleich zwei Goldſtücke für ihn und verſprach, weiter

nachfragen zu laſſen. Ich ſchlug dann noch etwas Lärm in einigen Familien, die mir vormals Gütiges erwieſen hatten, und die Leipziger ſind ein wohlthätiges Geſchlecht. Soweit Menſchen noch helfen konnten, hat es ihm an nichts mehr gefehlt. Nach einigen Wochen hat er mir ſein Burſchenband geſchickt, in Perlen wol von lieber Hand ihm geſtrickt, mit den Dankesworten eines Sterbenden.

Das zweite geſchah, als ich etwas ältere Freunde aus der Burſchenſchaft aufſuchte, Fritzſche und Seyffarth. Jener iſt ein ſehr würdiger Generalſuperintendent von Altenburg geworden, dieſer hat die Hieroglyphenſchrift eben nicht gedeutet. Beide beiſammen wohnend, waren darüber, ſich als Privatdocenten zu habilitiren. Da ging's mir plötzlich auf, was ich zu thun hätte. Nicht daß ich auf der Univerſität bleiben wollte, aber die Jahre, bis ich ein geiſtliches Amt erhielt, ließen ſich doch nicht beſſer ausfüllen, um mit der Nothwendigkeit höchſter Geiſtesanſtrengung alles auszubilden, was etwa in mir wäre. An Leipzig dachte ich nicht, die Neigung zu Süddeutſchland waltete noch vor. Heidelberg war mir nur als Juriſtenuniverſität bekannt, Erlangen verſchloſſen, da blieb nur Tübingen übrig. Es war mir dort vor zwei Jahren im Neckarthal zwiſchen den nahen und den darüber hinausragenden Bergen in der Ferne gar wohl geworden. Freilich von den akademiſchen und theologiſchen Zuſtänden wußte ich nicht das Geringſte. Daher ich bedächtig beſchloß, bei der leichten Möglichkeit gänzlichen Mislingens keiner menſchlichen Seele etwas von meinem Entſchluſſe zu vertrauen.

Nebenbei kam mir noch eine gute That für Erlangen in den Weg. Ich wußte, daß D. Winer an Bertholdt's Stelle dorthin berufen sei. Das veranlaßte mich ihn zu besuchen. In seiner Weise war er noch ganz unschlüssig. Ich habe ihm Erlangen aus Herzensgrunde so gelobt, daß er sich sofort entschloß, ja zu sagen. Es war doch ihm selbst ein Segen, wenn er auch später nach Leipzig zurückgekehrt ist.

Als im Kalender Frühlings Anfang stand, nahm ich in Glauchau Abschied. Die Familie meiner Pflegeschwester bereitete sich vor nach Dresden zu übersiedeln, so war's ein Abschied von dem guten Orte leicht auf immer; ich nahm vor allem den Segenswunsch des ehrwürdigen Thamerus mit mir. Mittags tranken wir den edeln Neunzehner vom Rhein auf eine frohe Zukunft, dann zog ich meines Wegs an der Mulde hin. Da geschah's, daß mich's doch auch einmal gereut hat, pflichtmäßig gehandelt zu haben. Ich traf auf ein paar Leute von übelm Aussehen, nur ein junges hübsches Gesicht mit schwarzem Haar und lichtblauen Augen unter ihnen, doch auch das in einen schmuzigen Tüffelrock eingewickelt. Es waren wandernde Schauspieler. Wir geriethen in ein munteres Gespräch, und ich kehrte mit ihnen in Waldenburg, halbwegs von Penig, in dem Gasthof ein, wo sie blieben. Da schälte das hübsche Gesicht sich schlank und wohlgekleidet aus dem Tüffel, wie ein Schmetterling aus der Puppe. Ich zog sofort die Torte heraus, die ich für Mutter und Schwestern mitgenommen hatte. Dadurch ward unsere Bekanntschaft noch besser, und bald redete

das niedliche Kind mir freundlich zu, doch hier zu übernachten. Ich hatte große Luſt, blieb ſolange wie möglich, und riß mich doch endlich los wie ſich's ziemte. Es war Sonnabend, alles daheim geſcheuert, die Mutter grämelte ein wenig, daß ich mit ſo ſchmuzigen Stiefeln komme, und wol auch hätte warten können auf den nächſten Morgen. Ich dachte nicht ohne Reue an den verlaſſenen Schmetterling.

Ueber meine mislungene Autorſchaft war ich nicht mehr unzufrieden, denn mit der Ahnung, daß an dieſer Glaubenslehre noch viel zu beſſern ſei, ſah ich ein, daß die Stellung, die ich jetzt im Sinne hatte, durch ſolch ein Studentenwerk nicht gefördert würde. Freilich mußte ich die Mutter um eine Hülfe angehen, 50 Thaler, gleichſam das väterliche Erbe, das ſollte meine Zukunft begründen; und es iſt der guten Mutter recht ſchwer geworden, das zuſammenzubringen. Auch mußte ich bei meinem Gelübde des Schweigens ein wenig flunkern von einem Freunde, auf deſſen Gut ich ginge, was doch nur ſehr im Vorbeigehen gemeint war.

Als ich Sonnabend vor Oſtern aufbrach, war's ein friſcher klarer Frühlingsmorgen, und die Wehmuth des Abſchieds löſte ſich bald in frohe Hoffnungen. Noch war übrig, in Altenburg mein Geſchick zu befragen. Das ſah ich ein, Pauline wollte nicht den Scherz unſers flüchtigen Glücks in ein ausgeſprochenes Recht übergehen laſſen, auch mochte ſie dazu in den Verhältniſſen gegenüber ihren gütigen Aeltern hinreichenden Grund haben. Aber ſie mußte jetzt wiſſen, wie ernſthaft ich ſie liebte. Ich wollte min-

deſtens ein Pfand ihrer Neigung, ich ſagte noch in unſerer leichten Geſprächsweiſe, aber innerlich bebend: „Sie ſind für das Idyll ausſchließlich mein Publikum, meine Mit- und Nachwelt, daher ſind Sie mir ein Honorar ſchuldig, geben Sie mir eine Locke!“ Sie brachte erſt die gewöhnlichen Mädchenausflüchte. Ernſt erwiderte ich: „Es iſt nicht um die Locke, Sie wiſſen, was ſie mir bedeutet.“ Nun bat ſie mit der ihr eigenen Herzlichkeit, von dieſer Bitte abzuſtehen. „Nein!“ erwiderte ich. „Sie können mir's abſchlagen, aber von meiner Bitte werde ich nimmer abſtehen.“ Da hat ſie's zugeſagt. Zwar noch einmal wollte ſie's in einen Scherz verkehren, ich habe ſie, ſie mich nur necken wollen. Noch einmal mußte ich das Land erobern. Endlich war's ein klares Verſprechen: es war bereits beſtimmt, daß ich morgen, den letzten Abend vor meiner Abreiſe, bei ihrer Tante eſſen würde, da wollte ſie herüberkommen und die Auslieferung vollziehen. Das konnten wir alles vor den Ohren der Mutter nur etwas leiſe beſprechen.

Der nächſte Abend kam, Pauline kam nicht herüber, die Stunden vergingen, ich konnte dieſe Ungewißheit nicht länger ertragen, und bat die Tante um die Erlaubniß, noch von ihren Verwandten Abſchied zu nehmen. Ich traf ſie beiſammen, auch den Vater, der ſehr gut hörte, ſie gaben mir freundliche Wünſche mit auf den Weg, Pauline hielt ihre lieben Augen niedergeſchlagen, zuletzt lag auch ihre Hand zum Abſchied in der meinen, keine Locke darin, mir wurde dunkel vor den Augen, ich ſtürzte fort.

So war mir's am Ende nicht beſſer gerathen als dem

guten Vetter Facius in unſerm Schülerleben. Ich habe noch am Abende, verwildert im Herzen, dieſen Zettel geſchrieben und ihn ohne Adreſſe in eine Hand gelegt, welche mir die Uebergabe, ohne weiter nachzufragen, verſprach: „Ich bin berechtigt zur Bitte um die Vernichtung gewiſſer Papiere. Braucht man ein vielleicht nur im Scherze gegebenes Wort nicht zu halten, ſo mag ich das doch nicht von einem vertragsmäßig gegebenen Worte glauben. Die mir allein mögliche Kenntniß der Sache wird die Unterſchrift erſetzen.“ Es war der Zorn über eine Täuſchung, es ſollte kein Andenken an dieſe heitere Unglücksgeſchichte übrigbleiben. Und doch habe ich ſelbſt, als ich nach Jahren die erſte Niederſchrift unter den daheimgelaſſenen verſiegelten Papieren wiederfand, ſie gern bewahrt. Ich weiß nicht einmal, ob der Zettel an Paulinen gekommen iſt, und ob ſie demſelben gehorcht hat.

Ich bin ihr werth geweſen, aber ſie hat nicht den Muth gehabt, zumal da, wo er in eine unbeſtimmte Ferne zu ziehen im Begriff war, dem Wanderer ſich unbedingt zu verbinden. Nach Jahren hat ſie, die Kaufmannstochter, ſich einem Kaufmann vermählt, der lange um ſie geworben hatte. Sie iſt kinderlos früh Witwe geworden. Ich bin doch nicht leicht in jener Gegend geweſen, daß ich nicht gern einen Abend in ihrer ſchönen Häuslichkeit zugebracht hätte. Es war nun wirklich ein Scherz und ein Jugendtraum geworden. So übt die Zeit ihre Macht: aber damals bin ich, recht unglücklich mich fühlend, aus Sachſen geſchieden.

Sechstes Kapitel.

Schwaben.

April 1823 bis August 1825.

Die Zerſtreuungen erſt einer angeſtrengten Fußwanderung, dann ſtrenger Geiſtesarbeit ſind ein gutes Mittel gegen Herzenskummer. Ueber Eiſenach, Meiningen, Würzburg ſchnitt ich gerade durch, und wo die Gaſtfreundſchaft aufhörte, ſuchte ich, um mein Kapital möglichſt unverſehrt zu erhalten, eine Streu in irgendeiner Dorfſchenke. Da fand ich einmal die Bauern um einen Fremden verſammelt, der einen Kupferdreier zerbiß, die kleinen Stücke zu verſchlucken vorgab und das Geldſtück unverletzt wieder herausſpie. Dafür ließ er ſich immer drei andere Dreier zahlen. So wohlfeil dieſes Wunder anzuſehen war, ließ mich doch meine junge Aufklärung ein leiſes Bedenken an ſeiner Uebernatürlichkeit äußern. Der Wunderthäter bot mir ſofort eine Wette an, es galt einige Maß Bier für die gläubige Verſammlung. Seine guten Zähne waren unleugbar, er biß ein Stück nach dem andern von dem

Kupferdreier ab und legte die Trümmer vor sich hin. Wie zu genauer Besichtigung nahm ich einige davon in die Hand und behielt allen unbemerkt ein solches Fragment zurück, an dem noch etwas Gepräge sammt dem Eindruck eines Schneidezahns zu sehen war. Die Stücke wurden scheinbar verschluckt, der wiederhergestellte Dreier mit großer Anstrengung herausgewürgt, und die Versammlung jubelte dem Sieger zu. Aber der wiedergeborene Dreier war unversehrt, ohne Lücke: da brachte ich mein zurückbehaltenes Stückchen hervor, und hatte die gläubige Schar als eine lachende auf meiner Seite.

Am 24. April stand ich mit dem Ryno auf der Höhe vor Tübingen. Das Geheimniß eines Ortes, dem man ein Stück Leben vertrauen möchte, sieht sich mit besondern Auge an. Der Anfang war sehr glücklich. Wen traf ich zuerst? Den Vater Herbst! Einander in den Armen, vor Verwunderung und Freude uns hier zu treffen, haben wir eben nur gelacht. Er hatte für sein Buch über die Burschenschaft einen Verleger in Stuttgart gefunden, das hatte ihn dahin geführt und von da ein Ausflug in die Universitätsstadt.

Die Schwierigkeit meines Unternehmens wurde mir bald einleuchtend. Die theologische Facultät in Tübingen war damals noch die einzige in Deutschland für orthodox geltende. Es war doch nicht mehr die eigentliche lutherische, sondern eine abgeschwächte Orthodoxie, die sich nur an die Heilige Schrift als göttliche Offenbarung halten wollte und sie zur Ausgleichung sowol mit der wirklichen reformatorischen Kirchenlehre als mit manchen Resultaten

moderner Wiſſenſchaft ſcharfſinnig und künſtlich erklärte. Dieſes vornehmlich nach Storr genannte Syſtem war durch Männer von bedeutender Gelehrſamkeit und ſittlicher Würde vertreten, von denen ich noch lebend fand in Tübingen Bengel, Steudel und Schmid, in Stuttgart an der Spitze des Schul- und Kirchenweſens Süskind und den jüngern Flatt. Es war möglich geweſen, dieſe Theologie ſo lange in ausſchließlicher Herrſchaft zu erhalten, weil die künftigen Theologen faſt alle von der Confirmation an in klöſterlichen Schulen, auch als Studenten in einer klöſterlichen Anſtalt, im „Stift“ gebildet wurden. Aus dieſen Studirenden, die man durch ſtete Aufgaben und Prüfungen genau überſah, wurden die Repetenten genommen, die mit der Aufſicht über die Stiftler betraut, hier in gelehrter Muße lebten, aus den Repetenten wiederum die Profeſſoren der Theologie und Philoſophie; ſo hatte man gelehrte, in ihrer Art tüchtige Profeſſoren, und doch nur ſolche, die eine Bürgſchaft gaben für das überlieferte Syſtem. Andere nicht minder Tüchtige hatte man ziehen laſſen, wie Planck und Paulus, Schelling und Hegel. Natürlich, daß ein ſo eng geſchloſſener, in ſeinem ehrbaren Rechte ſich fühlender Kreis den fremd Hereingeſchneiten nicht mit offenen Armen empfing. Auch hatte man in Tübingen zwar Privatdocenten, aber ſie waren von der Regierung angeſtellt und beſoldet; die freie Habilitation war ganz unbekannt geworden.

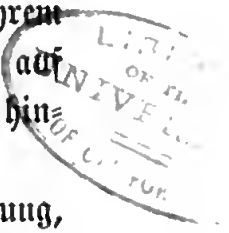
Dazu kam die Abgeſchloſſenheit des ſchwäbiſchen Volkscharakters und das Mistrauen insbeſondere gegen Norddeutſche. Bei den Profeſſoren war die für ſitzende Leute

bequeme Sitte, einen Beſuchenden nicht niederſetzen zu laſſen, ſondern mit ihm durchs Zimmer auf- und abzugehen. Als ich den erſten Profeſſor der Theologie, Prälat von Bengel, meine Aufwartung machte, und im Verlaufe des mühſam ſich fortwindenden Geſprächs ihn erſuchte, für einige Bücher, die ich von der Bibliothek entlehnen wollte, die geſetzliche Bürgſchaft zu unterzeichnen, ging er zweimal mit mir ſchweigend durch die beiden geöffneten Zimmer, und ich war ſchon nahe daran, auch ſchweigend hinwegzugehen, da ſprach er: „Nun, wir werden einander ſchon näher kennen lernen, da wird ſich das alles von ſelbſt machen.“ Ich dachte bei mir, da möchte ich doch kein Prälat werden, wenn ich einen jungen Menſchen ſo kalt abfertigen müßte.

Ich war freilich ohne alle Empfehlung, vielmehr, wenn meine Vergangenheit in Leipzig und Erlangen zur Sprache kam, hinreichend misempfohlen; mit geringen Mitteln, vielmehr in Erlangen und Leipzig ein wenig verſchuldet; abgeſehen von philoſophiſchen Studien und von den theologiſchen Verſuchen, doch nur mit der gewöhnlichen Gelehrſamkeit eines Candidaten. Ich ſah dieſen Berg von Schwierigkeiten, doch voll guten Willens und friſcher Kraft ſagte ich zu mir: Gottes Segen muß da freilich das Beſte thun, aber wenn ich droben bin, wird's eine gute Ausſicht geben.

Die Nothwendigkeit, gemach vorwärts zu gehen, lag auf der Hand, und daß ich damit anfangen müßte, ein ſchwäbiſcher Magiſter zu werden. Dazu war die Hälfte meines Vermögens aufzuwenden. Ich ſchrieb alſo eine lateiniſche

Abhandlung vom philoſophiſchen Glauben, darin ich darthun wollte, daß alle philoſophiſchen Syſteme in ihrem letzten Grunde auf dem Glauben beruhten, nämlich auf dem Vertrauen des denkenden Geiſtes zu ſich ſelbſt hinſichtlich ſeiner als nothwendig erkannten Denkgeſetze.



Den größten Einfluß übte durch amtliche Stellung, Perſönlichkeit und Reichthum der Kanzler von Autenrieth, ein geiſtvoller Arzt, der ſich auch um Theologiſches kümmerte, zu dieſer Zeit ein Schriftchen über das Buch Hiob herausgab und für die Unſterblichkeit der Seele einen ſichern Beweis aus der Natur führen zu können meinte. Als ich ihm meine Abſicht vortrug, war ſeine Antwort: da müßte ich von meiner vaterländiſchen Behörde ein Zeugniß beibringen, daß ich hier eine Lücke ausfüllen oder doch in einem beſtimmten Fache Bedeutendes leiſten würde. Das war nicht ſo bös gemeint, denn als ich ihm die Unmöglichkeit eines ſolchen Zeugniſſes und die maßloſe Unbeſcheidenheit für mich, es auch nur zu beanſpruchen, vorſtellte, rieth er, mich perſönlich an den Miniſter des Kirchen- und Schulweſens zu wenden.

Wanderte ich alſo nach Stuttgart. Die Köchin ſagte: „Gehen's nur die Stieg nauf zum Herrn und klopfen's an!“ Der Miniſter Schmidlein, ein einfacher würdiger Mann, äußerte auf mein Geſuch: „Aber es iſt keine Lücke da, wir brauchen niemand, auch findet ſich am wenigſten Geld für einen Fremden.“ Als ich Sr. Excellenz erwiderte, daß davon gar nicht die Rede ſei, ſondern zu einer geiſtlichen Anſtellung in meiner Heimat berechtigt, wünſchte ich nur, bis dort die Reihe an mich käme, an

einem Sitze aller wissenschaftlichen Hülfsmittel mir eine umfassende Gelehrsamkeit zu erwerben, vielleicht auch im kleinen Kreise einigen Studirenden nützlich zu werden, wie dies auf den norddeutschen Universitäten die Weise der Privatdocenten sei, deren in Leipzig nur zu viele wären, daher ich mein Vertrauen auf Tübingen gesetzt hätte. Das gefiel ihm wohl, doch bemerkte er: die allgemeine Lehrfreiheit sei derzeit eingeschränkt durch den Bundestag, indem die Regierung jetzt Bürge sein müsse für die von ihr angestellten Lehrer. Er wolle sich meine Zeugnisse kommen lassen, die bei der philosophischen Facultät niedergelegt waren, und er rieth mir, da ich darüber sei, bei derselben zu promoviren, dies in aller Förmlichkeit zu thun, damit diese Behörde ein bestimmtes Zeugniß über meine Kenntnisse ausstellen könne.

So zog ich nicht ohne Hoffnung heitern Muthes nach Tübingen zurück. Es war am 16. Mai gegen Abend, als ich hinter Waldbuch durch den Wald ging, der duftete und tönte vom Frühlinge. Da stand es plötzlich vor mir, ein kleiner Roman, ein edles Menschenleben, in welchem sich meine alte Harmoniologie darstelle, „Des alten Pfarrers Testament". Das Buch lag wie vor mir aufgeschlagen. Das hatte sich wol unbewußt in mir vorbereitet bei der Erwägung, daß jene hochsentimentale Theorie der idealen Liebe, welche bedürfnißlos das Universum ins Dasein gerufen, und in seinen verschiedenen Individualitäten vom Felsen bis zum Geiste, vom Erdplaneten bis zur Milchstraße sich selbst darstelle, dies im Gegensatze zu Schelling's Gottentwickelung im Hunger nach eigner Existenz, vorläufig

nur in solcher ästhetischen Gestalt unter die Leute zu bringen sei. Sogleich am nächsten Morgen fing ich an zu schreiben, und so in einer Lust fort, nach vier Wochen war es im Groben fertig, nur daß ich zu anderer Arbeit gedrängt Hand und Herz davon abziehen mußte, es sofort druckfertig zu machen. Ich habe nicht daran gedacht, daß es zugleich mein eigenes Testament sein werde hinsichtlich der Hoffnungen eines stillen Landpfarrlebens.

Dazwischen, um also in aller Formalität Magister aller sieben freien Künste zu werden, fiel die Beantwortung einer Reihe philosophischer Fragen unter Clausur. Als ich nach sechs sauern Stunden etwas müde aus dem Universitätsgebäude trat, zogen eben die Kinder vorüber mit Kränzen und Fahnen zum Maientage, und ich schloß mich sogleich dem Zuge an unter die alten Linden am Neckar. Noch war ein Examen vor der philosophischen Facultät zu bestehen, bei dem mir half, was ich auf dem altenburger Gymnasium gelernt hatte. So war dies abgethan, das Doctor- und Magister-Diplom wurde mir vom 4. Juni ausgestellt, und ich konnte das Weitere dem lieben Gott anheimstellen nach dem Spruche des tübinger Nachtwächters:

Bewahrt eur Führ und auch eur Li—echt,
Daß euch Gott behü—echt!

Ich hatte gegen den Minister noch unklar über mich selbst geäußert, daß ich für nächsten Winter die Geschichte des hebräischen Volkes und die Exegese einiger Pauliniſchen Briefe vorzutragen gedenke, Collegien, die bisher auch von Mitgliedern der philosophischen Facultät vorgetragen

worden wären. Die hebräiſche Geſchichte hatte ich mir gar ſchön ausgedacht, mit dem Hirtenfürſten Abraham anhebend, ihr hoher Mittelpunkt der ritterliche Sängerkönig, ihr höherer Schlußpunkt der Verheißene und nach ſeiner Verwerfung die Tragödie der Zerſtörung Jeruſalems; eine rein menſchliche Geſchichte, aber in ihrer weltgeſchichtlich religiöſen Bedeutung. Für die dazu nöthigen Kenntniſſe wäre mir's faſt gegangen wie dem unſeligen Bahrdt, als der ein Collegium über das Syriſche ankündigte. Ich hatte den Muth, dieſe Kenntniſſe erwerben zu wollen, aber die Einſicht, daß das nicht ſo in der Eile möglich ſei, hat mich ſchließlich davon abgebracht.

Die philoſophiſche und die theologiſche Facultät war vom Miniſterium um ihr Dafürhalten gefragt worden. Bei der Ungewöhnlichkeit des Falles und bei der Vorausſetzung eines theologiſchen Gegenſatzes fand einige Theilnahme der Univerſitätsangehörigen daran ſtatt, die Meinungen wogten hin und her, und ich dachte auch an die Ergebung, daß ich meinen Wanderſtab weiter ſetzen müßte.

Da wurde mir am 4. Juli das Miniſterialdecret eröffnet, das mich zum Docenten bei der philoſophiſchen und theologiſchen Facultät ernannte, jedoch unter der Bedingung, daß ich theologiſche Vorleſungen nicht früher beginnen werde, bis ich vor der betreffenden Facultät ein Colloquium beſtanden, oder eine Diſſertation öffentlich vertheidigt habe. Dabei ſei das hohe Miniſterium nicht geneigt, auf den Vorſchlag dieſer Facultät einzugehen, mich auf diejenigen Fächer zu beſchränken, welche von Mitgliedern der Facultät nicht vorgetragen würden, alſo

namentlich auf hebräiſche Geſchichte, ſondern wolle mir gänzlich freie Hand laſſen.

So war zugleich eine dunkle Wolke mir unbewußt vorübergezogen. Ich war ſehr glücklich, daß der liebe Gott mir den edeln Wirkungskreis weit aufgethan, denn konnte ich auch nicht behaupten, daß er mich hierher berufen habe, er hat es doch zugelaſſen, und ich fühlte mich in ſeinem Sold und Brot, daß er's nun auch hinausführen müſſe. Ich wählte natürlich das, wo die Oeffentlichkeit mir ſchützend zur Seite ſtand, die Disputation, und warf mich mit aller Kraft auf die dazu nöthige Abhandlung. Sie lautete wieder vom Glauben: de fide naturali, vom natürlichen Glauben; erſtes Buch. Ein zweites Buch, das für jetzt nicht zu ſchreiben war, ſollte vom übernatürlichen Glauben handeln. Ich hatte dadurch den Vortheil, alles, was im erſten Buche vermißt werden konnte, auf das zweite zu ſchieben. Der Prälat Bengel hat geſagt: „Er wird es nie ſchreiben." Ich habe es damals in der That und recht bald ſchreiben wollen. Dennoch hat der Prälat recht behalten, indem gerade über dieſes Uebernatürliche, das ich als die Verſöhnung des Widerſpruchs dachte zwiſchen der Unbedingtheit des Sittengeſetzes und der dennoch zum religiöſen Leben unentbehrlichen Sündenvergebung, meine Ueberzeugung nachmals ſich umbildete.

Da ich zur Grundlage die bibliſchen und dogmenhiſtoriſchen Begriffe der Fides darzulegen hatte, wobei der Unterſchied des ſeligmachenden Glaubens nach Paulus und der fides catholica als der erſten Geſtaltung alleinſelig-

machender Rechtgläubigkeit scharf hervortrat, so erhielt die Dissertation ein gelehrtes Ansehen, und ich machte die erste persönliche Bekanntschaft mit den Kirchenvätern, insbesondere mit den Alexandrinern und mit dem nicht minder geistvollen Augustin. Das Ziel war die Nachweisung der naturgemäßen Entstehung aller Religion, zugleich mit der Untersuchung ihres Verhältnisses zu den verschiedenen Geisteskräften. Die Kosten des Drucks hätten mein Vermögen weit überstiegen, da fand sich ein Buchhändler, Osiander, der den Verlag dieser Schrift übernahm.

Nun konnte ich für die liebe Mutter und die ganze Freundschaft daheim, der ich etwas unklar verschwunden war, zu ihrer nicht geringen Verwunderung wieder auftauchen und meine wenigen Habseligkeiten mir senden lassen. Den Koffer von Erlangen hatte mir der getreue Stiefelwichser schon gesandt. In der Zuversicht auf die neue Heimat fand sich auch, daß meine Stube, die mir durch einen erlanger Bekannten, der in einem Gartenhause wohnend sie nur für seine Sachen gemiethet hatte, unentgeltlich überlassen war, etwas hundestallmäßig aussehe, und ich erwarb eine freundliche Wohnung vor dem Neckarthore, wo zur Seite Weinberge aufsteigen und davor das weite Neckarthal liegt, von der Rauhen Alb begrenzt. Mit Vergnügen bemerkte ich, daß ich vor zwei Monaten nur mit einem Ränzchen auf dem Rücken eingezogen sei, und jetzt mit allerlei Geräth und 86 Büchern, die allerdings nicht in der Mehrzahl mein waren, auszog, fast wie Jakob ausgezogen ist mit Rindern, Eseln, Schafen und

Kamelen. Ja, ich kaufte ſogar, um in Schwaben ganz anſäſſig zu werden, was ich mein Grundſtück nannte, einen Armſtuhl mit Rohrgeflechte. Er iſt nachmals im Hauſe des Profeſſor Klaiber als das ererbte Haſiſche Grundſtück werthgehalten worden.

Ich aß zu Mittag in der Krone an einer Tafelrunde meiſt älterer norddeutſcher Studenten, und da hat noch einmal ein ſtudentiſches Ereigniß mich geſtreift. Unter den Tiſchgenoſſen war ein Braunſchweiger, von Vechelde, der mit vieler Lebhaftigkeit Anſichten vertheidigte, die man ſpäter kreuzzeitunglich genannt hat. Wir waren darüber ſchon bei Gelegenheit des ſpaniſchen Kriegs hart aneinandergerathen, es geſchah noch einmal, und er ließ mich fordern. Ich erwiderte, daß ich mich dem zwar nicht entziehen würde, aber in meiner dermaligen ſchwer errungenen Lage könne mir an einem Spielduell auf Schläger nichts gelegen ſein, auf Piſtolen ſtänd' ich ihm zu Dienſten. Er nahm auch das an, und ich beſtimmte ihm den Tag nach meiner Disputation, denn die wollte ich jedenfalls durchführen; das war freilich eine ſehr untheologiſche Nachfeier, erſchien mir aber unter dem Drucke damaliger Vorurtheile unvermeidlich. Wir behaupteten doch jeder ſeinen Platz am gemeinſamen Tiſche, wenn auch in möglichſter Entfernung voneinander. Man trank gewöhnlich bei Tiſch einen Schoppen jungen Neckarwein, aber es war üblich geworden, wenn einer der Tiſchgenoſſen einen Geburtstag oder ſonſt ein Feſt beging, daß er dann einige Flaſchen Rheinwein auffahren ließ für alle. Nun kam der 25. Auguſt, und ich rief: „Vier Flaſchen Rheinwein!" Gleich darauf

Vechelde: „Vier Flaſchen Rheinwein!“ Alle ſahen uns beide verwundert an, es ergab ſich: es iſt unſer beider Geburtstag. Das kam uns ſo überraſchend, der Groll war ohnedies längſt verflogen, daß wir beide wol gleichzeitig aufſtanden und einander die Hände reichten.

Mit den Schwaben wird man nicht ſo leicht bekannt. Nur zwei ältere Studenten haben ſich mir in dieſem Sommer angeſchloſſen. Der eine, Wilhelm Hauff, eine angenehme Perſönlichkeit, der voll ſeiner poetiſchen Entwürfe in einem kurzen Frühlinge ſeines Lebens doch ein hübſches Theil davon ausgeführt hat. Der andere, Wurm, welcher der Staatsrechtslehrer von Hamburg geworden iſt und auf dem Reichstage von 1848 das Referat hatte über den Malmöer Waffenſtillſtand, mit deſſen Verwerfung, wenn es dazu gekommen wäre, wir ihn als Reichsminiſter der auswärtigen Angelegenheiten erwarteten. Er war eine unanſehnliche, braune, bewegliche Geſtalt (in den frankfurter Caricaturen als Tanzmeiſter dargeſtellt), voll Talent und voll Wiſſens, zumal auch mit der Pfingſtgabe fremder Zungen ausgeſtattet; er hatte ſchon damals als Stiftler mit Peſtalozzi Bekanntſchaft gemacht und für deſſen Sache ein engliſches, in England gedrucktes Büchlein geſchrieben. Ihm beſonders, der mich mit allem bekannt machte, was in Tübingen und in Schwaben galt oder nicht galt, hatte ich's zu danken, daß ich nicht an mancherlei Eckigkeiten anſtieß, und ich taufte ihn deshalb mein ſchwäbiſches Schatzkäſtlein, während ich wiederum ihn anhielt, doch meiſt vergeblich, ſich nicht nach allen Seiten hin zu zerſtreuen, wie er das auch aus Gefälligkeit that, denn wer ihn bat,

eine Arbeit für ihn zu machen, oder morgen für ihn zu predigen, dazu war er allezeit bereit. Meist habe ich doch diesen Sommer für mich gelebt und allein mit meinem Hunde gewöhnlich einen Abendspaziergang über den Oesterberg gehalten, an dem unser Haus lag; das Stilleben mit der Natur einer anmuthigen Landschaft machte einen ähnlichen Eindruck auf mich wie das Gespräch mit einem anmuthigen Mädchen, denn nur mit diesem in der Jugend doch insgemein minder interessanten Theile ihres Geschlechts war ich näher bekannt.

Zwei Tage vor meiner Disputation kam D. Winer auf einer Schweizerreise nach Tübingen und wurde von den Professoren sehr gefeiert. Er war verwundert, mich hier in diesem Vorhaben zu treffen, und mehr dessen gedenkend, daß ich wirklich zu seinem Entschlusse, nach Erlangen zu gehen, beigetragen, als wiefern ich als Schüler ihm nahe gestanden hatte, nahm er mich als solchen höchst begünstigten, was mich wol zuerst in einigen Respect bei dem Prälaten setzte.

Die Ferien standen erst bevor, als am 25. September früh 10 Uhr die feierliche Disputation anhob. Nach altem Herkommen hatte ich erst mit einem Studenten zu disputiren, das war mein Schatzkästlein, dann mit einem Repetenten, dann folgten nacheinander sämmtliche Professoren der Theologie. Man hielt schon damals die Disputationen in Tübingen nicht mehr rein lateinisch, sondern in einer unbequemen Uebergangsmischung, von der mir niemand vorher eine genaue Vorstellung geben konnte. Mit meinem Wurm hielt ich daher eine stattliche lateinische Disputation,

erſt gegen das Ende hin, ſprach er, wie wir verabredet hatten: „Ich ſehe nicht ein, warum ich die verehrliche Verſammlung mit meinem ſchlechten Latein behelligen ſoll.“ Die andern ſtellten nur einen regelrechten lateiniſchen Syllogismus auf und fuhren bald auf gut ſchwäbiſch fort, am längſten ſprach Steudel Latein, bis die Rede und Gegenrede ſich über den natürlichen oder übernatürlichen Urſprung der Religion verwickelte, und er mit der Wendung, „wir werden uns vielleicht ſo beſſer verſtehen“, fortfuhr. Der Streit bewegte ſich bald nur außenhin, bald in den Ernſt der Unterſuchung eingehend. Nur der dritte und mindeſt Bedeutende unter den Mitgliedern der Facultät, D. Wurm, erhob den Vorwurf, daß einige muntere Ausdrücke in der Diſſertation, die man allenfalls Scherze nennen konnte, ein übles Zeugniß ablegten für meine fromme Geſinnung. Ich berief mich dagegen auf den tiefernſten Tertullian, ja auf Luther, die beide kein Bedenken trugen, ſelbſt gleichſam vor dem Angeſichte Gottes einen Spaß zu machen, oder mit bittern Scherzen ſeine oder ihre Gegner niederzuſchmettern. Doch habe ich denſelben Vorwurf noch einigemal gehört, ſei's wie hier in Bezug auf die Frömmigkeit, oder anderwärts in Bezug auf die Gründlichkeit, ſodaß ich einmal gegen letzteres das Epigramm ſchleuderte:

Was langweilig und ledern,
Das halten die Deutſchen für gründlich.

Als gegen 3 Uhr der letzte Opponent begann, habe ich einem Bekannten, der auf den Stufen des Katheders

ſtand, denn es war ſehr voll in der Aula geworden, zugeflüſtert: „Viel Hunde ſind des Haſen Tod.“ Es war doch vielmehr der feſtliche Eingang zu einer Thätigkeit, welche ich glücklicher, nämlich alle Kräfte aufforderndner, nicht wünſchen konnte. Ich durfte in der Schlußrede, wenn auch in verwahrendſter Vergleichung, Melanchthon's gedenken, der, von hier nach Sachſen gerufen, dort den großen Gottesberuf fand, während ich aus Sachſen ungerufen gekommen, hier auf einige Jahre den beſcheidenen Wirkungskreis gaſtlich eröffnet erhalte. Das Gefühl tüchtiger Anſtrengung, überwundener Schwierigkeiten, das Vorgefühl einer reichbewegten Zukunft, alles das lag in dem Augenblicke, als ich vom Katheder herunterſtieg. Melanchthon fand ſich wenigſtens in den erſten Jahren unheimiſcher unter den Sachſen am ſandigen, flachen Ufer der Elbe, als ich mich unter den Schwaben, und am Abende ſaß ich mit den jüngern Opponenten bei einem Glaſe Markgräfler ſehr heiter beiſammen.

In Stuttgart konnte ich jetzt ohne beſondere Vergünſtigung mich an den Bildern der Boiſſerée erfreuen, und ſah Dannecker's Chriſtus-Statue vollenden. Ich ging dort einmal gegen Abend mit Wurm, wir waren ſpöttiſch geſtimmt über Unvollkommenheiten, die doch auch die ſchwäbiſche Erde bot, und redeten davon, einen Kalender fürs tauſendjährige Reich zu ſchreiben, da traten wir in Dannecker's Werkſtätte. Der Meiſter war weggegangen, das Abendroth leuchtete durch das Kuppelfenſter, wir ſtanden lange ſchweigend vor dem weißen, milden Chriſtusbilde, und gingen dann ſchweigend unter den hohen Bäumen

des Schloßgartens, bis endlich mein Gefährte das apoſtoliſche Wort im griechiſchen Texte ſprach: „Wir haben den Herrn geſehen!“ und ſo war uns zu Muthe.

Es galt, nach einer kurzen Erholung in Stuttgart, die Vorleſungen vorzubereiten. Aus dem aufgegebenen Plane der hebräiſchen Geſchichte war mir doch zweierlei geblieben: der Hebräerbrief, der mit ſeinen Citaten fortwährend aufs Alte Teſtament verweiſt, und der hohe Schlußpunkt jener Geſchichte, das Leben Jeſu.

Bei den Studien zum Hebräerbriefe gerieth ich auf eine Entdeckung, die etwas Vorbedeutendes hatte für das, was man heutzutage die Tübinger Schule nennt, nämlich daß dieſer Brief an die Hebräer an ſolche geſchrieben ſei, die als Juden und Chriſten zugleich noch vollberechtigt in der apoſtoliſchen Kirche beſtanden, und von einem ſolchen, der, von demſelben Standpunkte des noch beſtehenden jüdiſchen Heiligthums und ſeines Geſetzes ausgehend, daſſelbe doch zu bloßen Allegorien verflüchtigend dem Pauliniſchen Chriſtenthum der freien Weltreligion die Hand reiche. Ich habe das in einer Abhandlung „über die Empfänger des Briefes an die Hebräer“ niedergeſchrieben, und ſie an D. Winer mit der Frage geſandt, ob er dieſelbe in ſein Journal aufnehmen, und ſtatt des Honorars für ſeine dogmatiſchen Vorleſungen, mit dem ich bisher aus Unvermögen ihm durchgegangen ſei, gelten laſſen wolle? worauf er freundlich eingegangen iſt. Es war der Anfang der Bezahlung meiner Schulden in Naturalien.

Das Leben Jeſu war eine glückliche Eingebung, in

ſo raſcher Durchführung bedingt durch den Wunſch, nach dem Sinne der theologiſchen Facultät wenigſt möglich in das bisherige Recht eines andern einzugreifen. Ich mußte freilich daran denken, daß wer ſo von Kindesbeinen an alltäglich mit dem lieben Herrn Jeſus umgegangen iſt, indem alles Gute und Schöne in dieſer einen Perſönlichkeit ſich ihm darſtellte, wie dergleichen Leute in Würtemberg nicht ſelten waren, daß ein ſolcher gar ein anderes Leben Jeſu zu Stande bringen würde; indeß beſtand für ſolche Traulichkeit doch auch die Gefahr, die eigenen Phantaſien in die geſchichtliche Wirklichkeit einzumiſchen, ſtatt mit ſtrenger Aufrichtigkeit die verſchiedenen Quellen um ihre geſchichtliche Sicherheit zu befragen. Es gab damals auf dieſem Gebiete nur populär erbauliche Werke, von Heß, Opitz, Greiling und eben vollendet ein ganz ungeſchicktes vierbändiges Buch von einem katholiſchen Geiſtlichen, Bodent. Ich ſah mich ganz auf mich ſelbſt geſtellt und ſtand mitunter recht zaghaft vor der hohen Aufgabe, zu der ich eine große Liebe faßte, und zuweilen ward es mir doch ſo zu Muthe, als wenn ich die geiſtige Nähe deſſen über mir fühlte, den ich wie Dannecker eben in meiner Art darſtellen wollte. Daß dies nur im Sinne einer rein menſchlichen Entwickelung geſchehen könne, war mir vollkommen klar, während meine religiöſe Anſchauung der Menſchheit doch auch das wahrhaft Göttliche im Menſchenſohn erkannte, nur nicht in der mythiſchen Vorſtellung eines Herabgekommenſeins aus Himmelshöhen und einer zweifachen Natur, wie ein alter geiſtlicher Herr die Erwartung gegen mich ausſprach, ich würde in dem einen

Theile die Geſchichte des Gottes, im andern die des Menſchen behandeln, und nur zweifelhaft war dieſer Rathgeber, mit welchem Theile anzufangen ſei, wie das auf dieſem Standpunkte allerdings zweifelhaft ſein konnte. Es iſt das Glück akademiſcher Vorleſungen, man muß vorwärts, die Stunde fordert's, und iſt manches bei ſo jungen Verſuchen gar ſchwächlich beſtellt, ſo liegt doch in der Friſche und Unmittelbarkeit der Mittheilung etwas Anregendes für die Jugend.

Vor Studenten zu reden war mir von der Burſchenſchaft her eine gewohnte Sache, nur der Gegenſtand machte mir Noth. Gegenüber dieſer Storr'ſchen Schule, die durch ſo bedeutende Theologen vertreten war, und deren Getreue ringsumher im Lande ſaßen, habe ich nicht ohne Herzklopfen einen andern Ton angeſchlagen. Da dieſes erwartet wurde, ſchien meine Stellung ſehr günſtig, doch war's kein Uebermaß von wirklichen Zuhörern, zum Hebräerbrief zwölf, zum Leben Jeſu einige dreißig. Außerdem ward ich veranlaßt, ein Examinatorium über Dogmatik zu halten, da kamen ihrer ſo viele, daß ſie ſich theilen mußten, und ſie ſchieden ſich in eine Abtheilung Schwaben und eine Abtheilung Norddeutſche. Es war mir lehrreich, wie dieſelben Gegenſtände in dieſen beiden Kreiſen bei der verſchiedenen Art und Bildung ſo verſchieden durchgeſprochen wurden, und hier erſt hat ſich mein dogmatiſches Syſtem zu ſeiner vollern Beſtimmtheit entwickelt als eine Verſöhnung der damals ſtreitenden Schulen, wiefern ich erkannte, daß zwar alle Religion aus den Tiefen des Menſchengeiſtes entſpringe, aber ihr Weſen ſei, über alles

Natürliche hinweg ſich unmittelbar in die Arme der Gottheit zu werfen.

Zu dieſer Zeit wurde mir auch Schleiermacher's „Glaubenslehre" verſtändlicher und bedeutender. Dieſes Schöpfen aus dem friſchen Borne des religiöſen Gefühls und zugleich dieſer mächtige kirchliche Gemeinſinn entſprach dem, was ich ſuchte, aber die Vermittelung beider und ihre ſcheinbare Abſchließung vor der Philoſophie erſchien mir nicht aufrichtig gegen ſich ſelbſt. Weit aufrichtiger und kühner ſprach das mich an aus ſeinen „Reden über die Religion". In ſeinen „Monologen" ſchloß ich voll Ehrfurcht Freundſchaft mit dem freien mächtigen Geiſte: dennoch war das Vorausnehmen aller Zuſtände des Lebens, um ſie als ſchon durchlebt in der Phantaſie, entbehren zu können in der Wirklichkeit, nicht in meinem Sinne; ich wollte des Lebens Freud' und Leid, Furcht und Hoffnung, wie es ahnungsvoll vor mir lag, genießen und erdulden, wenn ich auch wußte, falls Entſagung oder früher Untergang mir beſchieden ſei, daß eine Kraft und ein Glaube ſich erheben würde, die auch das würdig ertragen könnten. Ich hatte nie verlangt, daß die Vorſehung mich verhätſcheln ſolle, nur nicht verkümmern laſſen. Noch näher kam mir eine andere, jetzt erſt theologiſche Bekanntſchaft mit einem ſchon Unſterblichen, mit Herder. Mich dünkte, es komme nur darauf an, für das, was er in ſeinen beſten Stunden ahnungsvoll geweiſſagt, den klaren Begriff zu ergründen; und ich freute mich des Zufalls, mit Herder denſelben Geburtstag zu haben.

Es waren Studenten, die mich für die ſeltenen Ruhe-

und Sonntagsſtunden auf ſolche Bekanntſchaften brachten. Dieſe Studenten waren zweifacher Art. Die einen Norddeutſche, meiſt von ihren Vätern hierhergeſchickt als zu der noch gläubigen Facultät, und mit einigen derſelben, mir an Alter faſt gleich, haben ſich freundſchaftliche Bande aufs Leben hin geknüpft. Anfangs kam ich noch zuweilen eingeladen ſpät abends zu ihren kleinen Feſten, da geſchah's einmal, daß es nach Mitternacht etwas laut herging, und die Scharwache heraufkam, Ruhe zu gebieten. Wir hatten auch Schwarzer Peter geſpielt, und ich hatte wie die andern allerlei Schnurrbärte im Geſichte. Um nicht in dieſer Sippſchaft erkannt zu werden, legte ich mich aufs Sofa, und drei oder vier ſetzten ſich ſteif davor. Zum Heiligen Abende machte Froriep aus Weimar, der hier Medicin ſtudirte, den Hausvater, dem die kleinen Geſchenke, die einer dem andern geben wollte, übergeben wurden. Für mich hing am Chriſtbaum eine Lebkuchenfrau und eine Fibel als Lehrbuch für künftige Vorleſungen.

Die andere Art Studenten waren Schwaben, meiſt im Stift. Die klöſterliche Eingeſchloſſenheit des äußern Lebens, da ſie doch mit der Pflicht und Gelegenheit gründlicher Studien, auch mit einer vortrefflichen Bibliothek im Stifte ſelbſt verbunden war, hatte vielmehr zu geiſtiger Freiheit geführt, die meiſten waren über die Storr'ſche Theologie bereits hinaus, vornehmlich die Schriften von Schelling und Schleiermacher wurden im Stifte ſtudirt, denen Hegel nachfolgen ſollte. Ich merkte bald, daß manche dieſer Studenten mir an Kenntniſſen überlegen waren, und ich nur das voraus hatte, was ich ſoeben zum Behufe des

Lehrens gelernt. Es galt alle Kräfte anzuſpannen, und mitunter war die Noth groß, den Stoff für die nächſte Vorleſung zu gewinnen. Zumal als ich nach Weihnachten etwas mehr in das ſtädtiſch-geſellige Leben kam, gehörte meine ganze Kerngeſundheit dazu, um etwa nach einem heitern Abende noch einen guten Theil der Nacht für die Morgenvorleſung zu durchwachen. Da war's eine beſondere Erquickung, wenn unverhofft ein Apoſteltag einfiel, dergleichen man in Würtemberg noch jährlich ſechs feierte, immer je zween, wie der Herr ſie ausgeſandt.

Doch nahm ich auch ſowol aus Luſt an der Sache, als weil ich das Honorar brauchen konnte, des „Alten Pfarrers Teſtament" wieder vor. Ein Verleger war jetzt leicht gefunden. Von den Vorleſungen brachte der Pedell Payer, der als Factotum der Univerſität zugleich den Rentmeiſter machte, ein ganz ſtattliches Säckchen Geld. Es war das erſte ordentlich verdiente und gewährte ein frohes Bewußtſein der Selbſtändigkeit. Solche Empfindungen ſind doch nach Gewöhnung und Stellung ſehr verſchieden und in ihrer Verſchiedenheit gleich berechtigt. Bei der großen Cur nach der Vermählung des Erbprinzen von Meiningen mit einer preußiſchen Prinzeß ſtand ich als Deputirter der Landesuniverſität zufällig neben dem alten Riedeſel, einem großen Grundbeſitzer, unſerm weimariſchen Landtagsmarſchall. Die holdſelige Mädchenfrau ſagte zu ihm durch irgendeine Verwechslung: „Sie haben in preußiſchen Dienſten geſtanden?" Er erwiderte mit ſtolzer Betonung: „Königliche Hoheit, ich habe nie in Dienſten geſtanden." Darauf ſie etwas verlegen zu mir gewandt: „Aber nicht

wahr? Militärdienſt iſt doch das Schönſte!“ Ich antwortete: „Königliche Hoheit, ich finde das für ein preußiſches Königskind ſehr natürlich gedacht.“ Da ging ſie lächelnd weiter. Der alte Freiherr erzählte mir dann, nur einmal einige Tage habe er einem Fürſten gedient, aber blos aus Freundſchaft für Karl Auguſt, der während des Erfurter Congreſſes, als Napoleon nach Weimar kam, ihn gebeten habe, Kammerherrndienſt bei demſelben zu thun. Dafür ſei ihm eine goldene Doſe gegeben worden. Die habe er als eine Schmach in eine Ecke geſchleudert, und ſie war nicht von Napoleon. Ich erzählte ihm dagegen meine Freude über mein erſtes ordentlich verdientes Geld. Wir fanden das doch beide für jeden in der Ordnung, und er lud mich ein, ihn bald auf ſeinem eiſenacher Landgute zu beſuchen.

Das häusliche Leben war in Tübingen noch ſehr einfach, nicht leicht wurde jemand eingeladen, befreundete Familien konnte man beſuchen, aß dann wol abends mit, oder zu anderer Zeit holte die Tochter aus dem Keller einen Krug voll Neckarwein, der in kleine Waſſergläſer eingeſchenkt wurde. Man traf ſich an öffentlichen Orten. Die Repetenten und jüngern Profeſſoren Samstag Abend im Ballhauſe. Dort habe ich manchmal mit Möhler, damals bei der katholiſchen Facultät Privatdocent, zuſammengeſeſſen, und wir ſind ohne Groll in kirchliche Streitigkeiten gerathen. Da fuhr einmal Autenrieth, der Sohn des Kanzlers, dazwiſchen: „Aber, Möhler, heirathen darffcht halt doch nicht!“ Der wurde darauf ganz kleinlaut. Man hat mir geſagt, daß Möhler ſeinem Prieſter-

thum eine tiefe Leidenſchaft geopfert hatte. Mit dem jungen Autenrieth ſtand ich in gleicher, nur nicht ſo dreifacher Noth, über die er luſtig klagte, denn er hatte eine neue Vorleſung zu halten, die Klinik ſeines Vaters, der auf dem Landtage war, und eine Braut zu verwalten. Die Schwaben faßten doch allmählich ein Zutrauen zu mir, und ich erfreute mich an ihrer Gemüthlichkeit, die nicht ſelten geiſtvoll war.

Den Mittelpunkt der Geſelligkeit bildete das Muſeum, ein ſtattliches, durch Actien erbautes Haus, für Concerte, Bälle, auch für Zeitungen und neuere Literatur reich ausgeſtattet. Die Verwaltung geſchah durch einen Ausſchuß, zur Hälfte aus Einheimiſchen, zur Hälfte aus Studenten, die jedoch gemeinſam erwählt wurden. Daher es geſchah, jedenfalls durch Studentenſtimmen, daß ich für das kommende Jahr unter die Einheimiſchen in den Ausſchuß kam, und ſo unter die Notabeln der Stadt.

Ich nahm mir vor, nicht zu tanzen, da die Theologen in Würtemberg das insgemein nicht thaten, doch hatte ich bisher dieſe muntere Bewegung geliebt und ſah mitunter eine Stunde dem Muſeumsballe zu. Darüber wurde ich beim Cotillon einmal von einer Dame geholt, was ich überraſcht und aus Höflichkeit nicht abſchlug; ſo war auch dieſe Tanzunſchuld dahin, und ich merkte, daß kein Menſch daran Aergerniß nahm. Am Ende war nach Art der Geſchichtſchreibung, die ich in ſpätern Jahren geltend gemacht habe, nicht zu verwundern, daß ſich das gute Schwabenland mir in einem liebenswürdigen Schwabenmädchen repräſentativ darſtellte, und ich hatte keinen Grund, das

ſchmerzliche ſächſiſche Andenken nicht verſinken zu laſſen. Es war am Sylveſterball, als ein blondes ätheriſches Kind mir auffiel, und ich faſt zufällig durch eine mir bekannte Dame, bei der ſie ſtand, mit ihr zu ſprechen kam. Ich habe nicht mit ihr getanzt, denn es war unter dortigen Verhältniſſen nicht leicht an eine der gefeierten Schönheiten zu kommen, aber wir wurden doch ſo bekannt, daß wir nach den feierlichen zwölf Glockenſchlägen uns ein frohes Neujahr wünſchten. Ich ging ſehr nachdenklich in dieſes neue Jahr hinein. Am nächſten Ball habe ich unbedachtſamerweiſe viermal mit ihr getanzt, was um ſo bedenklicher war, da bei dem Mangel an jungen Damen in einer kleinen Univerſitätsſtadt niemand voraus engagiren durfte, natürlich am wenigſten die eigene Tänzerin, ſondern beim letzten Takte des Tanzes ſtürzte wer konnte auf die Erwählte, und wer zuerſt kam, hatte ſie. Daher zu mehrmaligem Haben ohne beſonderes Springen, das mir doch nicht ziemen wollte, ein doppeltes Einverſtändniß gehörte, vorerſt mit dem ſtudentiſchen Ausſchußmitgliede, welches das Zeichen zum Aufhören der Muſik gab, dann einigermaßen mit der Dame ſelbſt, um zu dieſer Zeit, wo ſie noch an der Seite ihres Tänzers ſteht, an ihrer andern Seite zu ſtehen, und bereits ihr Wort zu haben, ſo daß jeder Herbeieilende zu ſpät kommt. Das „Schatzkäſtlein“ ſchrieb damals auf Anlaß eines erbetenen und nicht ſogleich von mir geſandten Buches eine Confeſſion in meinem Namen, die anhob:

Meine beſte Zeit vertanz' ich,
Nicht am Leben Jeſu ſchanz' ich,
Nicht an dem Hebräerbrief —

Doch war's mit dieſer Profanation nicht ſo arg gemeint, ich mußte ſchon fleißig ſein, und die höchſte Liebe galt noch immer dem höchſten Gegenſtande; aber in meinem Herzen hatte von alters her einiges nebeneinander Raum gehabt, in der Meinung, alles hat ſeine Zeit und es gibt Zeit für alles. Julie machte nicht vorzugsweiſe den Eindruck ſchwäbiſcher Gemüthlichkeit, ſie war naiv und neckiſch, ſodaß man über den Wechſel von Schalkheit und innigem Gefühl in ihr nicht leicht ſicher war. Ich habe in den „Proſelyten" wol ziemlich treu ihr Weſen dargeſtellt als Gräfin Julie, wenigſtens darſtellen wollen, damals in leidenſchaftlicher Sehnſucht nach ihr. Daher kam's denn auch, abgeſehen von der erſten Unſicherheit über mich ſelbſt, daß ich noch nicht das Wort ernſter Neigung zu ihr zu ſprechen wagte. Aber ihren Freundinnen galt ich als offener Verehrer, ſodaß Lotte von Forſtner, deren Vater, Profeſſor der Staatswirthſchaft, den untern Stock unſers Hauſes bewohnte, im gutmüthigen Scherze mir vorſchlug, an gewiſſen Tagen, wo die tübinger Familien auf ein benachbartes Dorf zu gehen pflegten, aber nach entgegengeſetzten Richtungen hin, mittels meines Ryno, der ſie alle Morgen in Nahrungsangelegenheiten beſuchte, durch ein blaues oder rothes Bändchen an ſeinem Halsbande mich den einen oder andern Ort wiſſen zu laſſen, wohin Juliens Aeltern gehen würden. In dieſen Tagen bekam ich den Bogen meines Buches zur Correctur, wo auch von der häuslichen Bedeutung eines Hundes im großen Naturleben die Rede iſt, ſodaß ich dieſe ganze kleine Intrigue hineincorrigiren konnte. In der nächſten Woche,

als der Bogen ausgedruckt war, brachte ich denſelben wie ein Wunder, daß dieſer Scherz, den ſie vor wenig Tagen ſo hübſch erfunden und mir verheißen habe, hier in dieſem Buche, das ich ſoeben erhalten, haarklein beſchrieben ſei.

Mit Juliens Vater, dem Präſidenten des Gerichtshofs für den Schwarzwaldkreis, wurde ich durch das Criminalrecht befreundet, das er an der Univerſität zu vertreten übernommen hatte. Als ich eines Abends nach tübinger Art ihn beſuchte, hat er in der erſten Friſche der zu docirenden Wiſſenſchaft mir einige Kapitel ſeiner criminaliſtiſchen Dictate vorgeleſen, dann ſind wir heruntergegangen, mit ſeiner Familie zu eſſen. Das hat ſich in gemeſſenen Zeiträumen wiederholt, und ſo habe ich, wie einſt Hebräiſch, ſo jetzt Criminalrecht ſtudirt, das mich doch auch und aus ſo kundigem Munde um ſeiner ſelbſt willen intereſſirte. Auch kam aus Stuttgart vom Landtage der ältere Bruder des Präſidenten, Beamter des Deutſchen Ordens und mit dieſem auf Ruhegehalt geſetzt, ein Mann von ſchneidendem Witze, der die „Geſchichte des Mönchthums", des „Ritterthums" und die „Humoriſtiſchen Briefe über Deutſchland" geſchrieben hat. Er gedachte damals über das Lächerliche zu ſchreiben, und wir alle waren ein wenig auf der Flucht, mit zum Gegenſtande dieſer Darſtellung zu werden.

„Des Alten Pfarrers Teſtament", wie es allmählich bekannt wurde, hat mich zuerſt in literariſche Kreiſe eingeführt und mir zumal bei einem bald hereinbrechenden Geſchick viel perſönliches Wohlwollen erworben. Es ward

in den Zeitschriften jener Zeit sehr gnädig aufgenommen, doch wie es Büchern der Art geht: die Doctrin, um die es eigentlich zu thun ist, wird zwar von der romanhaften Geschichte getragen, aber auch begraben, und so ist der speculative Inhalt darin so gut wie nicht beachtet worden.

Eine zweite Wolke schien bereits vorübergezogen. Ich könnte mir einbilden, daß es ganz tragisch mit einer Weissagung anhob. Ich ging auf der Au am Neckar mit zwei norddeutschen Studenten, da kam eine uralte Zigeunerin auf uns zu, den Pfeifenstummel zwischen ihren weißen Zähnen, und wollte uns wahrsagen. Es gab damals in Würtemberg einige polizeilich geduldete umherfahrende Zigeunerfamilien. Lübkert aus Holstein, dessen Heiterkeit wir mit der Erinnerung an das bevorstehende kieler Examen ihm jederzeit trüben konnten, doch ist er bald selbst der tüchtige Examinator geworden, entgegnete: „Ach was! sage mir, wenn ich dir glauben soll, was ich erlebt habe.“ Sie besah seine Hand und sagte: „Du bist von Freunden viel getäuscht worden.“ Er wurde sehr ernsthaft, und hat uns nachher vertraut, daß es in der That so sei. Dem andern, Kluge von Lübeck, verkündete sie: „Du wirst bald eine große Erbschaft thun.“ Ich weiß nicht, ob er sie gethan hat, er ist ein tüchtiger Hauptpastor seiner Vaterstadt geworden. Mir sagte sie nach bedächtiger Betrachtung meiner Hand und Nase: „Glück und Unglück liegen bei dir noch im Streite, aber du wirst bald erhöht werden.“ Ich sagte lachend zu meinen Gefährten: „Nur nicht an den Galgen wie der Mundbäcker des Königs Pharao!“

Am 3. December wurde ich durch ein artiges Billet des Rectors vor das akademiſche Gericht beſchieden, und verhört über meine burſchenſchaftlichen Thaten. Der Anlaß lag in einer Anzeige der Mainzer Unterſuchungscommiſſion, die nach Entdeckung des ſtreitberger Burſchentags ihre traurige Aufmerkſamkeit mir zuwandte. Ich hatte nicht mehr Urſache irgendetwas Perſönliches in dieſer Sache zu verſchweigen, und gab ſchließlich zu Protokoll: das alles ſei ja geſchehen in Sachſen und Baiern unter den Augen der akademiſchen Behörden, denen recht wohl bekannt war, daß wir nur eine beſſere ſittliche Ordnung unter der ſtudirenden Jugend geltend machten, wenn ſie mich auch zuguterletzt als ein Opfer der beſtehenden höhern Verfügungen von der Univerſität weggewieſen hätten. Aber das ſei Vergangenes, das ſächſiſche Oberconſiſtorium habe ſeitdem mich unbedenklich unter die Candidaten des Predigtamtes aufgenommen, und hier ſei jedermann bekannt, daß ich ausſchließlich für theologiſche Intereſſen lebe und nur in dieſem Sinne auf die Studirenden wirke, daher Seine Majeſtät geruhen wolle, dieſe Unterſuchung in Gnaden niederzuſchlagen und mir den Frieden wiſſenſchaftlicher Bildung und Wirkſamkeit zu erhalten, den ich ſo glücklich und dankbar ſei, hier gefunden zu haben. Ich konnte das aufrichtig ſagen. Der Schmerz über die Unfreiheit und Zerriſſenheit des Vaterlandes war nicht von mir genommen, aber wie die theologiſchen Studien alle meine Kraft in Anſpruch nahmen, und eine tüchtige Jugend ſich um mich ſammelte, die nur wiſſenſchaftliche Förderung bei mir ſuchte, lag auch darin eine Befriedigung, vor der

die Sorge um das Vaterland ſich als ſtille Wehmuth in die Tiefe des Herzens verſenkte.

Ueber den Erfolg meiner Bitte war ich zweifelhaft. Zwar daß die würtembergiſche Regierung, die noch in dieſem Jahre Herrn von Wangenheim, nachmals meinen alten Freund und Gevatter, zum Bundestagsgeſandten hatte, nichts auf dieſe Anklage gab, konnte ich vorausſetzen: doch war leicht möglich, daß man den unbeſchützten Fremdling ſpringen ließ, um ſich einem hohen auswärtigen Willen gefällig zu zeigen. Mein Tagebuch bemerkt dazu: „Unſereins hat kein Wunder für ſeine Wenigkeit zu erwarten, alſo geſchehe was geſchehen muß. Ohne Gottes Hülfe hätte ich nimmer das Katheder erobert, ich kann mir kaum denken, daß er mich ſchon wieder fortjagen will aus ſeinem Dienſte, in welchem ich mir's ſauer werden laſſe. Wär's aber doch, und ich werde wieder hinausgewieſen in die weite Welt, ſo hat er ein Plänchen dabei, hinter das ich mit der Zeit ſchon kommen werde."

So arbeitete ich ruhig fort. Nach einigen Wochen ſagte der Kanzler, der mir jetzt entſchieden wohl wollte, die Sache ſei niedergeſchlagen, und ihm nur eine leiſe Aufſicht auf mich übertragen, mit der er gelegentlich mich neckte.

Als die Oſterferien kamen, hatte ich große Luſt, im Gefühl der neuen Heimat und Würde der alten Heimat mit ihren Freunden einen Beſuch zu machen, doch habe ich's der Pflicht, Zeit und Geld zu ſchonen, geopfert, und wollte nur in den Feiertagen den Vater Herbſt be-

ſuchen, der in Augsburg im Hauſe eines Bankiers unter erwünſchten Verhältniſſen als Hofmeiſter lebte. Er hatte mir doch ſchon von einem neuen Wölkchen am Horizont geſchrieben, noch ſcherzhafter Art, daß zu Erlangen in den unterſuchten Papieren eines gemeinſamen Freundes, in einem angefangenen Briefe deſſelben die Stelle das polizeiliche Nachdenken erregt habe: „Haſe meint, was zur Zeit ſeines Kaiſerthums Rechtens geweſen, ſei auch das Rechte“; und Herbſt hatte dem hinzugefügt: „Da iſt denn das punctum quaestionis der Kaiſer geweſen, von dem man wahrſcheinlich befürchtet, er werde nächſtens in Augsburg gekrönt und im ganzen deutſchen Reiche ausgerufen werden.“ Der Freund wollte mich am beſtimmten Tage in Ulm abholen. Da war er nicht, ſo ſetzte ich meinen Wanderſtab weiter. In Augsburg war er auch nicht, ſondern ſoeben durch Requiſition aus ſeiner altenburgiſchen Heimat polizeilich nach derſelben ausgewieſen. Die Sache ward mir doch allzu deutlich, er war Mitglied des Jünglingsbundes von Jena her, und ſeit Anfang dieſes Jahres brachten die Zeitungen Nachricht von geheimnißvollen Verhaftungen in Preußen, die dahin deuteten. Ich gedachte doch die beiden Feiertage in Augsburg zu bleiben, wo es nicht an erlanger Bekannten fehlte, mit denen ich am Abende im Ferſemergäßle als claſſiſcher Bierſtätte behaglich ſaß. Da wurde ich herausgerufen, ein Polizeicommiſſar harrte meiner mit der Andeutung, daß ich am nächſten Morgen Stadt und Land zu verlaſſen hätte. Dieſe Aufmerkſamkeit kam mir ſehr verdächtig vor, und derſelbe Herr hat mir am Morgen das Geleite ge-

geben, bis ich in einen nach Ulm bestimmten Wagen stieg. Ich dachte bei mir: Guter Max! wenn du wüßtest, wie manches Seidel ich auf deine Gesundheit geleert habe, du würdest mir die paar Feiertage in deinem Bierlande wol vergönnt haben! Auch fügte sich die Erinnerung an die Rede eines Tirolers hinzu: „Maxel du bischt guet! aber deine Knechte sind holter Spitzbuben!"

In Ulm besuchte ich die Familie des Pupillenrath Schuster, mit dessen beiden Söhnen ich bekannt war. Man ließ sogleich mein Räuzchen aus dem Gasthofe holen, hielt mich die Feiertagswoche mit einer Gastfreundschaft gleich der Papiermühle fest, und ich lernte so recht das Leben der alten Reichsstadt kennen. Der Schmuck des Hauses war die älteste Tochter Thekla. Als ich acht Jahre nachher die schwäbischen Freunde und Stätten zu besuchen mit meiner jungen Frau desselben Weges kam, und sie auch in das gastliche Haus von Ulm führen wollte, bereitete ich mich und sie darauf vor, daß die Thekla, wenn sie noch zu Hause sei, sich wol sehr verändert haben werde. Wie bin ich überrascht, als ein Mädchen uns entgegentritt noch eben so jung und lieblich, wie sie damals war. „Aber sind Sie es denn wirklich, Thekla!" rief ich. „Nein", sagte sie vergnügt, „Thekla ist lange verheirathet, ich bin die kleine Pauline, nun bin ich herangewachsen." Die Natur in ihrem gleichmäßigen Bestande, nicht in den Individuen, aber in den Generationen, ist mir nie anmuthiger entgegengetreten. Unser Gepäck, diesmal etwas schwerfälliger, wurde sofort aus dem Hotel geholt, wenn

wir auch, von andern Freunden ſchon erwartet, nur einen Tag in dieſer herzigen Familie bleiben konnten.

Bei dem Staufen vorbei, von deſſen Schloß auf der Höhe nur Steintrümmer zerſtreut umherliegen, aber die kleine Kapelle, in der die Hohenſtaufen gebetet haben, ſteht auf halber Höhe unverletzt, auf dem Rückwege nach Tübingen hatte ich Zeit zur Betrachtung meiner Lage. Das Gewitter konnte einſchlagen, aber es konnte auch vorüberziehen, jedenfalls war ruhig und fleißig zu erwarten, was da kommen ſollte. Meine neuen Vorleſungen waren die Apoſtelgeſchichte des Lucas und Dogmatik. Zu dieſer war ich durch die beiden Examinatorien vorbereitet, an der Apoſtelgeſchichte übte ich gegen das, was nachmals geſchehen, noch eine ſehr beſcheidene Kritik mittels der Pauliniſchen Briefe, und gab vielmehr als Gegenbild des Apokryphiſchen zum Kanoniſchen am Schluſſe eine Ueberſicht der Clementiniſchen Homilien. Dieſe ſind für die Entſtehung der neuen Tübinger Schule verhängnißvoll geworden, ich betrachtete ſie nur als einen judenchriſtlichen Tendenzroman, in welchem doch manche höchſt individuell lebendige Züge einer hiſtoriſchen Ueberlieferung angehören könnten. Die Zahl meiner Zuhörer hatte ſich in beiden Vorleſungen anſehnlich gemehrt. Ich ſtand auch mit den Profeſſoren der theologiſchen Facultät, deren Vorleſungen zu durchkreuzen ich möglichſt vermied, auf einem achtungsvollen, mit den außerordentlichen Profeſſoren Schmid und Klaiber auf einem freundſchaftlichen Fuße, fühlte mich ganz heimiſch in Schwaben, ſodaß hier zu leben und zu ſterben ich mir recht wohl denken konnte.

Nur war Julie zu einer Verwandten ins Hohenlohiſche gegangen, wo ihre Familie herſtammte, und als ſie endlich zurückkehren ſollte, war der Wagen umgeſtürzt, ſie mußte die durch den Sturz verletzte Tante pflegen, und ſie ſelbſt hatte durch einen Stein, auf den ſie gefallen war, eine Wunde an der Stirn. Der ſchwerſte Kampf dünkte mir damals nicht mit dem Unglück, aber mit der Zeit, die Geduld war meine ſchwächſte Seite, und es war mir oft recht weh zu Muthe. Ein wenig haben mich zwei Freundinnen Juliens entſchädigt. Die eine, das Minele, die Tochter eines Rentbeamten, mit ihrer milden Schönheit und tiefen Gemüthlichkeit. Sie war von Froriep umworben, ich habe mit ihr gewettet, daß ſie binnen Jahr und Tag Braut ſein würde. Sie hat nach zwei Jahren mir ein Andenken ihrer Hand als Wettpreis geſchickt und mit vergnügter Reue geſchrieben, daß ſie die Wette ſchon verloren hatte, ehe ſie dieſelbe einging, aber mit freier Stirn ein bißle lügen mußte. Als Froriep bald nach mir Profeſſor in Jena wurde und die ſchwäbiſche Geliebte heimführte, lag ich in ſchwerer Krankheit, in Fieberglut, da iſt ſie mir am Krankenbett erſchienen wie ein Genius vom Himmel. Die andere Freundin war Pauline, die einzige Tochter des Kanzlers, weniger von der Natur begünſtigt, deſto mehr vom Geiſte, mitunter etwas ſcharfen Geiſtes, ſodaß auch unſereiner es empfinden mußte. Wir kamen eines Abends von einer Landpartie zurück. Es wurde Licht in meinen Fenſtern bemerkt. Ich ſagte: „Vielleicht geht mein Geiſt da um.“ — „Das kann wol ſein“, erwiderte ſie, „denn hier außen hat man ohnedem nichts davon verſpürt.“ Ich

mochte mich gern mit ihr unterhalten, und hätte unbedenklich die milde Aufsicht ihres Vaters in ihre kleinen Hände gelegt.

Am 17. Mai erhielt ich vom Stadtdirector Fiſcher in Stuttgart ein Schreiben mit dem höflichen Bemerken, daß ich einem Bunde angehören ſolle, deſſen Tendenz auf nichts Geringeres gehe als auf den Umſturz ſämmtlicher deutſchen Staatsverfaſſungen, und daß er, vom Miniſter des Innern beauftragt, mich deshalb perſönlich über vorliegende Indicien zu vernehmen, die Einladung ſtelle, mich zum 19. zu beſtimmter Stunde gefälligſt bei ihm einzufinden. Ich meinte mich in der trüben Nothwendigkeit, alles zu leugnen, denn ſobald ich das Geringſte zugeſtand, würde man in mich dringen, Genoſſen anzuzeigen. Die Anklage ſchien noch ſo wenig begründet, das Verfahren ſo mild, daß ich, als nach acht Tagen eine zweite Einladung anlangte, für möglich hielt zu verlangen, daß die Unterſuchung, um meine Vorleſungen nicht wieder zu unterbrechen, nach Tübingen übertragen würde. Aber mitten in der Nacht erſchien vor meinem Bett ein Bote mit der Laterne, der mir einen Zettel des Stadtdirectors brachte, daß ich unverweigerlich mich einzuſtellen habe. Ich ſetzte mich alſo früh, ſtatt ins dogmatiſche Collegium zu gehen, wieder aufs Pferd. Die Anzeichen ſchienen nicht dringender geworden, und ich blieb bei der Verneinung. Auf dem Heimwege hielt ich das Abendbrot gegen 10 Uhr für mich und meinen Miethgaul mittewegs in Waldbuch. Die Nacht war dunkel, als ich dann langſam die bewaldete Höhe hinanritt, faſt an der Stelle, wo

voriges Jahr mein philoſophiſcher Roman mir aufgegangen war, erhob ſich mitten in der Straße eine Geſtalt und fiel dem Pferde in den Zügel. Ich haute der Geſtalt mit der Reitgerte ſcharf übers Geſicht, ſetzte beide Sporen ein, das Pferd drängte ſich bäumend vorwärts, ich war frei und galopirte davon. Dieſer Wald war zu der Zeit etwas verrufen, aber wie alles in einem Moment geſchah, kein Wort zwiſchen uns gewechſelt wurde, und ich nur infolge meines Hiebes einen dumpfen Aufſchrei vernommen zu haben mich erinnerte, ward ich nachher doch zweifelhaft, ob der Hochverräther es mit einem Räuber, oder der friedliche Privatdocent es mit einem Betrunkenen oder ſonſt einem Dahindämmernden, der ſich in Gefahr befand, überritten zu werden und deshalb nach den Zügeln griff, zu thun gehabt habe. In Stuttgart hatte ich mir einen Strohhut gekauft, den ich bei dieſem Abenteuer verlor. Im nächſten Dorfe zeigte ich's dem Schulzen an. Da ſind Leute hinausgegangen, doch wol erſt am frühen Morgen, meinen neuen Hut haben ſie im Straßengraben gefunden und mir denſelben nach Tübingen geſchickt.

Es war nicht eben leicht, im Angeſichte einer Criminalunterſuchung ein dogmatiſches Syſtem in ernſteſter Vertiefung auszugeſtalten, und nebenbei nach einem Schwabenmädchen im Hohenlohiſchen zu ſeufzen. Doch beherrſchte ich nicht nur meine Gefühle, ſondern auch meine Gedanken, und mußte ſie beherrſchen. Auch war ich nicht ohne Hoffnung, zumal bei dem guten Willen und dem guten Gewiſſen der würtembergiſchen Regierung, daß die Sache im Sande verlaufen würde. Etwas Schriftliches konnte

nicht vorhanden ſein, und auf welchen Irrwegen auch dieſer Jünglingsbund wandelte, es war eine ſittlich gehobene, nach idealen Zielen trachtende Jugend, unter der ſich kein Verräther finden konnte. Ich wußte noch aus Robert's Gefängniß, daß ſchon damals von einem beſtimmten, vorauszuſehenden Zwecke gar nicht die Rede war, alles ſich ſchon in Auflöſung befand, und nur Verſchämtheit gegeneinander und Unklarheit darüber, wie herauszukommen ſei, die volle Aufhebung noch verzögerte. Ich wußte auch vom Daſein einiger Glieder des Bundes in Würtemberg, allein ich hatte in meiner Entfremdung gegen denſelben ſie nicht darauf angeredet, und mochte das jetzt ſchon aus Vorſicht am wenigſten thun.

Nachmals habe ich erfahren, daß der unſchuldige Judas ein Pfarrverweſer Dietz zu Zeitlos in Baiern geweſen iſt. Weſtfäliſche Studenten in Halle hatten ihn, einen armen niedergedrückten Menſchen, an ihrem Mittagstiſche mit ernährt. Da ſie ſämmtlich dem Bunde angehörten, war ihnen der eine nicht Eingeweihte unbequem geworden und ſie hatten ihn aufgenommen. Die Unbedachtſamkeit dieſer Aufnahme ward ihnen bald anſchaulich, und ohne daß ſie wagen konnten, ihn wieder auszuſchließen, ließ man ihn beiſeiteliegen. Daher in ſeiner geängſteten Seele gerade die erſten revolutionären Phantaſien hängen blieben, welche Sprewitz aus der Schweiz mitgebracht hatte. Als er, zum Pfarrvicar ernannt, den Amtseid leiſten ſollte, hat er jammernd eines andern Eides gedacht, durch den er gebunden ſei. Doch hat er nur wenige zu nennen gewußt und gegen dieſe, welche zu Anfange des Jahres verhaftet

und nach Berlin gebracht wurden, wo große Freude war, daß man endlich dem König ein corpus delicti vorlegen konnte, fehlten die Beweiſe. Da ſcheint Sprewitz zuerſt den Kopf verloren zu haben, doch nur in ſeiner Weiſe, er hat ſich vom Eſſen ein Meſſer liſtig zurückbehalten und daſſelbe dreimal in die Bruſt geſtoßen. Sein Leben iſt erhalten worden, aber compromittirt und innerlich gebrochen, hat er umfaſſende Geſtändniſſe abgelegt.

Unter dieſen gefährlichen Zeitläuften habe ich doch weitausſehende literariſche Plane gefaßt, wie einer, der's immer natürlich gefunden hat, daß die Leute hart unter dem Veſuv ihre reichen Weingelände beſtellen. Mit Oſiander ſchloß ich einen Vertrag für die Herausgabe meiner Dogmatik, nur deſſen, was ich bisher den Zuhörern dictirt hatte, um alles Dictirens fortan überhoben zu ſein, alſo als Lehrbuch; mit Cotta für den Verlag meiner Vorträge über das Leben Jeſu, alſo alles deſſen, was ich vor oder nach der Vorleſung niedergeſchrieben und weiter auszuarbeiten im Sinne hatte. Beides ſollte während des Winters gedruckt werden, ich ſtak voll Arbeitsluſt und Keckheit, nebenbei wollte ich mir eine ehrliche Selbſtändigkeit gründen, auch zum Beſten derer, die mir in gutem Vertrauen Credit gegeben hatten. Schon war von der Dogmatik ein Bogen gedruckt, zum Leben Jeſu eine Seite als Satzprobe eingeſandt. Die Vorleſungen waren ruhig zu Ende gebracht, die Studenten davongezogen.

Nach Würtemberg war der Verrath nur langſam gedrungen, und die Regierung mochte die Sache für das halten, was ſie war. Doch am 24. September theilte

mir der Kanzler in bekümmerter Theilnahme dieſes Miniſterialreſcript mit: „Dem Herrn Regierungsbevollmächtigten Kanzler von Autenrieth iſt ohne Zweifel nicht unbekannt geblieben, daß der Privatdocent Haſe in Tübingen nicht allein ſchon früher wegen burſchenſchaftlicher Verbindungen, ſondern neuerlich auch wegen der ihm angeſchuldigten Theilnahme an dem vorigen Winter entdeckten ſtaatsverbrecheriſchen geheimen Bunde in Unterſuchung gekommen, und von dem für die polizeiliche Unterſuchung beſtellten Commiſſar, Stadtdirector Fiſcher, zu wiederholten malen vernommen worden iſt. Nachdem nun die Fortſetzung dieſer Unterſuchung nach der Natur des in Frage ſtehenden Verbrechens der zuſtändigen Criminaljuſtizbehörde übertragen worden iſt, ſo haben S. K. Majeſtät auf den Höchſtderſelben hierüber erſtatteten Bericht durch höchſte Entſchließung vom 20. d. M. zu befehlen geruht, daß dem Privatdocenten Haſe, ſolange die Unterſuchung gegen ihn und die übrigen in Würtemberg befindlichen Inculpaten dauert, die Fortſetzung ſeiner Vorleſungen nicht geſtattet werden ſolle. Der Herr Regierungsbevollmächtigte Kanzler von Autenrieth wird von dieſer höchſten Verfügung mit dem Auftrag in Kenntniß geſetzt, zur Vollziehung derſelben unter Rückſprache mit dem Univerſitäts-Rectoramte das Geeignete zu beſorgen.“

Nun war allerdings Zeit darüber nachzudenken, ob ich nicht einen Spaziergang nach der Schweiz oder nach Strasburg machen ſollte, bis der Sturm vorübergezogen ſei. Ich war durch kein Wort gebunden, ja es konnte ſcheinen, die Regierung ſelbſt, die das ſo allmählich

drohend herauziehen ließ, begünstige meine Entfernung. Es konnte sogar als eine Ferienreise gelten, und wäre ich doch heimlich beobachtet, ein so rüstiger Fußgänger wie ich konnte sich leicht in einer Nacht aller schwäbischen Polizei entziehen, und junge Leute hätten mir auch nicht gefehlt, die ohne zu fragen warum? meine wenigen Sachen gleichzeitig in Sicherheit brachten. Daß ich's doch nicht gethan, trotz meiner Scheu vor Kerkerluft, davon war der Grund das Bewußtsein meiner wesentlichen Schuldlosigkeit, die bisherige Milde der Regierung selbst, sodaß ich leichthin dachte, den Kopf kann's doch nicht kosten, endlich und vor allem, wodurch schon der heldenmüthige Simson zu Grunde gerichtet wurde, das Schwabenmädchen.

Sie war endlich zurückgekehrt, am 28. September habe ich den holden Flüchtling in der Aeltern Hause wiedergesehen, es war ein glückseliger Abend, versunken war der öde Sommer ohne sie, der Winter wurde mit allen seinen Freuden besprochen und vorausgenossen. Als ich endlich gehen mußte, leuchtete sie mir die Treppe herunter, ließ mich die leichte Narbe ihres Sturzes auf der kleinen weißen Stirn suchen, und eine Landpartie für den nächsten Tag wurde eingefädelt.

An diesem Morgen lag noch der Widerschein des Abends über meinen Gedanken, als der mir nah befreundete Universitätsamtmann mit betrübtem Gesichte hereintrat und erklärte, im Namen des Criminalsenats mich verhaften zu müssen. Meine Papiere, dazu einige Kleidungsstücke und Bücher nach meiner Angabe wurden in meinen Koffer gepackt und dieser versiegelt. Wir waren beide in

Verlegenheit, wo ich aufzubewahren ſei bis zur Abfahrt nach Stuttgart, und vereinigten uns über die Aula. Ich weiß nicht, ob ſie von außen bewacht war, doch habe ich keine Gelegenheit gehabt, von irgendjemand Abſchied zu nehmen, nicht einmal von meinem Hunde. In der Aula, wo ich vor einem Jahre in ſo glänzender Verſammlung mein tübinger Bürgerrecht begründet hatte, hielt ich einſam mein Mittagsmahl. In dem Wagen, der mich nach Stuttgart führte, ſaß ein Polizeicommiſſar und zwei mitverhaftete junge Männer. Es war dunkel, als wir an der Amtswohnung des Stadtdirectors vorfuhren, wir aßen noch wie Gäſte mit ſeiner Familie zu Abend, aber das Schlafgemach, in das ich geführt wurde, war vergittert. Am Morgen wurde mit dem Kaffee die Fahrt nach dem Hohenasperg angekündigt. Das iſt die kleine würtembergiſche Feſtung, auf einem hohen Bergkegel gelegen, der aus ziemlich ebenem Lande aufſteigt, bis an die Feſtungsgräben mit Weinbergen bedeckt; vornehmlich bekannt durch das, was Schubart dort erduldet hat bis zu ſeiner elenden Bekehrung. Als der Wagen am 30. September langſam den ſteilen Pfad hinaufrollte, mußte ich der alten Zigeunerin gedenken, daß nun doch ihre Prophezeiung meiner Erhöhung in bitterer Zweideutigkeit erfüllt ſei. Doch als es durch das dunkle Thor des Walles ging, meinte ich nicht darüber die Aufſchrift zu leſen: da laß die Hoffnung hinter dir zurück. Mit aller Förmlichkeit wie ein gefährlicher Staatsgefangener wurde ich in ein Zimmer inſtallirt, die Thür verſchloſſen, doch die Fenſter nicht vergittert. Am nächſten Morgen, als ich noch zu

Bett lag, wurden die Taſchen meiner Kleider unterſucht und das Geld weggenommen. Von der Außenwelt bis auf die Feſtungsbeamten war ich abgeſchnitten, doch war bald zu merken, daß ich Genoſſen hatte; ſie ſind allmählich auf der Feſtung verſammelt worden, Referendare, Rechtsconſulenten, Pfarrer und Pfarrvicare, ihrer 16 Würtemberger.

Waren wir der Sorge für das leidige Geld entrückt, ſo hatten wir auch keine Nahrungsſorgen. Die Koſt war auf ſüddeutſche Weiſe gut, mittags fehlte auch nicht ein Schoppen Wein, noch ein Seidel Bier zum Abendbrot. Es mag ſehr reichlich geweſen ſein, denn als ich einmal früh an Bruſtſchmerzen litt, und der Arzt, dem es gemeldet wurde, frug: „Was haben Sie denn zu Abend gegeſſen?“ lautete die Antwort: „Salat und ſechs hartgeſottene Eier.“ Aber das Fleiſch mußte in Gegenwart des Beamten geſchnitten werden, der dann Meſſer und Gabel wieder hinwegnahm. Zu leſen war ungehindert, ich hatte Schleiermacher's Glaubenslehre, das Neue Teſtament griechiſch und Spinoza's Werke mitgenommen, und gerade war es Spinoza's Ethik, die in ihrer ſittlich erhabenen Reſignation mir vor allem den Sturm des Herzens ſtillte. Ich erlangte zumal gegen das Ende hin noch andere wiſſenſchaftliche Bücher, doch waren es vorzugsweiſe unterhaltende Schriften, welche die Tage ausfüllten. Die Frankh'ſche Buchhandlung in Stuttgart hatte ihre Leihbibliothek den Staatsgefangenen auf Hohenasperg unentgeltlich zur Verfügung geſtellt, dieſe Bücher wanderten von einer Gefängnißzelle zur andern. Es war die Zeit,

wo die Romane von Walter Scott erſchienen, und wenn früh hinter dem Inſpector der Gensdarm kam mit einem dreibändigen Romane des poeſiereichen Schotten, dachte ich, das wird heute ein Tag angenehmer Unterhaltung. Dadurch bildete ſich auch eine gewiſſe Gemeinſchaft, indem einzelne Stellen, die auf unſere Lage paßten, mit dem Nagel unterſtrichen wurden, nicht zu rettenden Winken, ſondern meiſt ſatiriſch, auch über uns ſelbſt, Stellen der Art: „Ich hülle mich in die Größe meiner That, damit ich keine Reue empfinde.“ Nur zu ſchreiben war unbedingt verhindert, mit Ausnahme von offenen Briefen, zu denen das Werkzeug geliefert wurde, ſodaß dieſe beſtimmten Blätter ſofort wieder abzuliefern waren. Dazu kamen die lichtloſen Abende, mit dem Schlage 8 Uhr mußte jedes Licht verlöſcht werden.

Ich hatte freilich gegen einigen Mismuth anzukämpfen: eine mühſam errungene, mir ſo liebe zukunftvolle Stellung war offenbar, ein geliebtes Weſen, als noch nicht gewonnen, wahrſcheinlich verloren, und das um einer Sache willen, zu der ich nie ein Herz gehabt hatte. Indeß galt es ſeinen Mann zu ſtehen, und ich habe, da das jetzt die einzig mögliche That war, wehmüthige Stimmungen vielleicht weniger aufkommen laſſen als ſonſt, habe manchen Scherz getrieben mit dem Perſonal, das amtlich mit den Gefangenen zu verkehren hatte, und habe die öden Wände mit bunten Phantaſiebildern bevölkert, ſelbſt die alten Dichterträume ſind da noch einmal wiedergekommen. Auch war mir gar nicht anders denkbar, als daß dieſe Hochverrathsgefangenſchaft als eine ganz exotiſche Pflanze in

meinem Lebenslaufe ſtehen würde. Mitunter ließ doch ein Heimweh nach der Freiheit oder nach dem Tode ſich nicht verleugnen. Einmal gerieth ich auf eine Thorheit, die zwar nicht ohne Uebermuth, doch auch nicht ohne eine melancholiſche Grundlage denkbar iſt. Ich wollte zuſehen, ob ſich wol durch leiblich und ſeeliſch treibende Mittel eine ſchwärmeriſch gläubige Stimmung hervorbringen laſſe, wie ſie bei den Heiligen des Mittelalters, auch bei manchen Unheiligen ſpäterer Zeiten ſich findet, womöglich bis zu Viſionen; nur als Experiment, um auch das zu erfahren und da ich volle Zeit dazu hatte. Von Schriften hatte ich zu dieſem Zwecke zwar nichts als ein ſehr weltliches, doch hinreichend ſchauerlich phantaſtiſches Buch, „Des Teufels Elixire“ von Hofmann, und ſie hatten wol den Gedanken zum Ausbruche gebracht. Aber ich konnte aus meiner Erinnerung mit religiöſen Phantaſien aller Art nachhelfen. Ich ließ das Eſſen ſtehen unter dem Vorwande der Appetitloſigkeit, genoß nur ein wenig Wein und Brot und immer weniger. Ich geiſelte mich mit meinem Hoſenträger ſodaß der Rücken ganz wund wurde. Ich ſchlief oder wachte vielmehr die Nacht auf den Dielen, kurz ich plagte und ruinirte mich, ſoviel nur innerhalb der vier Wände möglich war. Solch ein Leben hätte auf die Länge wol auch einen andern zum Narren gemacht. Aber es blieb doch immer das eigentliche Ich übrig, das dieſem Getreibe altklug zuſah, bis endlich in der vierten Nacht ich über mich ſelber lachen mußte, mich ins Bett legte und mir's am andern Tage wieder trefflich ſchmecken ließ.

Als Unterſuchungsrichter war ein junger Aſſeſſor von Eslingen geſandt worden, von Prieſer, ein arbeitſamer, vielleicht auch gutmüthiger Menſch, doch ganz im Sinne der Reaction, dazu ängſtlich und möglichſt Schlimmes an den Tag zu bringen für eine Bedingung ſeiner aufſteigenden Bahn achtend. Zwei Schöppen, einfache Leute aus dem Dorfe am Fuße der Bergfeſte, an denen man ſich mit einigem Spaß erholen konnte, bildeten, für 12 Kreuzer die Stunde, die Gerichtsbank. Herr von Prieſer hatte wol auch andern unſers Gelichters gegenüber einen übeln Stand. Als er die Unterſuchung anhob mit einer feierlichen Ermahnung, die Wahrheit zu ſagen, unterbrach ich ihn, er könne ja vorausſetzen, daß ich das eindringlicher als ein Juriſt mir ſelbſt zu ſagen wiſſe, er möge ſich alſo damit nicht bemühen. Als er dann die Zeugniſſe meiner Theilnahme aus Erlangen vorlegte, frug ich: ob er als Richter und Ehrenmann verſichern könne, daß dieſe Ausſagen wirklich ſo geleiſtet worden ſeien, wie er ſie vorlas. Nachdem er dies feierlich bejaht hatte, konnte ich nicht zweifeln, daß in Baiern von einigen meiner Bekannten Geſtändniſſe abgelegt waren, daß ich mich alſo, ohne an ihnen zum Verräther zu werden, für meine Verwerfung der bedenklichſten Artikel und für meinen Austritt, als das nicht durchzuſetzen war, auf ſie berufen konnte. Aber das Verbrechen, auf das die Anklage geſtellt war, wurde Staatsverrath genannt, in bedenklicher Verwandtſchaft mit Hochverrath, von dem ich aus meinen jungen criminaliſtiſchen Studien wußte, daß in meinem Rücktritt aus der Genoſſenſchaft noch keine Hülfe für mich liege.

Ich behauptete alſo, eine revolutionäre Abſicht des Bundes gar nicht gekannt zu haben, ſondern mir ſei's ein politiſcher Verein geweſen, ſowol um uns ſelbſt und, ſoweit jeder reiche, unſer Volk zu der politiſchen Bildung zu erziehen, deren Mangel namentlich in Preußen als der Verweigerungsgrund der verheißenen Staatsverfaſſung behauptet werde, als auch in dem Gemüth der deutſchen Volksſtämme das Gefühl volksthümlicher Einheit heranzuziehen, eine ideale Einheit, ohne welche die reale Einigung nie erreicht, mit welcher ſie vielleicht entbehrt werden könnte, falls dieſe nicht durch große, auch dem mächtigſten Menſchen unüberſehbare Ereigniſſe für Deutſchland komme. Es war das in der That die Idee der Gediegenern in dem Bunde, und die nach dem Verſchwinden des Männerbundes immer mehr zur Herrſchaft gelangte. Herr von Prieſer hielt mir die ſtärkſten der neun Artikel entgegen. Ich entgegnete: „Sie waren eingeſchleppt aus der Schweiz, die Jugend liebt dergleichen phantaſtiſche Gelübde, die niemand vollzieht, ich habe ſie vom Anfang an verworfen und verſpottet, mich nie auf dieſelben verpflichtet, mir die für einen hochverrätheriſchen Bund undenkbare Freiheit des Austrittes vorbehalten, und als man jene thörichten Artikel nicht aufgeben wollte, bin ich zu einer Zeit zurückgetreten, als noch nicht die geringſte Gefahr der Entdeckung drohte.“

Ich konnte mich gerade auf die Erlanger berufen, daß ich dafür bekannt war, gegen alle Gedanken einer gewaltſamen Umwälzung, von der Einzelne wol ſprachen als von etwas ohne unſer Gebet zu Erwartendem, immer ver-

trauend auf die ſichere friedliche Entwickelung und auf die zuletzt unwiderſtehlichen Geiſtermächte hingewieſen zu haben. So wurden die Verhöre zu einer Art Disputation, da der Unterſuchungsrichter mir aus dem und jenem Umſtande darthun wollte, daß ich den revolutionären Charakter des Bundes gekannt haben müßte, und ich irgendeine Auskunft fand, daß ich ihn dennoch nicht gekannt hätte. Der Beweis, daß mir derſelbe nicht unbewußt bleiben konnte, war doch juridiſch nicht zu führen, und aus dem unbeſtimmten ſchwebenden Weſen des Vereins, das ihn zu einem hochverrätheriſchen Unſinn machte, ſprach ſo manches für meine Verleugnung, die auch durch Ausſagen aus Baiern bekräftigt wurde.

Deſto drängender trat nun die andere Forderung an mich heran, Bundesglieder zu nennen. Ich habe das unbedingt verweigert, auf alle Vorſtellung erwiderud: daß der Staat durch dieſen zerſtäubten Bund nicht in Gefahr komme, wiſſe Herr von Prieſer ſo gut als ich, ſonach ſei's nur um Strafe und Rache gegen Einzelne zu thun; gerade nach meiner Stellung als ein Ausgetretener, Entfremdeter dürfte ich am wenigſten zur Milderung meines Geſchicks den Denuncianten machen, das erſt wäre Hochverrath, er ſelbſt müßte mich verachten, wenn ich's thäte. Es wurde deshalb ein Zwiſchenerkenntniß des Gerichtshofs eingeholt, nach welchem ich zum Geſtändniß der Mitſchuldigen durch Zwangsmittel angehalten werden ſollte. Ich frug, worin dieſe beſtänden? Herr von Prieſer antwortete zu ſeiner Ehre etwas verlegen: „Sie werden gegeringere Nahrung bekommen, ein ſchlimmeres Gefängniß

und ſo fort.“ — „Das muß ich ertragen“, antwortete ich, wol nicht ohne einen Seufzer.

Ein ſchlimmeres Gefängniß hatte ich ſchon. Einige Wochen nach meiner Ankunft wurde ich ins Verhör geführt und von dem ſonſt gewöhnlich ſanft redenden Manne mit den Worten empfangen: „Welcher Teufel reitet Sie, Herr Doctor, daß Sie eine Meuterei gegen mich anfangen!“ Es war mir durchaus unverſtändlich, ich hatte mit niemand außer den Beamten verkehrt. Die Folge war, daß ich in einen Kerker für Diebe und Mörder eingeſchloſſen wurde, der nur hoch in einer dicken Mauer ein Fenſter hatte, das, kellerartig ſich verengend, vorn verwahrt war durch eiſerne Spitzen, vor dem Fenſterglaſe durch das gewöhnliche Eiſengitter, dahinter noch durch ein Drahtgeflecht. Doch entdeckte ich daran auch eine gute Seite. Wenn ich die Betten in dieſes Fenſterloch ſtopfte, brauchte ich das Licht um 8 Uhr nicht zu löſchen. Zwar merkte die Schildwache zuweilen einen Schein und rief dann: Licht löſchen! doch habe ich in den langen Winterabenden es auch manche Stunde erhalten, früh mußten dann das Unſchlittlicht die Mäuſe gefreſſen haben, die ſich allerdings zuweilen in der Nacht daran ergötzten.

Zehn Wochen, Weihnachten und den Neujahrstag 1825, habe ich in dieſem Logis zugebracht, nur heraustretend, wenn ich ins Verhör geführt wurde. Doch Schlimmeres wegen der Verweigerung zu denunciren iſt mir nicht zugefügt worden. Als ich endlich darauf drang, zu hören, welche Meuterei mir ſchuld gegeben werde, kam es darauf hinaus, daß an der Thür meines damaligen Zimmers in

der Kaserne eine Person lauschend gesehen worden sei, die, als ein Beamter kam, sich rasch entfernte. Das erklärte sich leicht: ich hatte die üble Gewohnheit, lebhaft erregt oder auch nur mir etwas klar machend, laut vor mich hin zu reden. Da hatte ein Neugieriger gehorcht, und darüber betroffen sich rasch davongemacht. Endlich im Februar, nachdem einer der Unsern, Hauf, ein Mediciner, seiner Familie todtkrank zurückgegeben war, ward ich etwa je den dritten Tag durch einen Gensdarm auf dem Walle, der den ganzen Festungshof umgibt, spazieren geführt, und erhielt bald nachher auch wieder ein wohlgelegenes Offizierzimmer. Es war die Ecke der Kaserne, zu der im nicht zu fernen rechten Winkel das Haus des Bäckers stand, der zwei muntere Töchter hatte. Eine andere Sprache als die der Augen war nicht erlaubt, doch eines Abends, als wir einander lange freundlich angesehen hatten, schloß die eine, das Riekele, ihr Fenster mit dem Hauche: „Wünsche recht wohl zu schlafen, Herr Doctor.“ Seitdem wechselten wir leise Grüße und nachbarliche Worte. Die Schildwachen zeigten es einigemal an, ich wurde bedroht, das Mädchen ermahnt, es blieb doch nicht ganz aus; Herr von Prieser selbst mochte einsehen, daß hier kein Staatsverrath gesponnen werde, und da er im Bäckerhause zuweilen mit seinem Secretär einen Schoppen Wein trank, der hier geschenkt wurde, ließ er einmal die Rede fallen, D. Hase sei zum Tode verurtheilt, was mir das Riekele sogleich weinend klagte. Natürlich daß solche Theilnahme dem Vereinsamten wohlthat, das Mädchen war schlank und von feiner schwäbischer Rede, das Uebrige that die

Phantaſie hinzu, denn meine Augen reichten nicht ſo weit, um ihre Geſichtszüge genau zu erkennen. Als ich einmal auf dem Walle ſpazieren geführt wurde, und ein Mädchen freundlich grüßend vorüberging, ſagte der Gensdarm: „Das iſt das Riekele!“ Da war ich etwas enttäuſcht, ich hatte ſie ſo anders gedacht, doch blieb ſie die liebe Nachbarin, ſandte mir Blumen und ernährte meinen Ryno.

Der war in Tübingen gewohnt, zum Collegium bis ans Stift, in deſſen Hörſälen ich las, mitzugehen, da umzukehren und erſt Mittag im Gaſthof zur Krone ſich wieder einzufinden. Nach meiner Verhaftung war er traurig umhergeſchlichen und von meinen Freunden beſuchsweiſe erhalten worden, bis ſich Ende Februar eine Gelegenheit fand, ihn auf den Asperg zu ſenden. Es mochte eine rührende Scene ſein, als die Kerkerthür ſich unerwartet aufthat, der Hund hereinſprang und wir beide einander lange umarmt hielten. Das Hundehalten war denn freilich den Staatsgefangenen nicht geſtattet, allein das Riekele erklärte ſich ſogleich zum Herrn des Thieres, und meiſt kam er doch mitgetrollt, wenn mir das Eſſen gebracht wurde.

Am 28. Mai wurden die Urtheile des eslinger Gerichtshofs publicirt. Der Privatdocent Haſe wurde „als ſchuldig der frühern Theilnahme an einer hochverrätheriſchen Verbindung zur Entſetzung von ſeinem Amte und zu zweijähriger Feſtungsſtrafe mit angemeſſener Beſchäftigung“ verurtheilt. Die andern Strafen ſchwankten zwiſchen vier Jahren und zwei Monaten. Von jenem höchſten Maße

wurde Guſtav Kolb betroffen, der nachmals über ein Menſchenalter der einflußreiche Chefredacteur der „Allgemeinen Zeitung“ geweſen iſt. Er hatte alles eingeſtanden, alles auf ſich genommen und doch keinen verrathen.

In den Entſcheidungsgründen bin ich durch meine Anteacta als Deputirter auf den Burſchentagen zu Dresden und Streitberg und „wegen Theilnahme an unerlaubten Verbindungen von Leipzig und Erlangen weggewieſen“, als beſonders gefährlich bezeichnet, doch „er iſt von der tübinger Behörde ſehr gut prädicirt“. Die Zuſtändigkeit der würtembergiſchen Gerichte wird dadurch begründet: „daß er förmlich in das würtembergiſche Staatsbürgerrecht aufgenommen wurde, erhellt nicht; aber das Miniſterium des Kirchen- und Schulweſens hat ihm ausdrücklich die Erlaubniß zum Halten von Vorleſungen in Tübingen ertheilt, alſo zu öffentlichen Functionen legitimirt, daher iſt er allerdings als Staatsbürger zu betrachten.“ Habe hiernach der Angeſchuldigte auch nur außerhalb Würtemberg an dem Bunde Antheil gehabt, „ſo kann er doch, da der Bund den Umſturz auch der würtembergiſchen Verfaſſung bezweckte, dafür jetzt und hier geſtraft werden“.

Von meiner Behauptung, die revolutionäre Tendenz des Bundes nicht gekannt zu haben, wird verſichert, daß dieſelbe, wenn ſie wahr wäre, „auf Simpelhaftigkeit hindeuten würde“, von der ſich doch ſonſt nicht die geringſte Spur finde. Daß ich gleich anfangs einige Artikel verworfen habe und nach der würzburger Verſammlung ausgetreten ſei, wird als durch ſieben Zeugniſſe beſtätigt anerkannt, allein „hierdurch wird nicht ausgeſchloſſen, viel-

mehr bestätigt, daß Inculpat früher andere Ansichten hatte". Auch verliere dieser Austritt dadurch seine rechtliche Bedeutung, daß Inculpat fortwährend bei einzelnen Bundesgliedern „das alte Zutrauen genoß und noch in gegenwärtiger Untersuchung Complicen zu nennen hartnäckig verweigerte".

Ich weiß nicht, ob diese Entscheidungsgründe vor jedem Gerichtshofe oder vor einem Geschwornengerichte rechtliche Gültigkeit gehabt hätten, wie denn die deutschen Gerichtshöfe in dieser Sache weit auseinandergehende Sprüche erlassen haben, von Todesurtheilen an, wenn auch keins vollzogen worden ist, in Kurhessen war sogar vom Viertheilen die Rede gewesen, in Nassau neunzehnjährige, in Preußen meist funfzehnjährige Festungsstrafe, in Sachsen vier Jahre Zuchthaus, in Schwarzburg-Rudolstadt drei Monate Hausarrest, in Baiern Aufhebung schon der Generalunterſuchung, Freilassung aller Verhafteten, die Untersuchungskosten, für Unbemittelte auch die Verpflegungskosten, zu Lasten der Staatskasse.

Eine Vertheidigung, ein Rechtsbeistand war uns nicht zugestanden worden, doch hatten wir nun das Recht der Appellation. Da Uhland, zu dem wir gemeinsam das Vertrauen hatten, als Vertheidiger für unzulässig erklärt wurde, auch bei dieser Sache, wo die Ehre selbst vor der bürgerlichen Meinung nicht auf dem Spiele stand, es nur darauf ankam, möglichst bald die Festungsgräben hinter sich zu wissen, so unterwarf ich mich dem Urtheil, und so meines Erinnerns die meisten, um mich sofort an die Gnade des Königs zu wenden. Ich finde das Gesuch „an

den König zu Allerhöchſt Eigenen Händen", infolge der mancherlei Zerſtreuung jener Tage doch erſt vom 27. Juni datirt, dieſes Inhalts:

„Es war vorauszuſehen, daß für eine unglückſelige Verwickelung, in welche mich eine vielbewegte Zeit und jugendlicher Muth geſtürzt hat, die milde Löſung nur durch den freien, menſchlich fühlenden Geiſt des Herrſchers kommen kann. Der um Gnade Flehende kann ſie nur empfangen als freie Gabe der Huld, aber die Majeſtät, welche ſie gewährt, ſucht die Gründe der Gewährung auf dem Gebiete eines höhern Rechts. Mag mir deshalb in ſo eigenthümlicher Lage verziehen ſein, wenn ich, um Gnade bittend, um mein Recht zu bitten ſcheine, es iſt nur das Recht, welches die Gnade allein mir noch gewähren kann."

„Ein Fremdling kam ich in dieſes gaſtfreundliche Land, die Gnade Ew. Majeſtät hat es mir zu einer glücklichen Heimat gemacht: ich freue mich, daß auch heute kein Verdacht auf mir laſtet, als hätte ich dieſer Gnade mich unwerth gemacht. Was geſchehen, war vorher geſchehen, ich hoffte das auf immer vergeſſen, als ich die Grenzen dieſes Reichs überſchritt. Durch mehrfache Zeugniſſe iſt feſtgeſtellt und von meinen Richtern anerkannt, daß ich nach einer halbjährigen Theilnahme an jenem leidigen Bunde demſelben noch in Baiern entſagte, im Sommer 1822, ein Jahr vor meiner Ankunft in Würtemberg. Seitdem, wenn ſelten einmal die frühere Bekanntſchaft ein Geſpräch mit Mitgliedern veranlaßte, rieth ich ihnen dringend die gänzliche Auflöſung. Haben einige derſelben auch nachher mir Vertrauen bewieſen, ſo geſchah's, weil dies

auf ſittlichem Grunde ruhte, da ſie wußten, daß ich nicht zum Verräther geboren bin. Mein Austritt war geſchehen zu einer Zeit, als noch keine Gefahr der Entdeckung drohte, alſo völlig freie That, nicht Folge einer Sinnesänderung, ſondern ſchon in der Bedingung meines Eintritts enthalten, und ſo viel an mir lag, das Frühere vernichtend. Jedes Verbrechen, das nur im Willen beſchloſſen, noch keine Folge in der Außenwelt gehabt hat, kann durch denſelben Willen zurückgenommen werden, und iſt, wenn dieſe Zurücknahme völlig frei war, den Geſetzen entzogen. Durch den furchtbaren Namen des Hochverraths, den allein unter allen Verbrechen das ältere Criminalrecht als ſchon vollzogen erkannte, wenn er nur gedacht iſt, wurde dieſe Reue durch die freie That als vergeblich dargeſtellt. Mir ziemt nicht, nachdem die Unterſuchung bis zu dieſem Punkte fortgeriſſen worden und das Urtheil gefällt iſt, über die Anwendung des Namens, der ſelbſt der Anklage fremd war, zu ſtreiten. Aber offenbar iſt, daß keiner der Angeklagten in dieſem Königreich bei einem Studentenunfug an dieſes Verbrechen gedacht hat, an das noch im vorigen Sommer niemand dachte, als die Verhaftungen in andern deutſchen Staaten ſchon vollzogen waren. Wenn die Geſchichte kaum ein Beiſpiel kennt von dieſer Milde einer Regierung, noch ein halbes Jahr lang diejenigen ungeſtört in öffentlichen Aemtern zu laſſen, welche eines Staatsverbrechens angeklagt ſind, das zuletzt ohne das Hinzukommen neuer, wichtiger Entdeckungen als Hochverrath bezeichnet wird: ſo iſt wol ganz ohne Beiſpiel, daß von ſämmtlichen Angeklagten im Falle des

Schuldbewußtſeins auch nicht einer an die Flucht dachte. Hätte ich ahnen können, daß aus jener Anklage, die ſchon im Mai 1824 mir vorgelegt wurde, ein Hochverrathsproceß werden konnte, eine achtmonatliche Unterſuchung, faſt zur Hälfte in einem ſchrecklichen Criminalgefängniß zugebracht: ſo hätte ich wahnſinnig ſein müſſen, um nicht bei der Gelegenheit eines ganzen Sommers mich dem zu entziehen, da kein Verſprechen mich band, und Würtemberg mich nicht einmal requirirt haben würde, denn der Gerichtshof war zweifelhaft über ſeine Competenz, und ſobald ich die Grenze dieſes Königreichs überſchritt, hörte ſie unzweifelhaft für ein Verbrechen auf, das nicht in dieſem Lande begangen war. Aber ſtatt auf Flucht zu ſinnen, begann ich literariſche Unternehmungen mit inländiſchen Buchhändlern, die auf Jahre hinaus meine Gegenwart mindeſtens an einem Sammelplatze deutſcher Wiſſenſchaft fordern. Sicher alſo habe ich nicht daran gedacht, einen Hochverrath verſchuldet zu haben. Auch objectiv ſcheint er nicht vorhanden. Die Zuſtändigkeit des Gerichtshofs wurde dadurch begründet, daß die in Baiern geſchloſſene Verbindung durch ihr Streben nach einer realen Einheit Deutſchlands auch Würtemberg betroffen habe. So willig auch in der Unterſuchung zugegeben wurde, daß die Verbündeten am wenigſten an ein Unternehmen gegen dieſes Königreich gedacht haben, dennoch die Möglichkeit dieſer mittelbaren Beziehung, ſo ins allgemeine hin betrachtet, mußte ich einräumen. Aber in dieſem Falle konnte ich der Theilnahme einer hochverrätheriſchen Verbindung gegen Würtemberg nicht beſchuldigt werden, denn zum Hochver-

rath — wenigſtens nach der Erklärung berühmter Criminaliſten, und die mir günſtigſte gilt ja wol vor dem Tribunal der Majeſtät — gehört die Unterthanspflicht gegen einen Staat. Ich hatte damals eine ſolche nicht gegen Würtemberg, denn der deutſche Staatenbund, welcher den Bürgern ſeiner verſchiedenen Länder keine andern gegenſeitigen Rechte gewährt, als die auch aus einem bloßen Friedenstractat fremder Nationen hervorgehen könnten, kann ihnen auch keine gegenſeitigen bürgerlichen Pflichten auflegen, wie ein Bundesſtaat ſie auflegen würde. Der Buchſtabe des Hochverraths, welcher meine thätige Reue nicht in ihrer vollen Wirkung anerkennt, hat mich verurtheilt: derſelbe Buchſtabe kann mich freiſprechen. Im Königreich Baiern wurde mein Vergehen begonnen, in Baiern wieder aufgegeben. Schuldloſer als manche Mitſchuldige dort erklärt mich jedenfalls mein freier Austritt. Alle in Baiern Angeklagte ſind faſt zu derſelben Zeit frei geworden, als ich in Würtemberg zu zweijähriger Haft verurtheilt wurde. Nicht gern wird Ew. Majeſtät mich mein Schickſal beklagen laſſen, daß das in ſo vieler Beziehung mir theuer gewordene Vaterland meiner Wahl wenigſtens in dieſer Beziehung unglücklich gewählt war. Wär's im Alterthum, ich würde das heilige Gaſtrecht angerufen haben, mich, der arglos in dieſes Land kam und ſchuldlos in demſelben lebte, wenigſtens frei, wie ich kam, und ungekränkt ziehen zu laſſen."

„Meine Bittſchrift könnte hier ſchließen, allein es iſt die letzte öffentliche Erklärung, die mir in dieſer Sache vergönnt iſt, und ein Verbrechen, das ich hier ſeinem

Thatbeſtande nach einzuräumen ſcheine, darf ich nie wieder in der Geſellſchaft leugnen. Mag daher meinem Königlichen Herrn gefallen, gnädigſt anzuhören, wie ich mich zu dieſem Thatbeſtande in Wahrheit verhalte."

„Ich bin nicht gleichgültig gegen einige Jahre, die man aus der ſchönſten Jugend mir herausreißt: aber ſchmerzlicher iſt mir, daß mein Name jetzt als eines Demagogen in den Zeitungen herumgezogen wird, und daß, wenn ich künftig, zumal bei einem öffentlichen Charakter, den meine literariſche Thätigkeit vielleicht empfängt, jedes revolutionäre Streben verwerfend rein conſtitutionelle Geſinnungen beweiſe, dieſer Standpunkt als eine heilſame Veränderung angeſehen werden könnte, die der Kerkerluft zu danken ſei. Es war immer mein Stolz, folgerecht mein Leben durchzuführen, und ich müßte mich verachten, wenn nicht die Vernunft, ſondern ein Gefängnißfieber mich von einer entſchiedenen Richtung meines Willens bekehrt hätte. Ich bin begeiſtert für die öffentliche Freiheit, weil in ihr allein ſich die Schönheit eines edeln Volkslebens entfaltet, ich war zu Hauſe im großartigen Volksleben der Griechen und Römer, ehe ich noch bekannt war in meinem Volke und meiner Zeit. Aber eben die Alten, die nicht viel hielten von Demagogen, haben mich gelehrt, daß jede Staatsverfaſſung einer gewiſſen Bildung des Volks angemeſſen ſein kann und inſofern gut, überhaupt mit der Form wenig geholfen ſei, ohne den belebenden Geiſt. Sodann überzeugte mich die neuere Geſchichte, daß nur in wahrhaft geſchichtlicher Entwickelung das Heil der Staaten zu ſuchen ſei, und daß jede gewaltthätige Revolution, ge-

waltſam das Leben eines Staats abbrechend, wenn auch begonnen von den Edelſten, weil dieſe, noch gewiſſenhaft in den Mitteln, bald von den Terroriſten beſeitigt werden, den Staat der Geſetzloſigkeit oder dem Despotismus überliefert. Dieſer politiſche Glaube mußte ſich befreunden mit den liberalen Staatsverfaſſungen, welche durch fürſtliche Huld und durch den Geiſt des Zeitalters begründet worden ſind, und wenn auch ſie nicht jeden Wunſch erfüllten, doch in ihnen das Mittel hochhalten, auf dem Wege des Geſetzes die noch vermißten Inſtitutionen zu erlangen. Ich brauche kaum zu ſagen, daß ſich hiermit die Treue zum angeſtammten Fürſtenhauſe verband, bei den Sachſen gehört dieſe Anhänglichkeit an den ehrwürdigen Fürſten, den wir einſt ſchon als uns verloren beklagten, ebenſo ſehr zum Volkscharakter als in dieſem Königreiche. Hiervon würden ſich in meinen weggenommenen Papieren, und in ſolchen, die für kein fremdes Auge beſtimmt waren, entſcheidende Belege gefunden haben, wenn ſolche Papiere nicht ausſchließlich mit dem Zwecke durchſucht würden, die Schuld zu finden, ſondern auch die Unſchuld zu beglaubigen. Auch liegen zahlreiche Ausſagen von Bundesgliedern vor, die als Gegner mich lau und zweideutig nannten, als Freunde mir den ſteten Widerſpruch wider alle gewaltthätige Abſichten bezeugen; ſie werden in den Entſcheidungsgründen unberechtigt mir als bloße Sinnesänderung gedeutet. Durch Charakter und Bildung ein Gegner aller Revolution, bin ich dennoch eine Zeit lang in einer Verbindung geweſen, deren urſprünglich revolutionäre Tendenz mir allerdings nicht unbekannt ſein konnte.“

Es folgt die wahrheitsgetreue Erzählung der Art meines Eintritts in den Jünglingsbund und mein Austritt mit den nöthigen Beweisen.

„Nach Jahresfrist hatte sich in der Krisis, welche der Abschied von der Universität mit sich zu bringen pflegt, nicht meine Ueberzeugung, aber meine Bestrebung umgestaltet. Ich hatte mich ganz dem Dienste der Kirche und der Wissenschaft geweiht. Da begann die Untersuchung über jenen Bund, und nöthigte mich in eine fremd gewordene Sphäre zurück, wenn ich auch erwartete, daß ein jugendliches Unternehmen, bereits von selbst im Verschwinden, Verzeihung erhalten, und dadurch die allgemeine Versöhnung der Gemüther befördert werden würde, deren unsere Zeit so sehr bedarf. Ich selbst meinte, wenn nur mein früherer Austritt erwiesen wäre, dem Strafgesetze gar nicht verfallen zu sein. Dennoch wurde meine Stellung vor dem polizeilichen Verhör sehr schwierig. Um meinen Austritt zu beweisen, mußte ich die erlanger Bundesgenossen nennen, die ihn bezeugen sollten, diese also, wenn sie sich selbst noch nicht bekannt hatten, verrathen. Dieselbe Forderung war zu fürchten in Bezug auf Theilnehmer in diesem Königreiche. In der Criminaluntersuchung wurden mir sofort erlanger Zeugnisse vorgelegt, die mich anschuldigten, aber auch hinsichtlich des Austritts rechtfertigten. Daher sofort mein Geständniß. Aber in diesem war eine Unwahrheit. Das ist das Unglück solcher Verwickelungen, daß sie uns von der offenen geraden Bahn abziehen, und wenn in den freien Verhältnissen des Lebens uns die Selbstachtung abhält, eine Un-

wahrheit zu ſagen, ſo hat ein billiges Herkommen dieſe Rückſicht für den peinlich Befragten beſeitigt. Ich will nicht entſchuldigen, nur erklären. Die Unwahrheit beſtand darin, daß ich, ſtatt mein wahres Verhältniß darzulegen, nach welchem ich, und nicht ich allein, ohne revolutionäre Abſicht in einer revolutionären Verbindung geweſen war, behauptete, von dieſer Tendenz nichts gewußt zu haben. Ich bin zwar durch viele ſchlaue Fragen bedrängt worden, um meine nothwendige Kenntniß der Sache darzuthun, allein da ausweichende Antworten genug zur Hand waren, hat der Unterſuchungsrichter mich weder für überwieſen, noch weniger für verſtockt erklären können. Ich konnte als Beweiſe anführen, zuerſt meine gleich anfängliche Verwerfung der bedenklichen Artikel und meinen Vorbehalt des freien Austritts. Denn da mir Verſtand und Muth doch nicht gänzlich abzuſprechen war, ſo erſchien mein Benehmen unerklärlich, daß ich in einer hochverrätheriſchen Verbindung die Mittel geſcheut hätte, die davon unzertrennlich ſind. Noch weniger ſchien das Verfahren der würzburger Verſammlung zu erklären, daß ſie durch das Ausſcheiden eines nicht vollkommen ſichern Bundesgliedes die Gefahr eines Verraths verdoppelt hätte. Nur die Ueberzeugung dieſer Verſammelten, daß ich der Tendenz des Bundes entgegen ſei, und doch fern von jedem Verrath, erklärt dieſes Verfahren. Der Beweiſe, daß ich in dem revolutionären Bunde nie einen revolutionären Willen gehabt habe, war ich ſicher. Dennoch die Unwahrſcheinlichkeit, daß ich alſo auch dieſe revolutionäre Tendenz des Bundes gar nicht gekannt hätte, hat den Gerichtshof zu

meiner Verurtheilung bewogen. Auch mein wahres, jedenfalls seltsames Verhältniß zu diesem Bunde würde geschäftsmäßigen Richtern, die gewohnt sind, über die gemeine Pfiffigkeit von Verbrechern zu urtheilen, unglaublich vorgekommen sein. Mit ganz anderm Vertrauen kann ich die Einsicht in dieses Verhältniß der Majestät vorlegen, die gewohnt ist, das Leben in seinen großartigen Verhältnissen zu übersehen."

„Wegen meiner Entsetzung wage ich keine Bitte. Mein kleines Amt war durch Gelegenheit und Reiz, die es meinem Studium gab, durch die heitere, unabhängige Stellung, die es mir in der Gesellschaft gewährte, und durch die Aussicht, auf jede andere deutsche Universität berufen zu werden, mir von hohem Werth. Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß, wenn Rücksichten, die ich ehren muß, nicht gestatten, die Gnade im vollen Maße über mich walten zu lassen, auch jede Milderung in meine Bitte eingeschlossen sei. Möchte Ew. Majestät vor allem den Zusatz «mit angemessener Beschäftigung» von uns nehmen. Nicht die Sache ist's, welche mich drückt, denn ich habe gleich vorausgesetzt, daß die bekannte Billigkeit der Regierung nicht einem Gelehrten angemessen finden werde, was etwa einem Schreiber, sondern der Begriff. Diese angemessene Beschäftigung verletzt nach dem Brauche des Landes die bürgerliche Ehre. In den neuern Gesetzgebungen ist dafür gesorgt, daß der Richter nicht die bürgerliche Ehre verletze, wenn nicht das Gewissen des Schuldigen die Verletzung der sittlichen Ehrbarkeit schon ausgesprochen hat, und ebendeshalb die öffentliche Mei-

nung bereit iſt, den Spruch des Richters zu vollziehen. Der Verſuch einer Revolution, wenn er von einer Verzweiflung der Privatverhältniſſe oder vom Ehrgeize ausgehend, alſo aus Selbſtſucht das Gemeinweſen zu verwirren trachtet, mag innerlich ehrlos machen, auch wenn er glücklich wäre. Von dem iſt bei mir, geſetzt, ich ſei ſo ſchuldig, als der Gerichtshof mich erklärt, keine Spur. Meine Privatverhältniſſe waren nicht glänzend, aber erfreulich und hoffnungsvoll. Aus freier Neigung hatte ich einen Stand erwählt, in welchem ich, wenn meine Wünſche dahingingen, zu den höchſten Würden deſſelben bei gegenwärtiger Lage der Dinge emporſteigen konnte. Eine Umkehrung der öffentlichen Verhältniſſe konnte mir zu gar nichts helfen, auch der Uebelwollendſte muß zugeſtehen, daß nur die Liebe zu etwas Allgemeinem, über perſönliche Wünſche Erhabenem, mich verführt haben kann. Schwärmer wird die Welt uns nennen, wahrſcheinlich an unſerm Verſtande, an unſerm redlichen Willen wird niemand zweifeln. Daher iſt hart, durch einen richterlichen Spruch unſere Ehre zu kränken, die wir ſelbſt nicht gekränkt haben, und die Ehre iſt eine ſo zarte Sache, daß dieſe Verletzung, wenn nicht alsbald vom Quell aller äußern Ehre, von der Majeſtät hinweggenommen, als ein finſterer Schatten auf unſerm Leben liegen würde, und dieſer langſame bürgerliche Tod würde wenig milder ſein, als wenn ein blutiger Spruch uns raſch in ein anderes Land geſchickt hätte, in welchem wir ein wahrhafteres Verhältniß des Innern und Aeußern erwarten durften. Eine ganze Nation würde dann wenigſtens Thränen und Achtung für ihre

Jünglinge gehabt haben, und die Geſchichte würde unſern Irrthum beklagen.“

An meine Schweſtern ſchrieb ich, ſobald ich's durch ſichere Hand konnte, zu Handen der geängſteten Mutter: „Eine Revolution hab' ich nie gewollt, ſo wenig als die meiſten meiner Gefährten, aber dazu beitragen, daß nach drei Jahrhunderten des Verfalls die politiſche Größe Deutſchlands ſich erneue durch Ausbildung eines großen Nationalgeiſtes. Dergleichen Dinge werden nicht in einem Menſchenalter vollbracht. Einige Unvorſichtigkeit, dann wahrſcheinlich Verrätherei hat dieſes Zwiſchenſpiel herbeigeführt. Ich machte mich von der Form los, die dieſes Ende fürchten ließ, aber durch eine Reihe von Verwickelungen war nicht möglich, mich dem allgemeinen Falle zu entziehen ohne Verrath, den wollte ich nicht. Was mir geſchehen, geht aus meiner Zeit und aus meinem Charakter mit ſolcher Nothwendigkeit hervor, daß ich darüber mich ſo wenig betrüben kann, als daß im Herbſte die Blätter fallen, wenn man's auch zuweilen mit Wehmuth anſieht. Aber es iſt nicht der Mühe werth, viel Aufhebens davon zu machen.“

Die ſeit acht Monaten verſchloſſenen Pforten hatten ſich uns am 30. Mai aufgethan, und dieſe Freiheit innerhalb einer kleinen Bergfeſte, die nur einen von Gebäuden umſchloſſenen Hofraum hat, und jenſeit der Gebäude von einem Wall umgeben iſt, mit der Ausſicht weit ins Land hinaus, nach der langen Entbehrung ſchmeckte ſie faſt wie volle Freiheit. Die Ketten, an denen wir noch hingen, wurden von jetzt an mit Roſen umwunden. Es war ein

frohes herziges Grüßen der alten Genoſſen untereinander mit all der Erzählung überſtandener Leiden und verſuchter Liſten. Ich war den meiſten perſönlich fremd, aber ein gemeinſames Geſchick hatte mich zu einem der Ihren gemacht, auch war nicht unbekannt geblieben, daß der Fremde, Ausgetretene ſich doch jeder Untreue ſtandhaft verweigert hatte; ich wiederum lernte unter ihnen kernhafte, reichbegabte Individualitäten des ſchwäbiſchen Volksſtammes kennen und werthhalten. Anfangs lebten wir ein wenig wie Studenten, die eben auf die Univerſität gekommen wären.

Am nächſten Sonntag gingen wir alle zur Kirche, nach der ich mich, die Orgel aus der Ferne hörend, doch manchmal recht geſehnt hatte. Bei dem Liede: „Befiehl du deine Wege“ ſind mir die Augen naß geworden; über der Predigt wurden ſie wieder trocken. Ich habe nachmals den jungen Pfarrer ermahnt, doch nicht ſo viel Teufel und Beſtien aller Art in ſeinen Predigten anzubringen; er hielt das aber wegen der Züchtlinge, die auch zur Gemeinde gehörten, für nothwendig.

Noch war das Feſtungsthor allen Nichteingebürgerten geſchloſſen. Da geſchah's, daß auf die Kunde der Kerkeröffnung die junge Frau des Pfarrers Pezold kam, und ſie beide nur über den Feſtungsgraben hinüber einander ſehen und grüßen konnten, was gar rührend anzuſehen war. Am nächſten Tage fand der gutmüthige Feſtungscommandant die Auskunft, daß er, da dies nicht verboten war, Gefangene, wenn ihre Angehörigen kamen, zu ihnen vor

das Thor hinausließ. Die Erlaubniß des freien Verkehrs ließ doch nicht lange auf sich warten, und der Hohenasperg wurde während dieses Sommers ein beliebter Wallfahrtsort.

Der selbstherrschende König hatte keinen Zorn auf uns; er hat sich nachmals gegen Kolb, als der die Macht der „Allgemeinen Zeitung" in seiner Hand trug, persönlich entschuldigt, daß er nur fremdem Drängen nachgeben mußte. Einige unserer Genossen rühmten das Verdienst ihrer Aussagen, die Meinung des Bundes sei gewesen, daß Se. Majestät deutscher Kaiser werde. Meine Ansicht bei aller Sehnsucht nach Kaiser und Reich war jetzt doch schon nach Preußen hingewandt, wie Paul Pfizer, dem ich nah befreundet war, noch einsam in Schwaben diese Nothwendigkeit bereits verkündete. An officiellen übeln Nachreden über uns, besonders zur Abschreckung vor der Burschenschaft, hat es nicht gefehlt. Ich habe als Curiosität ein Blatt der „Königlich privilegirten Stuttgarter Zeitung" vom 13. November 1824 aufbewahrt, darin es heißt: „Unter jene Kategorie verführter und durch Irrlehren exaltirter, immer in größere Verirrungen und Vergehungen gerathener Jünglinge gehören, soviel den Burschentag zu Streitberg betrifft, die beiden Schreiber Sprewitz und Eisenmann, und die Deputirten von Bonge, Hildebrand, Fischer, Hase u. s. w., welche sammt und sonders als geständliche und überführte Mitglieder des geheimen, hochverrätherischen Bundes im Criminalgefängnisse den richterlichen Spruch erwarten, und anerkannt haben, hauptsächlich durch die Burschenschaft zu einem so schweren

Verbrechen verleitet zu ſein, und daher ihre Theilnahme an derſelben reuevoll verwünſchen.“

Dieſes nur ein Nachklang der „Amtlichen Belehrung über den Geiſt und das Weſen der Burſchenſchaft“, welche mit dem preußiſchen Wappen als „auf ausdrücklichen hohen Befehl den 1. October 1824“, doch namen- und ortlos erſchienen, vor der Burſchenſchaft warnt, als welche von laſterhaften nichtswürdigen Verbrechern, unter denen auch mein Name prangte, angezettelt, und als blindes, willenloſes Werkzeug zu empörenden Zwecken gebraucht werde, alle Anhänglichkeit an Fürſt, Vaterland, Verfaſſung auszurotten, und die ſchwärzeſten Laſter, ſelbſt Meuchelmord zu empfehlen, wie dieſes alles actenmäßig feſtſtehe. Daher die akademiſche Jugend den ernſten Willen der Regierung, eine Geſellſchaft, die ſo laſterhafte Grundſätze hegt, auszurotten, in tiefſter Dankbarkeit zu verehren habe. Mit dem erbaulichen, ſchön ſtiliſirten Schluſſe: „Unfehlbar, dies iſt mit Beſtimmtheit vorauszuſetzen, wird durch die gegenwärtigen Mittheilungen belehrt, jeder, dem ſeine innere Ruhe, ſein jetziges und künftiges Geſchick, ſeine eigene Ehre und das Glück ſeiner Angehörigen am Herzen liegt, der ſich des Anſpruchs auf treue und geſetzmäßige Geſinnungen, auf Gehorſam gegen das Geſetz und auf Anhänglichkeit an König und Vaterland und auf die nur darauf gegründete öffentliche Achtung werth machen will, von jetzt an nicht nur der Burſchenſchaft gänzlich entſagen, ſondern auch alles vermeiden, was ihn in den Verdacht bringen könnte, noch in einem nahen oder fernen

Zuſammenhange mit ihr zu ſtehen, oder ihren Grundſätzen noch anzuhängen."

Wenigſtens in Würtemberg fand das nicht viel Glauben. Das Landvolk nannte uns zwar die Gogs auf dem Aſchperg, als ſeien die Zeiten des Gog und Magog ſchon gekommen, aber vielfach erhielten wir Zeichen der Theilnahme und Achtung, wenn die auch zunächſt den Perſönlichkeiten der Verurtheilten galten, die werthgehalten waren in ihren Kreiſen, meiſt auch angeſehenen Familien des Landes angehörten. Mir, dem das abging, kamen anhängliche Zuhörer und das „Teſtament des Alten Pfarrers" zugute.

Unter unſern Gäſten war uns vornehmlich werth der Procurator D. Schott, auf dem Landtage ſeit Jahren der Führer von Sr. Majeſtät getreueſter Oppoſition, ein Mann des Geſetzes, der den Bund nichts weniger als billigte, auch einigen Anſtoß nahm an dem begonnenen luſtigen Leben, da uns vielmehr hinſichtlich deſſen, was wir gethan und was wir erlitten, ein wehmüthiger Ernſt wohl anſtehen würde: aber er hielt auf die Perſönlichkeiten, mit ihm kam Frau Schott, die echte ſchwäbiſche Hausfrau, und ihre älteſte Tochter, Liddi, das liebliche Schwabenkind, nachmals mit Römer, dem Kammerpräſidenten und Miniſter, vermählt. Ich weiß nicht mehr auf Anlaß welcher Neckerei es geſchah, daß ſie mir jeden Sonnabend eine delicate runde Magenwurſt ſchickten, ganz in Blumen verſteckt, welche die „Venus in Roſen" genannt wurde und ſich auch andern Freunden hold erzeigte.

Digitized by Google

Nicht selten kamen Schwestern und Bräute. Die Gemüthlichkeit des schwäbischen Volkscharakters habe ich erst damals recht empfunden. Kolb war auf ähnliche Weise wie ich aus dem noch unausgesprochenen Glück einer tiefen Neigung hinweggerissen worden. Er hatte darüber, als die Festung noch ganz verschlossen war, an Frau Schott schmerzlich geschrieben als von etwas ihm auf immer Verlorenen. Die hatte den Brief der jungen Dame gezeigt, welche sogleich erklärte, unter diesen Umständen gebühre ihr der erste Schritt, was auch komme, sie werde Kolb ewig treu sein, und wir empfingen seinerzeit mit großen Ehren „die Braut des Hochverräthers". Ich muß freilich hinzufügen, bei aller Verherrlichung des schwäbischen Mädchencharakters, daß diese schöne Dame während der langen Gefangenschaft unsers Kolb sich's doch anders überlegt und einen andern geheirathet hat.

Meine und meines Rhyno Freundschaft zum Riekele, die für eine nicht schöne Fornarina nicht ohne Grazie und voll Güte war, blieb unverändert, obwol ich die ihre zu theilen hatte mit einem dicken Oberlieutenant und mit einer dritten Person, von der mir nur noch in Erinnerung ist, daß wir ihn scherzhaft den Volksfreund nannten. Sie sagte einmal: „I han drei Liebhaber, der Eine will nimmer heirathen, der Zweite spricht, er sei ein Weiberfeind, und der Dritte treibt gar nur Possen." Ich hatte die Ehre dieser Dritte zu sein, habe manchen Schoppen kühlen Neckarweins im Bäckerhause getrunken, und das süßklingende „Hascht mi li—eb?" nur als Probe echt schwäbischen Klanges aus ihrem Munde vernommen. Als ich nach

Jahren die Rundreiſe ſchwäbiſcher Erinnerungen machte, erfuhr ich zu meiner Freude, freilich nur ſo äußerlich hin, daß Riekele doch den wackern Oberlieutenant, der Hauptmann geworden war, bekehrt und geheirathet hatte.

Die Regierung gab, nebſt Wohnung und Bett, jetzt täglich für jeden von uns 18 Kreuzer, für welche das gemeinſame kräftige Mittagseſſen beſtritten wurde. Unter den Liberalen im Lande kam die hübſche Mode auf, uns Fäſſer Wein zu ſchicken, wir hatten mitunter einen guten Vorrath im Keller. Während des Winters war in der Nähe des Bäckerhauſes ein Stück der Kaſematten unter dem Wall eingeſtürzt, wodurch ſich eine weite Grotte gebildet hatte, die Räuberhöhle genannt. Hier, wo der Bäcker ſeine Mehlſäcke ſtehen hatte, bei dem heißen Sommer ſaßen wir gern nachmittags in der Kühle, dann wurde ein Faß heraufgeholt, waren beſonders werthe Gäſte da, mit einem Eichenkranz umwunden, und munter gezecht. Hier hat auch Rödinger, der in Jena ſtudirt und ein gutes Heft von Luden's „Geſchichte der franzöſiſchen Revolution" mitgebracht hatte, von einem Mehlſacke aus dieſe Geſchichte einem aufmerkſamen Auditorium vorgetragen. Die jüngern Offiziere der Garniſon ſchloſſen ſich an, mit den ältern ſtanden wir doch in gutem Vernehmen. Abends, wo um 10 Uhr jedes Licht in der Feſtung gelöſcht werden mußte, wenn wir noch plaudernd und zechend beiſammenſaßen, kam uns die Stunde mitunter unbequem, und da nur die Uhr über dem Thor die Zeit auf dem Hohenasperg repräſentirte, hat ſich zuweilen einer hinaufgeſchlichen und den Zeiger ein wenig zurückgeſtellt, worüber

ſich nur die Schildwachen beklagten, daß die Stunde ſo lange währe.

Auch ein Trauerfeſt haben wir gehalten. Hauf war in den Armen ſeiner Familie geſtorben. Gegen Abend ſchloſſen wir in der Mitte des Feſtungshofs einen Kreis, in der Ferne ſtand das Militär und die andern Bewohner der Feſtung, wir ſangen ein dazu gedichtetes Lied, deſſen Anfang mir nur geblieben iſt:

Hinunter iſt der Sonnenſchein
Von deinem jungen Leben!

Dann hielt Kolb die Trauerrede über dieſes junge, in ſo düſterm Gewölk untergegangene und doch innerlich ſchöne Leben.

Gegen andere Feſtungsgenoſſen bildeten wir eine Ariſtokratie, gänzlich ausſchließend gegen einige Beamte, die hier waren wegen Veruntreuung. Ein ältlicher Herr, der, als Katholik nur von Tiſch und Bett ſeit Jahren geſchieden, wegen Ehebruchs zu vier Monaten Feſtungshaft verurtheilt war, wurde nothdürftig zugelaſſen, und der wilde Tafel berechnete ihm, wie viel Ehebrüche man begehen könne ſtatt eines Hochverraths, denn dieſer ernſte und furchtbare Name war damals auf Hohenasperg allerdings zum Geſpötte geworden. Uebrigens hatte man Gelegenheit, gegen die Namen von Verbrechen mild zu werden. Wir erhielten je vier einen Diener aus den Sträflingen des Zuchthauſes. Da habe ich nacheinander einen Deſerteur, einen Räuber und einen Todtſchläger zu meinen Dienſten gehabt. Der Deſerteur war aus Heimweh durch-

gegangen, der Räuber wollte wenigſtens nur eine franzöſiſche Kriegskaſſe weggenommen haben, der Todtſchläger war nachts von ſeinem Mädchen kommend von einem Nebenbuhler angefallen worden, freilich nur mit dem Stocke, gegen den er ſein Taſchenmeſſer zu tief gebraucht hatte; alle drei ſchienen gutmüthige Menſchen zu ſein. Auch machte ich die Bekanntſchaft eines alten Mannes mit langem weißen Barte, der als Volontär im Zuchthauſe lebte. Er war als Separatiſt unter dem vorigen Könige, dem Dicken, dahingebracht worden, und nach des Königs Tode freigelaſſen, war er hier geblieben, da er niemand mehr draußen in der Welt habe. Er ſprach meiſt in Bibelſprüchen. Er hat mir erzählt, wie er anfangs gezwungen werden ſollte dem antichriſtlichen Gottesdienſte beizuwohnen. In die Kirche habe man ihn getragen. Das hab' er ertragen müſſen, als aber der Pfarrer auf der Kanzel anhob, rief er: „Schweig du ſtummer Hund!" Da ſei er zwar geſchlagen, doch fortan mit ſolcher ſataniſchen Zumuthung verſchont worden. Er erwartete, was ſo viele damals in Würtemberg nach des alten, frommen Bengel Berechnung erwarteten, daß im Jahre 1836 unſer Herr Chriſtus in ſichtbarer Herrlichkeit wiederkommen und in ſeinem tauſendjährigen Reiche ihm tauſendfachen Lohn ſpenden werde.

Jener wilde Tafel, der einer der erſten Rechtsanwalte von Würtemberg geworden iſt, führte ſehr bezeichnend ſeinen Beinamen zur Unterſcheidung ſeiner drei Brüder, die nicht minder bezeichnend unterſchieden wurden als der wüſchte, der ſchöne und der fromme Tafel, letzterer der

Swedenborgianer, Bibliothekar der Universität Tübingen. Am übelsten befand sich damals unser Untersuchungsrichter, der wegen allerlei Nebenuntersuchungen noch einige Zeit auf der Festung verweilen mußte. Die Offiziere wollten nichts von ihm wissen und die Unsern verfolgten ihn mit allerlei losen Reden. Tafel sagte einmal im Wirthshause zu ihm sehr freundlich: „Nun, Herr von Prieser, Sie haben uns ans Messer geliefert, Sie werden dafür gewiß eine rechte Carrière machen.“ Er selbst hat mir geklagt, da ich ihn doch immer höflich behandelte, er könne gar nicht mehr an einen öffentlichen Ort kommen, so übel werde ihm mitgespielt. Dagegen wußte ich auch keinen Trost, doch hat er wirklich die Carrière gemacht, und ist in dem langen Jahrzehnte der Reaction Justizminister gewesen.

Rödinger, an dem sich bereits der bedeutende Rechtsanwalt spürte, wurde der Rathgeber des Festungscommandanten in einem wichtigen Civilprocesse desselben. Mir trug derselbe an, die Erziehung seines zehnjährigen Sohnes zu übernehmen. Ich erschrak ein wenig, daß ich nun doch noch Hofmeister werden sollte, indeß war solches Vertrauen nicht wohl abzulehnen, und ich hoffte, wenn's sein müßte, auch den Verstand dazu und die Liebe zu dem netten Bürschchen zu gewinnen; nur rieth ich, da ich die Gnade des Königs anzurufen gedenke, den Erfolg erst abzuwarten, womit sich der Commandant denn auch zufrieden gab. Sein Verlangen war wol dadurch veranlaßt, daß noch während der Untersuchung der Kriegsminister, General von Hügel, ein Zeugniß von mir verlangte über einen wunderlichen Gesellen, der zum Lehrer seiner Kinder

empfohlen und, nicht ohne einiges Bedenken angenommen, ſich auf mich berufen hatte. Der General hat bei einer Inſpicirung der Feſtung ſich lange mit mir unterhalten, und ich erfreute mich an dem ſtattlichen ſelbſtbewußten Manne, dem man die Erfahrung eines langen geſchichtlichen Lebens anhörte wie anſah. Nach dieſer Beſprechung hat er am nächſten Tage mir ſeine beiden Söhne, liebe Jungen, ſammt dem Hofmeiſter geſandt, ich habe ſie geprüft in Deutſch und Latein, Geſchichte und Religion, und über dieſes mein einziges pädagogiſches Unternehmen einen ausführlichen Bericht abgeſtattet. Mit dem Feſtungscommandanten und ſeiner Familie bildete ſich infolge jenes Antrags ein freundliches Verhältniß. Er machte ſein Herrenrecht nur geltend, wenn er nöthigend noch ein Glas Wein zu trinken etwa ſagte: „Etwas muß ich doch als Commandant zu befehlen haben.“ Zuweilen ſaßen wir in der Laube ſeines Gartens im Feſtungsgraben mit ſeiner Tochter Sophie, der Wunderblume des Hohenasperg, die auch unter unſerm Schickſal gelitten hatte, denn während des Winters war eine Zeit lang der Verſchluß der Feſtung ſo ſtreng geweſen, daß ſelbſt ihr Verlobter, ein Offizier der ludwigsburger Garniſon, nicht eingelaſſen wurde.

Während der einſamen Haft hatte ich große Sehnſucht ein Büchle zu ſchreiben, „Morgenträume eines Gefangenen“, die minder traurig als Silvio Pellico's Gefängniß-Elegien, auch nicht aus ſo troſtloſer Lage, einen befreundeten Gegenſatz zu Schleiermacher's „Monologen“ bezeichnet haben würden. Als ich endlich die liebe

Feder wieder frei in der Hand hatte, da konnte ich jene Stimmung nicht wieder finden, und ſchrieb vielmehr in einem Zuge „Die Proſelyten“. Zu Grunde liegt die Volksſage, daß zwei Brüder, ich nahm an aus gemiſchter Ehe, der eine katholiſch, der andere proteſtantiſch erzogen, ſich gegenſeitig zu bekehren ſuchen, und beiden gelingt das ſo gut, daß der Katholik proteſtantiſch, der Proteſtant katholiſch wird. Das erſcheint in ſeiner Aeußerlichkeit als ein Scherz und ein Spott auf das Proſelytenweſen, doch liegt nach der Art deutſcher Volksſage in der Tiefe ſchon jener Ernſt und Schmerz, deſſen tragiſche Bedeutung ich zur Anſchauung bringen wollte. Die Briefe beider Brüder aneinander enthalten enthuſiaſtiſche Schilderungen hier des Katholicismus, dort des Proteſtantismus, und in jenen hatte ich mich wenigſtens ſo hineingedichtet, daß ein katholiſches Journal einen beſondern Abdruck der katholiſchen Briefe als eine glänzende Apologie der katholiſchen Kirche veranſtaltete. Manches Unnöthige, das mich aus dem Stilleben und der Lektüre des Kerkers noch lebhaft beſchäftigte, iſt eingemiſcht. Der Buchhändler Frankh zahlte mir als Honorar dafür ſofort 100 Gulden, die ich gerade brauchte, doch ſind die „Proſelyten“ erſt 1827 erſchienen*), aber namenlos, um wirklich unbeſtimmt zu laſſen, aus welcher Kirche ſie ſtammten; und da bald nachher ein Buch deſſelben Titels vom Generalſuperintendenten Bretſchneider, einem damals ſehr populären Autor und von voller proteſtantiſcher Parteilichkeit getragen, Aufſehen

*) Zweite Auflage, Leipzig 1830.

machte, ſind meine „Proſelyten“ wol früh vergeſſen worden. Sie enthalten doch ſchon die Grundlage meiner „Polemik“, und ſind in heiterſter, faſt übermüthiger Stimmung geſchrieben.

In dieſen Tagen ging ich einmal gegen Abend durch den dunkeln Gang des Hauſes, in welchem ich jetzt wohnte, und bedachte bei mir ſpielend mit den Gedanken, iſt's doch wie nach der Sintflut: die Waſſer verlaufen allmählich, die ausgeſandte Taube kehrt heim mit dem Oelblatte, da fehlt nur noch der Regenbogen. Indem trat ich auf den Wall heraus, und ſiehe, weithin iſt ein Regenbogen ausgeſpannt! Ich wußte freilich, wie ein Regenbogen entſteht, und daß der nicht meinethalb daſtand, doch hab' ich in froher Ueberraſchung die Arme nach ihm ausgebreitet als ein Pfand des Friedens und der Hoffnung.

Ich hatte damals als Stubengenoſſen Franz Gräter, einen genialen Mediciner, aber wie kein anderer unter uns ſchon vor dieſer Verhaftung aus der bürgerlichen Bahn herausgeworfen und verwildert, er hatte auch ein Stück wirkliche Revolution in Piemont mitgemacht. Im Bett hielt er nicht ſelten Anreden, bewegliche Ermahnungen an ſich, mitunter auch an den lieben Gott, voll des keckſten Humors. Doch wünſchte ich ein Heimweſen für mich allein. Auf dem Wall, auf dem Vorſprung einer Baſtion ſtand ein Gartenhäuschen, das ich durch eine glückliche Unterhandlung um ein weniges miethete. Die einander gegenüberſtehenden Fenſter hatten eine gleich reizende Ausſicht, ſodaß, wenn ich am Tiſche ſaß, und über das Buch weg in die Ausſicht vor mir die Augen eintauchte, ich zu-

gleich im Spiegel das weite Land bis zur Rauhen Alb hinter mir ſah. Hier mich ſeßhaft zu machen war große Freude, und ich ſagte: „Lieber Gott, ſolange du mich geſund und ohne angemeſſene Beſchäftigung in dieſem Häuschen erhältſt, ſei's kurz oder lang, ſollſt du nur ein freundliches Geſicht an mir ſehen.“

Nach raſcher Vollendung der „Proſelyten“ hatte ich mich auf die Dogmatik geworfen, auch die nöthigſten Bücher aus Stuttgart dazu erhalten. Wieder möglichſt mit der Sonne aufſtehend habe ich da insgemein bis zum Mittag mit Ernſt und Luſt gearbeitet. Ich hatte ſeine Art bedenkend an Oſiander geſchrieben, ob er vielleicht jetzt, da wenig Hoffnung ſei, darüber Vorleſungen zu halten, bedenklich geworden, dieſes dogmatiſche Lehrbuch zu verlegen? Er hat dies bejaht, und die Metzler'ſche Buchhandlung übernahm ſogleich den Verlag, ich verſtand mich damals noch nicht auf Honorar, den Bogen für 11 Gulden, und ſo für jede künftige Auflage. Als ſich eine andere Anſicht dieſer Dinge gebildet hatte, habe ich die zweite Auflage, um frei über ſie zu verfügen, mit einer größern Summe loskaufen müſſen, als ich für die erſte erhalten hatte; und doch war auch das eine Gefälligkeit des durchaus ehrenwerthen Verlegers. Daß ich nicht gleichzeitig das „Leben Jeſu“ herausgeben konnte, war mir doch klar geworden, auch ſtiegen mir Bedenken auf gegen die Reiſe dieſer Arbeit, daher bat ich den alten Freiherrn Cotta, mich von dem desfalligen Vertrage zu entbinden, und er war natürlich dazu ebenſo bereit, als er mir vorher denſelben bewilligt hatte.

Ich saß am Morgen des 8. August recht traulich vor meiner Dogmatik, als der Platzadjutant rasch mit dem Worte eintrat: „Sie sind frei!“ Der süße Name der Freiheit zuckte mir durchs Herz. Das war die Antwort des Königs. Doch, wol von seinen Ministern etwas bitter verclausulirt: ich solle das Königreich verlassen, Stuttgart und Tübingen nicht berühren, mich nach meiner Heimat verfügen. Mit mir wurde damals nur Bardili frei, der Sohn des Philosophen, ein unter trockenem Aussehen gedanken- und poesievoller Mensch, er im Zorn über das Vaterland, um sofort nach Amerika auszuwandern.

Ich war doch schon zu eingewachsen in Schwaben, als daß dieser erzwungene Abschied mir nicht nahe gegangen wäre. Indeß die Freiheit ist ein unendliches Gut. Der Commandant war einverstanden, daß vorläufig der Hohenasperg noch meine heimische Stätte bleibe, während ich mein Haus bestellen und Abschied nehmen wolle in der Nähe von Stuttgart und Tübingen. Am nächsten Morgen machte ich mich auf. Als ich durch den Wald kam, die Soune durch das dunkle Grün spielte und die Vögel zwitscherten, schlug mir das Herz doch recht froh im Gefühle der Freiheit. Ich blieb in Cannstadt, wohin die stuttgarter Freunde kamen, gegen Abend auch die Freundinnen. Am nächsten Tage ging's auf Tübingen zu, mein Hauptquartier schlug ich in dem benachbarten Lustenau auf. Da haben alte Zuhörer und Collegen mich besucht, sie hatten mich nicht vergessen. Abends ging ich mit herein, aß in befreundeter Familie, und indem wir's deuteten, daß die Häuser vor dem Thore genau genommen nicht Tübingen

wären, bestellte ich mein Nachtquartier in der alten Wohnung, und als ich gegen Mitternacht zu Hause kam, war mir's als sei die Zwischenzeit nur ein wunderlicher Traum und alles noch beim Alten. Der Kanzler hatte mir sagen lassen, daß er am nächsten Tage mich gern in Niedernau sehen würde, einem Lust- und Badeort oberhalb des Neckar, auch seine Tochter hatte ihren Gruß hinzugethan. So ritt ich dahin. Er machte mir Vorwürfe, daß ich, wohl bekannt, wie gut er's mit mir meinte, ihm nicht gleich anfangs alles aufrichtig gesagt habe, da hätte sich vieles abwenden lassen; doch ließ er auch die Schwierigkeit meiner damaligen Lage gelten. Mit Paulinen scherzte und tanzte ich wieder. Ich habe dann den Wagen begleitet, und als ich an der Neckarbrücke Abschied nahm mit den Worten: „So habe ich zum letztenmal ein akademisches Amt verwaltet, indem ich dem Kanzler vorgeritten bin", war seine freundliche Antwort: „Sie können ja noch mein Nachfolger werden." So hoch gingen meine Gedanken nicht, doch dachte ich: sie haben mich nun von drei Universitäten fortgejagt: sie sollen mich dafür auf drei berufen; was denn auch in nicht gar zu langer Zeit geschehen ist.

Noch hatte ich die nicht gesehen, die ich am liebsten sehen wollte, und geradezu ihren Vater als den obersten Gerichtsbeamten zu besuchen, schien doch bei dem königlichen Verbote von Tübingen ungeziemend. Der nächste letzte Abend war schon versagt. Ich bat also mein Hausfräulein, Lotte von Forstner, Julien zum Kaffee einzuladen. Sie hat das gethan, aber in ihrer Gewissenhaftigkeit nicht ohne

Vater und Mutter in Kenntniß zu ſetzen, von wem der Wunſch ausgehe, und dieſe haben die Bedingung geſtellt, daß auch andere Damen unſerer Freundſchaft dabei wären; alſo das anmuthige Minele und Pauline Autenrieth. Es waren Stunden in ſchöner Erinnerung und zarter Andeutung, das in der Kerkernacht lang Erſehnte zur Wirklichkeit geworden, im munterſten Scherze, und doch auch in der Wehmuth nahen Abſchieds. Die holden Freundinnen hätte ich diesmal miſſen können, doch hatte ich auch kein Recht und nicht den Willen, jetzt als ein Heimatloſer und Verbannter Julien an mich zu reißen. So ſchieden wir mit einem vorjährigen Scherzworte: „Gegeſſen iſt der letzte Biſſen des Gefühls.“ Meine Abſicht war, da wir ſämmtlich miteinander Stammbuchblätter zu wechſeln verſprochen hatten, das meine in verhüllter, und doch ihr ſicher verſtändlicher Liebe ſo zu ſchreiben, daß ſie in das ihre, wär's auch nur das leiſeſte Pfand ihrer Gewährung legen konnte, und legen mußte, wenn ſie's wollte.

Als ich auf den Feſtungsberg zurückkam, ſprach's mich ſo heimlich an, das Losreißen von Schwaben erſchien ſo traurig, daß ich auf den Einfall gerieth, noch bis zum Frühlinge als ein Freiwilliger wie der alte Pietiſt zu bleiben, die Dogmatik hier zu vollenden und in Stuttgart drucken zu laſſen. Stellte ſonach dieſes Geſuch an das Juſtizminiſterium: hier, wo ich einmal die dazu nöthigen Bücher zuſammengebracht habe in friedlicher Abgeſchloſſenheit von der Welt ein begonnenes wiſſenſchaftliches Werk vollenden zu dürfen. Das Miniſterium, das ſich deſſen wol verwundern mochte, antwortete: da es einem wiſſen-

ſchaftlichen Zwecke gelte, wolle es mir nicht entgegen ſein, indeß würde ich dann für dieſe Zeit mich wieder als Staatsgefangenen betrachten müſſen. Das ſchien mir doch ein Verrath an der Freiheit, mir freiwillig das Feſtungsthor wieder verſchließen zu laſſen, durch das ich jetzt täglich ins Freie wanderte, bald um mit einem Buche mich in den Wald zu legen, bald hübſche Gäſte ein Stück Weges begleitend.

Der tübinger Plan misglückte, indem die Stammbuchsblätter früher auf dem Hohenasperg anlangten, als das Meine abgegangen war. Ich ſuchte bei Abſendung deſſelben eine Wiederherſtellung zu bewirken, indem ich dem Minele heuchelte, Juliens Blatt ſei mir durch einen Unfall unleſerlich geworden, ſie möge dieſelbe doch beſtimmen, mir ein anderes zu ſchreiben. Sie konnte das nicht misverſtehen, aber ſie kehrte nur das Trotzköpfchen heraus und ließ mir ſagen, wenn ihr Blatt mir werth geweſen wäre, würde ich's beſſer bewahrt haben. So war auch dieſes unſichtbare Band mir zerriſſen. Ich mußte doch ſpäter mein Geſchick ihr gegenüber für naturgemäß halten. Sie hatte eine ſeltene Leichtigkeit, das Leben wie ein zierliches Spiel zu behandeln. Auch ich mochte gern einen Kranz über den tiefen Ernſt des Lebens hängen und Blumen in ſeine Abgründe werfen. Das hatte uns zuſammengeführt, wir würden, wär' ich unter ruhigen Verhältniſſen in Würtemberg geblieben, ein heiteres, wol auch beglücktes Paar geworden ſein; dem Sturme des Schickſals war unſer leichtgeſchürzter Bund nicht gewachſen. Doch haben ihr noch lange meine Gefühle gehört, und immer wollten ſich

die ſchwäbiſchen Erinnerungen in dieſem lieblichen Bilde zuſammenfaſſen.

Mein Abzug wurde dadurch noch etwas beſchleunigt, daß der Hofmeiſter der Hügel'ſchen Kinder die Erlaubniß erhalten hatte, mit denſelben ſeine Vaterſtadt Nürnberg zu beſuchen, und ſo lud er mich ein, bis dahin heimwärts von Ludwigsburg aus die Fahrt mitzumachen. Der Commandant ſchickte eine Ordonnanz nach Stuttgart, um meinen Paß zu beſchleunigen, und ich erhielt ihn ohne Liquidation der Gerichts- und Atzungskoſten, die von den andern gefordert worden ſind. So hatte ich faſt ein Jahr auf Koſten des Königs gelebt, und habe auch das ihm Dank gewußt.

An meiner Geſinnung hatte ſich in dieſem Jahre nichts gebeſſert, eine Erfahrung über meine ſittliche Kraft hatte ich gemacht, viele Freundlichkeit Gottes und guter Menſchen hatte ich erfahren. Frau Schott und Liddi haben mir zum Abſchied in ſchwäbiſcher Häuslichkeit vier Hemden genäht, und ich habe ſie ſtets in dankbarem Andenken angezogen, bis ſie zerriſſen waren. Dem Burgfräulein Sophie verehrte ich ein feingebundenes Exemplar vom „Teſtament des Alten Pfarrers" als Zeichen des Dankes für die edle Gaſtfreundſchaft ihres Vaters, des Oberſten Freiherrn von Kechler. Es war ſchon gegen Abend am letzten Auguſt, denn ich hatte blos bis Ludwigsburg zu gehen. Zum letztenmal trank ich den kühlen Wein, den das Riekele aus dem Keller geholt hatte, und ſchloß zum erſtenmal das weinende Mädchen in meine Arme. Am Thor ſchied ich von den treuen Genoſſen. Zunächſt

hörte ich ein paar Stimmen hinter mir her ſingen, was Rödinger ein altes Volkslied parodirend mir oft vorgeſungen hatte:

Ich armer Haas wie bin ich blaß!
Ich geh' dem Bauer nicht mehr ins Gras.
Ich hab's bezahlt mit meiner Haut!
Ich komm' den Schwaben nicht wieder ins Kraut.

Dann aber winkten vom Walle ihre Tücher und es ſchallte feierlich herab:

Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild!

Ich ging der Freiheit entgegen, und doch wurden mir die Augen naß.

Siebentes Kapitel.

Der ſächſiſche junge Gelehrte.

September 1825 bis Auguſt 1829.

Im leichten offenen Wagen mit den prächtigen Jungen des würtembergiſchen Kriegsoberſten ging es raſch über die ſchwäbiſchen Hügel nach Nürnberg. Dann weiter zu Fuß bei lieben Stätten und Menſchen einkehrend. Auf der ſächſiſchen Grenze in Plauen empfing mich die Nachricht vom Tode des Vater Dienemann, und noch einmal kam ich mir verwaiſt vor. Es iſt nicht eben leicht heimzukehren, ſtatt mit wohlerworbenen Gütern, beſtraft als wegen eines Verbrechens, entſetzt, landesverwieſen; doch hat mich's niemand empfinden laſſen. Als ich zuerſt meine Schweſter Karoline traf, lachte und weinte ſie. Tante Fritzchen hatte ſich eine neue Haube angeſchafft, um wie ſie ſagte den Doctor würdig zu empfangen. Die Mutter hatte mein Bild, eine kleine Zeichnung, von einem der Genoſſen auf Hohenasperg gemacht und von da ihr geſchickt, mit einem Zweige ihres wohlgepflegten Myrthen-

ſtockes bekränzt. Als ſie ſo lange von mir nichts gehört hatten, denn ich wollte nicht aus dem Elend heraus einen beaufſichtigten Brief ſchreiben und hoffte noch immer auf eine vorläufige Freilaſſung, hatten ſich die Schweſtern an Lotte von Forſtner gewandt, die ſie aus frühern Briefen als meine vertraute Hausgenoſſin kannten. Dieſe hat einigemal tröſtlich geantwortet, insbeſondere ihnen von der Theilnahme erzählt, mit der man in Tübingen mein Geſchick betrachte.

Es war gleich meine Abſicht, in Dresden mein Lager aufzuſchlagen, ungefähr aus demſelben Grunde, aus welchem alles Penſionirte und Emeritirte in Sachſen ſich dahinzieht, um in beſcheidener Lage doch die Gaben einer großen Stadt zu genießen, und das ſchien nach dem einſamen Gefängnißwinter mir ſehr zuträglich; dann auch weil ich hoffen konnte, allmählich im perſönlichen Zuſammentreffen mit den höchſten Behörden meinen wenig verdienten demagogiſchen Ruf weit eher los zu werden, als wenn ich mich ſofort wieder auf eine Univerſität wagte.

Aus der königlichen Bibliothek konnte ich die ältere theologiſche Literatur reichlich nach Hauſe bekommen, die wurde dort nicht viel verlangt. Dieſen Herbſt und Winter habe ich ganz mit, in, auch von der Dogmatik gelebt, denn die ſtuttgarter Verlagshandlung ſtellte mir das Honorar zur Verfügung, und geſtattete den Druck des Buchs in Dresden. Hierdurch verfiel es nach damaligem Geſetze der Cenſur des Oberhofpredigers von Ammon. Er hatte mich wieder wohlwollend empfangen, über die Ausübung ſeiner Cenſur geriethen wir bald in Streit. Man ſetzt

voraus, daß zu dieſer Zeit im proteſtantiſchen Deutſchland der Rationalismus herrſchte: doch im Königreich Sachſen hatte man nie aufgehört, eine wenn auch ſehr gebrechlich gewordene Orthodoxie von oben zu begünſtigen. Ammon war ein geiſtvoller Redner und dem ein vielſeitiges Wiſſen jeden Augenblick zu Gebote ſtand. Er war ſcharfſinnig, um von dem, was er wünſchte, daß es wahr ſei, ſich ſelbſt jederzeit zu überzeugen; ein feſter Charakter war er nicht. Als ich einmal zur Rettung einer von ihm geſtrichenen Stelle mich auf das Recht proteſtantiſcher Wiſſenſchaft und auf ſeine eigenen frühern Schriften berief, kam er auf die Auskunft: „Setzen Sie's in die Noten, die werden von den Excellenzen, welche ſo viel urtheilen und ſo wenig verſtehen, nicht geleſen.“ Da er zu ſeiner Bequemlichkeit nicht die Handſchrift, ſondern erſt die Correcturbogen las, ließ er auch geſchehen oder überſah, daß ich die geſtrichenen Stellen leer ließ, und ſo meinem Buche dieſe Wundmale der Cenſur blieben, die, unerhört in einem rein wiſſenſchaftlichen Werke, nicht geringe Verwunderung erregten. Er ſchrieb unter mein Schlußurtheil über die altkirchliche Verſöhnungslehre: „Dieſe unbibliſche und unſymboliſche Anſicht hat der Herr Verfaſſer ſelbſt zu vertreten. Das imprimatur gilt daher der Freiheit des Ideenaustauſches, nicht der Wahrheit der Gedanken.“ So war er endlich auf das Rechte gekommen, wie ſich das von ſelbſt verſtand. Seine ſpätern Schriften, als die Epiſode einer etwas freiern Zeit in Sachſen angebrochen war, das „Chriſtenthum als Weltreligion“ und das „Leben Jeſu“, von denen Paſtor Stephan ſagte: „Das Chriſtenthum

liegt in Dresden auf dem Paradebette!“ hätten nach seiner damaligen Censur weit größere Censurlücken bekommen als meine arme Dogmatik. Doch ist er durch diese Händel mir nicht entfremdet worden, sondern immer gütig für mich geblieben. Macht und Recht der Censur stand damals so fest in den sächsischen Köpfen, daß selbst der Setzer meiner Dogmatik einmal auf dem Correcturbogen bemerkte: „Diese Stelle wird die Censur wol nicht passiren.“

Ich war schon einige Monate in Dresden, als ich einen Befehl des Polizeipräsidenten erhielt, binnen acht Tagen die Residenz zu verlassen und mich in meine Heimat zu begeben. Man hatte wol jetzt erst mein stilles Dasein bemerkt. Vergebens stellte ich persönlich vor, wie unnöthig hart dieses Verfahren mich treffe, vergebens legte ich nachfolgendes Zeugniß vor, das, bei meinem Abschied aus Würtemberg vom Senat der Universität erbeten, vom Rector und vom Kanzler als Regierungsbevollmächtigten unterzeichnet ist:

„Herr Doctor der Theologie, Carl Hase aus Penig im Königreich Sachsen, welcher vom Herbst 1823 bis dahin 1824 an der hiesigen Universität als Privatdocent Vorlesungen über theologische Lehrfächer gehalten hat, aber entlassen und zwar mit weiterer Strafe verschont in sein Vaterland verwiesen worden ist, weil er laut eines königlichen Rescripts an den Senat theil an der strafbaren burschenschaftlichen politischen Verbindung gehabt hatte, von welcher er übrigens vor ihrer Entdeckung von selbst wieder abgestanden war, hat während dieses Zeitraums in Tübingen keinen Verdacht mehr auf sich geladen, daß

er an politischen Schwärmereien der Universitätsjugend weitern Antheil nehme oder auf irgendeine Art sie unterstütze. Soweit den unterzeichneten Behörden bekannt geworden ist, hat auch die von seiten der Regierung angeordnete Untersuchung gefunden, daß Herr Doctor Hase an jener Verbindung nur Antheil nahm, ehe er nach Tübingen kam. Hier hat derselbe im Gegentheile als Privatdocent achtungswerthe Beweise seiner Lehrtalente gegeben und sich durch angestrengten Fleiß und wissenschaftliches Streben auf das rühmlichste ausgezeichnet. Sein sittliches Betragen war dabei sehr geordnet und geeignet, ihm allgemeine Hochschätzung und das Bedauern zu erwerben, daß jene frühern Verhältnisse, welche seinem Aufenthalte in Tübingen ganz fremd waren, seine Entfernung von seiner Stelle veranlassen mußten. Tübingen den 23. September 1825."

Vor jener Polizei war alles vergeblich. Da wandte ich mich an den Cabinetsminister Grafen Einsiedel. Solch eine Audienz, da man im höchsten Staat unter einer Schar im Vorzimmer zu harren hatte, sah anders aus als in Stuttgart. Als ich endlich in das Cabinet des Ministers gerufen wurde, stellte ich meine Noth vor, erinnerte daran, daß mein Vater und Großvater würdige treue Diener seines erlauchten Hauses gewesen seien, daß vor zwei Jahren mich Schubert Seiner Excellenz inständig empfohlen habe, überreichte auch mein damaliges Noth- und Hülfsbüchlein, des „Alten Pfarrers Testament". Als er frug, was es enthalte, antwortete ich ungeschickt: theologische und philosophische Betrachtungen. Worauf er mich

ermahnte, nie zu vergeſſen, daß die Philoſophie die Magd der Theologie ſein müſſe, auch mich ja nie wieder um Politik zu bekümmern, als wovon ich nichts verſtünde. Ihn hätte ich wol bitten mögen, ſeinerſeits ſich auch um Theologie unbekümmert zu laſſen; indeß hat er mich aus den Krallen der Polizei gerettet, und das habe ich ihm Dank gewußt.

In Dresden hatte ich einige Verwandte und Bekannte vorgefunden. Ueber dieſen Kreis hinauszugreifen, lag in meinem letzten Geſchick und deſſen Vorausſetzung einige Verhinderung. Selbſt Frau Eliſe von der Recke, die mich kennen zu lernen wünſchte, empfing mich nur in abendlicher Stille. Doch führte mich das zu ihrem Freund Tiedge, von dem ſie verſicherte, daß er etwa aus dem Wagen geſetzt in irgendeiner Straße Dresdens verloren ſein würde. Die Frau des Profeſſor Karl Förſter, ſelbſt eine geborene Förſter, mir durch die alte Familienfreundſchaft von Altenburg her verbunden, nannte mich ihren Neffen, bei ihr lernte ich Agnes Tieck kennen, die mir ſo gut gefiel als irgendein romantiſches Buch ihres Vaters, bei dem ſie mich einführte, und ſo war ich inmitten des damaligen literariſchen Kreiſes von Dresden, ſoweit ich mich für denſelben ſchickte. Tieck's Vorleſungen Shakeſpeare'ſcher und ſpaniſcher Dramen erſetzten die gleichmäßig vollendete Darſtellung, wie kein Theater ſie bietet; nur an heißen Sommerabenden in dem verſchloſſenen Zimmer mußte doch manches Menſchenkind mit dem Schlafe bitter ringen.

Neben der Erquickung der Bildergalerie war das Thea-

ter mein Luxus. Ich habe in dieſem begünſtigten Jahre an Dramen und Opern ſo ziemlich alles genoſſen, was zu dieſer Zeit über die deutſche Bühne ging. Entfaltete damals die Schröder-Devrient ihr jugendlich reizendes Spiel, ſo galt doch die Funk als die begünſtigte Primadonna. Sie war mir perſönlich bekannt von der Zeit her, als ſie, die meißener Poſtmeiſterstochter, in die Familie meines Oheims, des Kriegsrath Haſe aufgenommen, ihre Studien machte; jetzt verehrte ich ſie ein wenig aus der Ferne und ſah in ihre großen ſchwermüthigen Augen. Man hatte ſoeben den greiſen Bruder des Königs, den Prinzen Max, deſſen beide Söhne damals noch kinderlos waren, mit einer jungen Italienerin, der Infantin Luiſe von Lucca vermählt, um dem Königsſtamm eine neue Hoffnung zu ſchaffen. Zu den Vermählungsfeierlichkeiten gehörte die Aufführung einer Cantate im alten Opernhauſe. Das lange, öde Gebäude war mit Gardinen und Lichtern zauberhaft ausgeſchmückt. Das zu dem Feſte componirte Libretto enthielt im altmodigen Hofſtil einen Streit der Olympier gegen die Gottloſigkeiten des Amor, die ſich zuguterletzt dadurch in allgemeines Wohlgefallen auflöſen, daß er das hohe Liebespaar am Ufer der Elbe zuſammengeführt hat. Die Funk als Venus ſang eben ein brillantes Duett mit dem Amor. Es waren nur Freikarten ausgegeben, aber ſo viele, daß in den nicht reſervirten Räumen ein arges Gedränge hin und her wogte. Ich ſtand ganz hinten, wo ich die verehrte Venus kaum ſehen und nicht ungeſtört hören konnte. Da war der Wunſch natürlich, ihr nahe zu ſtehen, der wol auch einem

bequemern Platze galt, doch mich wie eine Sehnsucht über=fiel. Selten hat wol der Zufall einen unter dieſen Um=ſtänden phantaſtiſchen Wunſch raſcher erfüllt. Es entſtand ein dumpfer Lärm, ein noch unverſtändliches Geſchrei, daraus der Ruf ertönte: Feuer! Feuer! und die ganze ungeheure Menge ſtürzte in wilder Unordnung nach den Ausgängen. Mir drängte ſich die Erinnerung auf an das unglückliche Feſt des Fürſten Schwarzenberg in Paris, von dem wir damals zwar noch nicht das erſchütternde Bild in Varnhagen's „Denkwürdigkeiten" hatten, aber die jungen Schwarzenberge hatten mir von dieſem Brande erzählt, in welchem ihre Tante umgekommen iſt. Das beflügelte meine Schritte durch den langen Corridor, der zur Haupttreppe führte. Hier ſtürzte alles übereinander. Da ſah ich in einer Ecke des Treppenabſatzes die Funk hingedrängt, halb liegend, bewegungslos, breche mir Bahn zu ihr, umfaſſe ſie, reiße auch das Notenheft an mich, das zu ihren Füßen lag, trage und führe ſie, wie es eben ging, durch die Menge in ein benachbartes Haus, wo ſie, auf ein Bett hingelegt, durch etwas Waſſer bald wieder zu ſich kam. Da ſaßen wir bei einem Unſchlittlichte. „Aber wie iſt's mit dem Feuer?" Man ſah keine Flamme, der Lärm verzog ſich, ich ging alſo aus zu ſpähen. Es war blinder Lärm geweſen, wie es nachmals hieß, ver=anlaßt durch das Wanken des Fußbodens in einer über=füllten Loge, deren Inſaſſen ſich ungeſtüm retten wollten. Schon war alles wieder in Ordnung, die Cantate ſollte weiter gehen, aber man ſuchte und rief nach der Funk. Ich ließ dem Kapellmeiſter ſagen, ſie werde in wenig

Minuten kommen. Das Rosa-Atlaskleid wurde glatt gestrichen und ich führte die holde Venus bis aufs Orchester, wo dann der Platz in ihrer Nähe mir nicht fehlte. Ich hatte ziemliche Lust, in diesem Ereignisse eine Fügung der göttlichen Vorsehung zu meinem Benefiz zu verehren, doch schien mir's ein Misbrauch meines Glücks, mich am nächsten Tage nach dem Befinden der Signora zu erkundigen, so habe ich sie erst nach Wochen in Gesellschaft wieder getroffen, wo sie mir herzlich die Hand reichte, ihren Retter und Ritter mich nennend; und ich habe sie erst lange nachher zum erstenmal besucht in Mailand mit einem goldbeschwerten Brief ihres Vaters, da war sie einem Italiener vermählt und nicht mehr die gefeierte Sängerin, wie sie es erst in ihrer Tochter wieder geworden ist.

Als der Frühling kam, war die Dogmatik im ganzen fertig, während des Drucks fand sich noch mancherlei Verbesserung ein; die Zueignung an Schubert und Winer, beide Professoren in Erlangen, und ihre Zusammenfassung bezeichnend für das Buch, ist erst an meinem Geburtstage geschrieben.

In der Osterzeit war ich wieder daheim, auch in Altenburg, wo Vater Herbst hauste, eben aus dem Zuchthause befreit. Damals bin ich um den treuen Hund gekommen. Ich hatte ihn unbedacht mitlaufen lassen, als ich mit der Eilpost von Dresden abfuhr. Das Nachkommen ward ihm sauer, als zum dritten mal die Pferde gewechselt wurden, und ich ausgestiegen war, ihn zu ermuthigen, sah er mich traurig an, leckte mir die Hand und folgte nicht mehr dem Wagen. Ich meinte, er werde wol nach

Dresden zurücklaufen, wo er um die Mittagsstunde sich regelmäßig im Gasthof einfand. Er war nicht zurückgekommen. Als ich im Herbste wieder in Penig war, erzählten die Schwestern, vor einigen Monaten sei auf einem benachbarten Gutshof ein Hund zugelaufen, völlig abgemagert, und der solle ganz aussehen wie Ryno.

Ich ging also dorthin nach Thierbach, auf dem Hofe fand sich der Hund, genau wie Ryno. Ich rief ihn, er hörte nicht; ich ging an ihn heran, wollte ihn streicheln, er fletschte die Zähne; ich bin traurig hinweggegangen, es ist mir nie klar geworden, ob es mein Ryno war, den überstandenes Elend mir ganz entfremdet habe, oder ein fremder Hund.

Von der strengen Arbeit frei, habe ich nach Ostern einen Gedanken ausgeführt, der noch von der Festung her auf mir lag, und ein Nachklang meines criminalistischen Privatissimum in Tübingen, gegen die Todesstrafe, indem ich vornehmlich gegen den hergebrachten, als göttliches Gebot aus dem Alten Testament geheiligten Wiedervergeltungsgrund den sittlich religiösen Grund, die unbedingte Achtung des Menschenlebens für seine unsterblichen Zwecke, solange es Gott und die Natur bestehen läßt, geltend machte, wie dieser Grund auch in den ersten Jahrhunderten der Kirche gegolten hat; natürlich abgesehen von der Nothwehr des Staats in Zeiten des Kriegs und der Revolution. Der Titel „Vom Justizmord" drückte meine Absicht aufs schärfste aus, die doch nur dahin ging, die Völker und die Fürsten gegen die unchristliche Barbarei

der Todesstrafe, die man einst ansehen werde wie wir jetzt die Folter, zu gewinnen, um ihre gesetzliche Abschaffung ohne Gefahr für das Rechtsbewußtsein des Volks und für die Rechtssicherheit des Landes möglich zu machen. Die kleine Schrift hat damals nicht geringe Theilnahme von Zustimmenden und Gegnern gefunden, bis fast nach einem Menschenalter unter allen Culturvölkern sich mächtigere Stimmen ähnlichen Sinnes erhoben und einzelne Versuche der Verwirklichung gemacht wurden. Der Prinz Friedrich von Sachsen, der einen ähnlichen Abscheu vor gesetzlichem Blutvergießen hatte, lud mich nach Pillnitz zu sich ein. Wir haben einander bestärkt in unserer Anschauung, und wie von dem Gedanken aus, daß doch eigentlich von der Geburt her über uns alle ein Todesurtheil gesprochen sei, die Rede auf die jenseitige Aufhebung desselben, auf die Unsterblichkeit kam, standen wir uns gegenüber als Jünglinge voll idealer Hoffnungen, und der nachmals so schweigsame Herr sprach im schönen Enthusiasmus. Ich bin dann nie wieder in seinen Gesichtskreis gekommen. Er hat als König noch manches Todesurtheil unterschreiben müssen, bis der Hufschlag eines Pferdes das Todesurtheil an dem edeln Fürsten vollzog. In Altenburg weigerte der alte Herzog sich damals, ein Todesurtheil zu unterzeichnen, seine Minister haben doch gewagt, den Generalsuperintendenten zu ihm zu senden, der sein Gewissen von der Religion meines Buchs losmachte.

Eine zweite Schrift auch noch aus Hohenaspergsgedanken hieß: „Vom Streite der Kirche, eine Schrift an

den christlichen Adel deutscher Nation.“*) Ueber die letztere Aneignung einer weltberühmten Adresse bemerkt die Vorrede, daß sie jetzt von niemand anders verstanden werden könne als „vom geistigen Adel der Nation, von dessen Ueberzeugung die berechtigte öffentliche Meinung ausgehe“. Es ist der Genosse zu den „Proselyten“. Wie diese den Katholicismus und Protestantismus darstellten im Leben der einzelnen Gläubigen, so hier im Verhältnisse zum Staat. Gegenüber der Zerspaltung beider Kirchen, die wieder anhob Deutschland zu zerspalten, ist der Standpunkt des Staates ausgeführt, der beiden Kirchen gleich gerecht wird und beide, je nach ihrer Eigenthümlichkeit, innerhalb der dem Heile des Vaterlandes nothwendigen Grenzen frei walten läßt. Zu dieser Ausführung gehörte Namenlosigkeit und die literarische Maske eines Staatsmannes; es hat mich erst kürzlich überrascht zu bemerken, daß die Vorrede unterzeichnet ist, Rom 1826, wohin damals nur meine Sehnsucht zog, wie die Vorrede zur „Polemik“ dort wirklich geschrieben ist 1862.

Ernst Zimmermann hatte mich noch in Tübingen für das „Theologische Literaturblatt“, den Begleiter der damals einzigen Kirchenzeitung, geworben, und ich habe über ein Jahrzehnt lang zahlreiche Recensionen möglichst gewissenhaft geschrieben, damals wegen des Honorars, später aus Anhänglichkeit. Mit dem Muthe, von meiner Feder zu leben, da ich doch auch leben wollte, war ich nicht spröde für Buchhändlerbestellung zu schreiben, wenn ich nur

*) Leipzig 1827.

merkte, daß der Gegenstand mich annuthen könne, und ich habe nie etwas geschrieben, das nicht nach ein paar Tagen oder Nächten des Zusammenlebens mir vorübergehend zur Liebschaft geworden wäre. So hatte ich noch dem Buchhändler Franckh ein Jugendbuch versprochen: „Der Schutzgeist edler Jünglinge, eine Mitgabe beim Abschiede aus dem Vaterhause in die Welt.“ Es enthält vorerst das allgemein Menschliche in hoher Idealität, wie ich mir's dachte und in eigener Jünglingsbrust erlebt hatte, sodann eine Schilderung der mannichfachen Berufskreise für die Wahl eines Jünglings, wo sie nicht durch Neigung oder Verhältnisse unbewußt nothwendig gegeben ist. Ich habe die Handschrift aus Dresden an die Verlagshandlung geschickt, das Honorar richtig erhalten, dann aber die ganze Geschichte vergessen. Als ich nach Jahren die Anzeige desselben Titels las, aber von Karl Loffins, wurde ich aufmerksam, ließ das Buch kommen und fand mich selbst darin, nur mit vielen sinnentstellenden Druckfehlern. Die Brodhagen'sche Verlagshandlung in Stuttgart, die ich darum befrug, entschuldigte sich: nach Ankauf des Franckh'schen Geschäfts habe sie die Handschrift vorgefunden und als namenlos mit dem Namen eines bekannten Jugendschriftstellers versehen.

Auf denselben Anlaß hin schrieb ich diesen Sommer einen „Griechischen Robinson“, die Geschichte des griechischen Freiheitskampfes für die Jugend in zwei Bänden; doch sind dieselben, da vor der Ablieferung die Franckh'sche Buchhandlung in andere Hände kam, bei Reimer in Leipzig erschienen. Der persönliche Träger als erdichteter Held

der Geſchichte war eigentlich mein Robert, den ich damals in Griechenland kämpfend und gefallen glaubte. Die darein redenden Kinder gehörten einer befreundeten dresdener Familie an, mit etwas neckend geſteigerter Individualität. Nur Helena, das kleine Griechenmädchen, iſt ein rein poetiſches, ich meinte auch wahrhaft poetiſch angelegtes Perſönchen, und ich gedachte ſie nach ihrem ſpätern Geſchick zur Heldin eines Romans zu machen, wozu es doch der Ernſt der Theologie nicht hat kommen laſſen. Ich weiß nicht, ob der „Griechiſche Robinſon“ viele kleine Freunde gefunden hat; meine eigenen Kinder haben ihn noch mit Vergnügen geleſen und daraus zuerſt ihren Vater als Autor kennen gelernt.

Ich hatte ein geiſtliches Amt noch immer im Sinne. Als ich einmal den Oberconſiſtorialpräſidenten frug, ob er eine desfallige Meldung genehmigen würde? war ſeine Antwort: „Wenn Sie nur die Dogmatik nicht geſchrieben hätten!“ Da ſagte ich: „Das hätte ich freilich bequemer haben können.“ Doch war das nach ſächſiſcher Weiſe keine entſchiedene Abweiſung. Die Abweichungen von dem, was die Reformation, zumal ihrer ſelbſt vergeſſen in ihrem letzten Glaubensgeſetze feſtgeſetzt hat, konnten mir nicht verborgen ſein und ich hatte ſie am wenigſten verborgen: aber ſo heimiſch fühlte ich mich unter den Segnungen des Chriſtenthums, ſo feſt auf gutem proteſtantiſchen Fundament, in der perſönlichſten Vorliebe für den deutſchen Reformator, daß mir der Gedanke ganz fern lag, wegen jener Abweichungen nicht ein geiſtliches Amt in Treue und Segen verwalten zu können. Ammon hielt

dafür, daß ich unverhindert in Leipzig wieder als Privatdocent auftreten könne; dazu hatte ich jetzt doch auch am meisten Lust, und die alte Heimat erschien als die einzig mögliche Stätte.

Daher ging ich im October 1826 wieder nach Leipzig, mit den beiden Handschriften „Vom Streite der Kirche" und dem „Griechischen Robinson" versehen, die sollten den Winter ernähren. Den habe ich ziemlich einsam verlebt, die alten Bekannten waren meist weggezogen, mit Studenten habe ich überhaupt nicht mehr verkehrt, bis ich wieder als Lehrer in ihrer Mitte stand. Mein Verhältniß zur Burschenschaft, das ich nach seinem idealen Sinne treu im Herzen bewahrt habe, war äußerlich schon in Tübingen ganz zurückgetreten, es hat mich auch in meiner spätern akademischen Stellung nie verhindert, nie gefördert, und einigemal an der Spitze der akademischen Verwaltung hatte ich natürlich immer dieselbe Gerechtigkeit und Theilnahme für die verschiedenen Parteiungen des studentischen Lebens.

Damals war meine Absicht ein Handbuch des deutschen Kirchenrechts zu schreiben, des katholischen wie des protestantischen. Es lag in scharfen Grundzügen vor mir. Ueber den begrifflichen Unterschied von Staat und Kirche hatte ich lange gesonnen, bis mir's klar wurde: der Staat, nämlich ein wahrer naturwüchsiger Staat, ist ein Volk mit festem Grundbesitz in rechtlicher Ordnung, mit dem Zwecke, alles dasjenige zu thun, was dieses Volk nach seiner besondern geschichtlichen Entwickelung als solches zu thun hat. Die Kirche ist die von Christus ausgehende,

nach ihrer Bestimmung die ganze Menschheit umfassende Gemeinschaft des religiösen Lebens. Daher überschreitet sie einestheils alle Völkerscheiden, anderntheils nach ihrer geschichtlichen Verwirklichung in verschiedene Kreise nicht nur gegliedert, sondern auch zerspalten, mögen verschiedene Kirchen und Kapellen innerhalb desselben Staats zu Recht bestehen. Während der antike Staat noch die Staatsreligion als untergeordnetes Mittel in sich trug, sind Staat und Kirche die Formen für die höhere Entwickelung der Menschheit geworden, in ihrem Begriffe und Wesen unabhängig voneinander, in ihrer Wirklichkeit aufs mannichfachste miteinander verflochten. Diese Verwickelung, wie sie sich für Deutschland gebildet hat, war zunächst geschichtlich darzustellen. Zum katholischen Kirchenrechte, für welches gewichtige literarische Werke vorlagen, waren nur auf dem Grunde der verschiedenen Rechtsanschauungen die Grundzüge des der katholischen Kirche zukommenden Rechts nach allen Seiten hin bloßzulegen, für das protestantische Kirchenrecht galt es eine Neubildung, indem die seit der Reformation in den verschiedenen deutschen Landeskirchen gebildeten Rechtsverhältnisse bis auf die Gegenwart in einer Auswahl zusammengestellt, den reichen geschichtlichen Stoff darstellten, an dem nach protestantischen Grundsätzen das Recht der Gegenwart und das Streben der Zukunft zu messen wäre, sodaß, wiefern nach ihrem geschichtlichen Gewordensein die Kirche mehr oder minder unmittelbar von der Staatsgewalt regiert wird, dieses nur durch einen vorauszusetzenden Vertrag rechtlich erklärt werden könne, und in Bezug auf den Landesfürsten mit all den schützenden

Rechtsformen zu umgeben sei, unter denen er den Staat regiert. Ich habe mich diesem Unternehmen mit großer Anstrengung hingegeben, und doch ist keine der Mühe werthe Frucht daraus erwachsen. Dies zunächst infolge des verkehrten Gedankens, das Buch lateinisch zu schreiben. Das hatte mir die Luft von Leipzig angethan.' Auf dem Gymnasium hat Matthiä einmal über meine lateinischen Aufsätze gesagt: „Es sind keine Fehler darin, aber es ist kein römischer, das ist hasischer Stil." Ich bin nachmals zwar zuweilen durchs Ausland gewandert und habe an seinen geistigen Schätzen theilgenommen, aber ich habe nicht die Gabe der Sprachen und habe nie gelernt, irgendeine Sprache außer der meiner Mutter nach ihrem eigenen Genius correct zu sprechen und zu schreiben. In Tübingen konnte ich mit meinem altenburgischen Latein recht wohl ausreichen: von Leipzig, wie es damals war, wußte ich, daß eine Todsünde leichter übersehen wurde als eine Verfehlung im Lateinischen; im Deutschen nahm man's nicht so genau. Um also den Mangel des Talents durch die Uebung zu ersetzen und auch darin ein richtiger Leipziger zu werden, entschloß ich mich, ein großes lateinisches Buch zu schreiben, und schrieb so auch alle Studien dazu. Die Ausarbeitung ging nur langsam vorwärts, und als ich nach der Arbeit fast eines Jahres etwas anderes dazwischenlegen mußte, wenn ich nicht Hungers sterben wollte, wurde mir einleuchtend, daß ein lateinisches Kirchenrecht, noch dazu ohne lateinische Eleganz geschrieben, von wenig Sterblichen gelesen werden dürfte. So blieb es unvollendet, und nur vom ersten Abschnitte, der Geschichte des Kirchen-

rechts, ist eine Abtheilung als Habilitationsschrift in Leipzig, eine zweite als Antrittsprogramm in Jena gedruckt worden.*) Hier habe ich im ersten Wintersemester eine Vorlesung über Kirchenrecht begonnen, und da wär's irgendwie zu Ende gebracht worden. Aber nach einigen Wochen fiel ich in schwere Krankheit, und als ich, zwei Monate lang von meinen Zuhörern treu gepflegt, wieder aufs Katheder steigen konnte, noch schwach und gestützt, da galt es die beiden andern Vorlesungen, Dogmatik und Johannisevangelium, durchzuführen; das Kirchenrecht wurde aufgegeben, und ist, als bald nachher Anderes alle Kraft in Anspruch nahm, als solches nicht wieder aufgenommen worden.

Daß ich aber so lange säumte wieder Docent zu werden, geschah ein wenig durch die Unbehaglichkeit, noch einmal, wie ich meinte unter minder günstigen Umständen, ganz von vorn anzufangen; ein wenig durch die Hoffnung an eine auswärtige Universität berufen zu werden, welche sich an die Aufnahme meiner Dogmatik knüpfte. Sie war mit einiger Verwunderung aufgenommen worden, da sie, zwar durchweg von einem rationalen Princip ausgehend, doch in ihrem philosophischen Ernste, in ihrer gefühlsmäßigen Auffassung der Religion und in ihrer Achtung vor den geschichtlichen Mächten des Christenthums dem herrschenden Rationalismus widersprach, auch sich nicht in eine der hergebrachten Klassen unterbringen ließ. Von-

*) De jure ecclesiastico commentarii historici. Lipsiae, libri I particula I, 1828; particula II, 1832.

den damaligen Häuptern der rationaliſtiſchen Schule wurde ſie daher heftig angegriffen, von Röhr in der „Kritiſchen Prediger-Bibliothek“, von Wegſcheider in der „Halliſchen Literatur-Zeitung“, und Bretſchneider ſchrieb zur dritten Auflage ſeiner „Dogmatik“ einen beſonders ausgegebenen ſtreitbaren Anhang: „Ueber die Grundanſichten der theologiſchen Syſteme von Schleiermacher, Marheineke und Haſe.“*) Aber was mir auch davon gerecht oder ungerecht erſchien, es waren doch achtungsvolle Angriffe, und aus ſo mancherlei Anzeichen ſah ich zu meiner eigenen Verwunderung mich aus der Zahl der Demagogen faſt plötzlich unter die Theologen der proteſtantiſchen Kirche verſetzt.

Als ich im Frühling 1827 dem Kirchenrecht einen Nebenbuhler geben mußte, war es noch ein Fortklingen des lateiniſchen Intereſſes, daß ich die Symboliſchen Bücher der lutheriſchen Kirche, den lateiniſchen Text, neu herauszugeben beſchloß. Der bisherige Text in den gewöhnlich gebrauchten Rechenberg'ſchen Ausgaben war, gleich anfangs nicht rein, allmählich durch Druckfehler immer mehr entſtellt, und in der Ausgabe von Tittmann wenig gebeſſert worden. Ich ging überall auf die erſte amtliche Ausgabe, bei der Augsburgiſchen Confeſſion auch auf die Handſchriften der Reichstagsgeſandten, bei den Schmalkaldiſchen Artikeln auf Luther's eigene Handſchrift zurück; nur vom Kleinen Katechismus war der erſte Druck nicht mehr aufzufinden, den haben die Kinder zerleſen. Ich theilte die

*) Leipzig 1828.

größern Abschnitte in Verse, wie man die Heilige Schrift getheilt hat, um genaue Citate möglich zu machen. Eintheilung und Text ist in den Ausgaben seitdem, wie die neue Lust an diesen alten Glaubensdenkmalen sie veranlaßte, beibehalten worden. Voran eine literarische Einleitung über die einzelnen Bücher.

Ich hatte um diese Zeit den Propst, nachmaligen Bischof Neander, kennen gelernt in einem ländlichen Pfarrhause, aus dem seine Frau, die gemüthlichste thüringische Pfarrerstochter, stammte. Neander stand damals im Vertrauen des Königs an der Spitze der preußischen Kirchenverwaltung mit seiner wohlwollenden imponirenden Klugheit unter schwierigen Verhältnissen. Er veranlaßte mich, ihm meine ganze Dogmatik im Auszuge vorzutragen, und er ist mir seitdem ein treuer Gönner gewesen, allmählich, als ich nichts mehr von Preußen zu wünschen hatte, ein treuer Freund geworden. Es war seine Absicht, mich zur rechten Stunde an eine preußische Universität zu ziehen, und nach seinem Rathe hielt ich nicht für Unrecht, Friedrich Wilhelm III., dem Könige der Union, die „Glaubensdenkmale des Lutherthums" zuzueignen. Das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten ertheilte die amtliche Antwort, „daß des Königs Majestät die Zueignung der Symbolischen Bücher lutherischen Ursprungs allergnädigst anzunehmen geruhen wollen".

Fast gleichzeitig dieser nur gelehrten Unternehmung war ich, was jetzt so naturgemäß vorlag, an die Wiederaufnahme einer alten Liebhaberei gegangen, an jene erlanger theologischen Versuche, die Grundlage meiner Dogmatik,

und es war nur eine anregende Unterhaltung, daraus die „Gnosis oder evangelische Glaubenslehre für die Gebildeten in der Gemeinde" zu machen. Ein Verleger mit stattlichem Honorar war jetzt leicht zu finden, die beiden ersten Bände gehören noch diesem Jahre an, der dritte dem nächsten.

In die theologische Facultät nach Halle war von Berlin Tholuck gesandt worden, der den Rationalisten als der Anfang einer neuen Verfinsterung, den Glaubensgeneigten als der Hort wiederauflebender Orthodoxie erschien. Er war doch keins von beiden, aber bei großem Wissen und Talent, auch der Darstellung, sogar der dramatischen, nur geneigt, an ein stetes Hereingreifen des Uebernatürlichen zu glauben, und die kirchlichen Dogmen sich und andern durch allerlei Wendungen mundrecht zu machen. Er sagte zu mir: „Die Frommen sind doch mehrentheils die Orthodoxen", und er hatte alle Lust, beides zu sein: aber die nachmals gebildete orthodoxe Partei hat ihn bei allen den Heterodoxien seines scharfen Verstandes und geistreichen Wesens doch nur unter sich ertragen, weil sie den vielthätigen, ruhmvollen Mann, der ihr Schüler erzog, die fast nothwendig, freilich nicht im Wissen, aber im Glauben über ihn hinausgingen, nicht gern missen wollte. Wir geriethen bei der Nachbarschaft von Halle und Leipzig um so mehr in manchen Streit miteinander, da er eine etwas unverschämte Weise hatte, über die tiefsten theologischen Probleme aus heiler Haut zu fragen: was glauben Sie davon? und was davon? Doch fühlte ich mich sehr von ihm angezogen, und hatte eine zweifache Freude, als

er kam mir zu ſagen, daß er auf einige Zeit, in Halle vertreten, als preußiſcher Geſandtſchaftsprediger nach Rom gehe und mir anbiete, als eine Art Gehülfe unter Bedingungen, die mir das möglich machen ſollten, mitzugehen. Das war ja längſt meine Sehnſucht geweſen, nach Rom! Nur die beſtimmten Bedingungen ſollten noch beſprochen werden. In der Freude meines Herzens mochte ich davon erzählt haben. Eines Morgens pochte der Ephoralbote bei mir an: ich möchte zum Herrn Domherrn Tzſchirner kommen. Der ſagte: „Ich habe gehört, Sie wollen mit Tholuck nach Rom gehen. Das paßt jetzt nicht für Sie, da kommen Sie ganz aus Ihrer Bahn heraus. Erſt müſſen Sie hier Docent und Profeſſor werden, dann können Sie gehen, wohin Sie wollen und auf eigene Hand.“ Ich ehrte Tzſchirner ſehr hoch, als Profeſſor, obwol ich beklagte, ihn als ſolchen nicht viel benutzt zu haben; als Prediger, und da hatte ich auch als Student immer zu ſeiner Gemeinde gehört; vor allem als Vorkämpfer des Proteſtantismus, der ſich mir perſönlich in ihm darſtellte: aber es ward mir doch recht ſchwer, den ſchon erfüllungsnahen Wunſch zu opfern und ihm die Hand darauf zu geben, vorerſt wieder theologiſcher Docent zu werden. Er hat beim Mittagseſſen zu ſeiner Frau geſagt: „Heute Morgen habe ich ein gutes Werk gethan, aber an einem recht harten Kopfe.“ Seitdem habe ich Tzſchirner nahe geſtanden, und war er einmal recht zufrieden mit mir, auch ſonſt guten Muthes, ſo nannte er mich in väterlicher Traulichkeit „Schätzchen“! Aber die Krankheit, welche ihn uns entreißen ſollte, zog drohend ſchon

heran, bald mußte er ſich in verſchloſſener Sänfte zur Kirche tragen laſſen; doch auf der Kanzel lebte noch ſeine feſtliche Beredſamkeit, welche die Ideale des Chriſtenthums mit aller menſchlichen Bildung und Bedürftigkeit ſo würdig zu vereinigen verſtand.

Wie Tholuck nach Halle, ſo war der Superintendent Hahn aus Königsberg in die theologiſche Facultät nach Leipzig berufen worden, um dasjenige, was Graf Einſiedel für Chriſtenthum hielt, hier geltend zu machen. Seine Diſſertation über den Rationalismus wollte erweiſen, daß derſelbe, vom Auslande eingeſchwärzt, vom Naturalismus nicht verſchieden, dem Chriſtenthum verderblich ſei. In der Disputation am 4. April 1827, durch welche der berufene Profeſſor erſt volles akademiſches Bürgerrecht zu erlangen hatte, trat die Behauptung noch beſtimmter hervor, daß die Rationaliſten als Feinde des Chriſtenthums aus der Kirche zu entlaſſen ſeien. Krug, der als philoſophiſcher Dekan amtlich zu opponiren hatte, entgegnete, daß eine Behauptung, welche die verdienſtvollſten Kirchenlehrer, unter ihnen ehrenwerthe Collegen ſelbſt, mit Trugſchlüſſen von der Chriſtenheit ausſchließen wolle, ſeinem innerſten Bewußtſein widerſpreche, und als eine unchriſtliche erſcheine. Es war der große Gegenſatz des Zeitalters zwiſchen einem ehrwürdigen Herkommen und der freien Vernunft, der in zwei ſtreitfertigen Individuen hier zu Worte kam bei der lebendigſten Theilnahme der Zuhörer, unter denen auch ich mich befand; und die ganze Stadt war alsbald davon erfüllt.

In dem Gefühle, daß es ein Streit ſei, der dieſe

Stadt und dieſes Jahr weit überſchreite, kam mir in der folgenden Nacht die Luſt mich einzumiſchen, ich ſchrieb ſogleich in der heiligen Woche, und mir dieſelbe verderbend, „Die leipziger Disputation, eine theologiſche Denkſchrift", darin der Verlauf dieſer zweiten leipziger Disputation (nach der erſten in der Pleißenburg) erzählt und der Beweis angetreten iſt: vorerſt, daß die Vermiſchung des Rationalismus mit dem Naturalismus in der einen Bedeutung unwahr und gehäſſig, in der andern gleichgültig ſei; ſodann, daß die hierauf gegründete Behauptung, die Rationaliſten ſeien als Feinde des Chriſtenthums aus der Kirche zu entlaſſen, gegen die Vernunft, gegen das Grundgeſetz des Proteſtantismus und gegen den heiligen Geiſt des Chriſtenthums ſtreite. Das kleine Buch war in drei Tagen nach dem Oſterfeſte gedruckt und flog wenigſtens durch die Stadt. Es war der Anfang der Streitigkeiten über die Chriſtlichkeit des Rationalismus, indem Krug und Hahn in eigenen Schriften den Streit fortführten und ihrer viele ſich anſchloſſen. Ich hatte mein Schriftchen namenlos hinausgeworfen, auch bevorwortet, daß der Verfaſſer nicht zunächſt ſeine eigene Sache führe, da demjenigen, was ſchulmäßig Rationalismus genannt werde, ſeine theologiſche Ueberzeugung nicht angehöre. Die Vermuthung ſtreifte mich doch bald. Goldhorn, der gelehrte Archidiakonus, ſchickte mir eine Flaſche Rheinwein mit einem Zettel: da er vermuthe, daß der Verfaſſer der leipziger Disputation, der allein würdig ſei, dieſen Jubelwein von 1726 zu trinken, mir nicht unbekannt bleibe, erſuche er mich, ihm dieſe Flaſche als ein Zeichen ſeines

Dankes zu übergeben. In einiger Verlegenheit, da ich ſolchen mir unerhörten Schatz nicht gern zurückſenden mochte, habe ich geantwortet: ich wollte mich bemühen, den Unbekannten ausfindig zu machen, und dann die edle Flaſche mit ihm leeren. Bei dem gebildeten Bürgerſtande der Stadt, der durch den neuen Profeſſor ſchon die alte Nacht über Sachſen hereinbrechen ſah, kam ich in große Gunſt, von der ich manches heitere Zeichen erhielt. So noch im zweitfolgenden Winter, als ich einen Pelz für Italien, nach vergeblichen Verſuchen etwas abzuhandeln, um 34 Thaler gekauft hatte, und meinen Namen angab, wohin er zu bringen ſei, da rief der wohlhabende Kürſchner: „Ach, Sie ſind Herr Magiſter Haſe! der gegen Hahn! Das freut mich ſehr! von Ihnen nehm' ich keinen Profit, der Pelz koſtet mich 30 Thaler, dafür haben Sie ihn auch.“ Tzſchirner urtheilte: „Es iſt gut, daß das Buch geſchrieben iſt; aber Sie hätten es jetzt nicht ſchreiben ſollen.“

Hofrath Beck, der Vielwiſſende, hatte in ſeinem „Literariſchen Repertorium“ angezeigt, daß jemand eine unziemliche Schrift gegen den ordentlichen Profeſſor D. Hahn herausgegeben habe; worin aber dieſe Unziemlichkeit beſtehe, war verſchwiegen. Hatte ich doch nach meiner Weiſe und da Hahn in der That ein würdiger, ſelbſt mildgeſinnter Mann war, ihn perſönlich mit großer Achtung behandelt, auch ſind wir immer auf dem Fuße gegenſeitiger Höflichkeit zueinander geblieben; er hat mir im nächſten Jahre ſein „Lehrbuch des chriſtlichen Glaubens“ collegialiſch geſchenkt, freilich dadurch mich auch moraliſch verhindert

nachzuweiſen, wie baufällig die neue Stütze lutheriſcher Orthodoxie ſei, als welche dieſe Dogmatik erwartet und von den Gläubigen begrüßt wurde.

Aber Tzſchirner's Bedenken ſollte ſich bald weiter rechtfertigen. Beck, der damals, ich weiß nicht mehr ob als Rector oder Ex-Rector, das Concilium beherrſchte, hatte herausgebracht, daß meine Wegweiſung vom Jahre 1821 noch gar nicht zurückgenommen ſei, und beantragte kraft deſſen im Concilium, mir den unberechtigten Aufenthalt in Leipzig ſofort zu unterſagen. Die unbedeutenden Aſſeſſoren hatten nichts dagegen, bis auf einen, der doch dafür hielt, es werde gut ſein, ſich vorher aus den Acten über den Thatbeſtand zu unterrichten. So wurde der Beſchluß auf die nächſte Sitzung verſchoben. Tzſchirner erfuhr davon, und ließ den Univerſitätsactuarius rufen. Da hat ſich zu unſerer Ueberraſchung ergeben, daß ich wirklich noch ein weggewieſener leipziger Student ſei. Das ſächſiſche Miniſterium hatte auf meine Bittſchrift die übliche Begnadigung nach einem halben Jahre zugeſtanden, dies war durch meinen Onkel in Dresden den Meinigen gemeldet und durch ſie mir geſchrieben worden. Aber die akademiſche Behörde hatte dagegen eingewandt, daß dieſe vorzeitige Rückkehr den Weggewieſenen in die alten Verbindungen zurückführen würde, und das Staatsminiſterium hatte ſich dem gefügt. Da ich aber ohnedies in Erlangen blieb, hatte ich das nie erfahren, auch im Obereonſiſtorium mochte niemand daran gedacht haben, denn ohne jene königliche Zurücknahme der Wegweiſung konnte ich gar nicht zum Examen gelaſſen werden.

„Aber", ſagte ich, „wie iſt's doch möglich, daß ein Mann wie Beck, der ſein ganzes Leben der Wiſſenſchaft geweiht hat und auf einem freiſinnigen Standpunkte, mich in ſolcher Weiſe verfolgen will!" „Ach", erwiderte Tzſchirner, der gegen Unedles leicht hart war, „was Wiſſenſchaft! um die harten Thaler hat er geſchrieben, und das kränkt ſeinen Profeſſorenſtolz, daß Sie gewagt haben einen ordentlichen Profeſſor anzugreifen." Tzſchirner, dem das Treppenſteigen bereits ſauer wurde, fuhr zu den einzelnen Aſſeſſoren des Concilinms, ſetzte ihnen die Intrigue auseinander, und der hochverehrte Mann erhielt leicht das Verſprechen von jedem, ſich meiner anzunehmen. In der nächſten Sitzung gedachte Beck ganz leichthin des zu faſſenden Beſchluſſes und war ſehr verwundert, als eins ſeiner Lämmer nach dem andern ſich dagegen erhob, und der Unſinn zur Sprache kam, daß ein vor ſechs Jahren wider einen Studenten, der doch nichts Ehrenrühriges gethan habe, gefaßter und zufällig nicht ausdrücklich zurückgenommener Wegweiſungsbeſchluß geltend gemacht werden ſolle gegen einen jungen Gelehrten, der unter ganz andern Verhältniſſen hier lebe.

Das Jahr 1828 hob traurig an, Tzſchirner ging durch eine Verengerung der Luftröhre dem Tod entgegen, am 17. Februar iſt er verſchieden. Sein Sarg ſtand in ſeinem Hörſaal, die kalte Hand auf das griechiſche Teſtament gelegt. Ich war einige Minuten allein bei ihm und kniete am Sarge. „Da hab' ich ihm geſchworen, ſeine Bahn zu gehen, wie er für Recht und Freiheit, für Chriſtenthum und Proteſtantismus ein treuer Hort zu werden.

Gott hat meinen Schwur gehört und vielleicht auch sein verklärter Geist, denn ich fühlte es so gewiß, wie mein Leben, daß der nicht zu den Todten, sondern zu den Unsterblichen gehört, und ich denke, er soll einst in seiner Weise zu mir sagen: Nun kommst du, Schätzchen! du hast deine Sache brav gemacht.“ So das Tagebuch jener Tage.

Bei dem feierlichen Leichenbegängnisse bin ich gewesen, wie mir's geht bei großer Trübsal, mit trockenen Augen. Einige Tage nachher war ich bei dem Prälaten Tittmann, und stritt mich mit ihm herum über eine Stelle im zweiten Theile der „Gnosis“, die er als Censor gestrichen hatte. Da fuhr mir das Wort heraus: „Nun Tzschirner todt ist, meinen Sie thun zu können nach Ihrer Willkür!“ Aber zugleich fiel mir das Leid um den Todten, die zurückgelassene Oede so aufs Herz, daß ein Strom von Thränen ausbrach. Tittmann, wie er doch im Grunde gutmüthig war, suchte mich zu trösten und versicherte, daß auch er es gut mit mir meine. Ich konnte vor Schluchzen kein Wort mehr herausbringen, das Tuch vors Gesicht gehalten, gab ich ihm die Hand und weinte draußen mich aus wie ein Kind.

Jetzt lag mir's ernsthaft an, in Tzschirner's Sinn die nöthigen Schritte zum Katheder zu thun. In Leipzig war noch die alte gute akademische Zeit, da zum Magister legens eine Regierungserlaubniß gar nicht gehörte, sondern man ging zum Dekan der philosophischen Facultät, um sich zu erkundigen, wann Sr. Spectabilität gefällig sei zu opponiren, und zum Dekan der Juristenfacultät, um für

dieſen Tag das ſogenannte Auditorium juridicum zu erbitten, in welchem die Disputationen gehalten wurden. Philoſophiſcher Dekan war jetzt Hofrath Beck, und ſehr artig bot er mir an, da ich ja in Tübingen bereits promovirt ſei, gleich als Präſes zu disputiren. Nach der vollen Formalität hatte der künftige Docent vormittags erſt auf dem untern Katheder zu disputiren, um leipziger Magiſter zu werden, nach Tiſch vom obern Katheder für die jura optuma Magisterii Lipsiensis, während auf dem untern ſein Reſpondent ſteht. An dieſen richtet jeder neue Opponent ſeine Rede, der Reſpondent geht darauf ein, aber die Sitte fordert, daß nach einer Weile der eigentlich Disputirende, der dadurch einige Zeit zum Ausruhen hat, als Präſes eingreife und ſich des Streits bemächtige. Juriſtiſcher Dekan war Kanonen-Müller, der ſein unverſehrtes Zöpfchen bewegend freundlich ſagte: „Nun, wir ſind ja alte gute Bekannte.“ Drei Tage vorher hatte man im großen Staate mit ſeidenen Waden im Glaswagen bei allen ordentlichen Profeſſoren und ſonſtigen Gönnern vorzufahren, um die Diſſertation zu überreichen. Ich hatte 65 Viſiten zu machen, doch wenn der Lohnbediente Karte und Diſſertation hinauftrug, lautete meiſt die Antwort: man wolle den Herrn Magiſter nicht weiter bemühen. Dazwiſchen habe ich in einer befreundeten Familie, die gerade bei Tiſche ſaß, trotz des Mordgewehrs an der Seite, mich mit hingeſetzt und mir's ſchmecken laſſen, während der Staatswagen unten hielt.

Sonnabend, den 3. Mai gegen 10 Uhr, fuhr ich wieder mit dem Degen wohlbewehrt am Petersthor über die

Brücke des Stadtgrabens, der voll blütenweißer Bäume ſtand. Es war üblich, nach den geſetzlichen Opponenten aus der philoſophiſchen Facultät verehrte Freunde aufzufordern, die ſich auf den Subſellien zeigten. Nach Tiſch kam noch Oberhofgerichtsrath Wenk, ein mir befreundeter eleganter Juriſt im alten Sinne claſſiſcher Bildung, endlich auch Gottfried Hermann, neben Tzſchirner mein verehrteſter Lehrer, den man ſumme Hermanne anzureden pflegte; ſo ſtand ich bis gegen 4 Uhr auf dem Katheder, es war eine ſtattliche Disputation in altakademiſchen Formen, wiſſenſchaftlich ohne tiefere Bedeutung*); und ſo war ich wiederum Privatdocent.

In einem Zelte des Gartens an meiner Wohnung haben die jüngern Glieder der Univerſität einen muntern Schmaus gehalten, ein wackerer Verleger hatte den Wein

---

*) Solch eine Disputation war mit einem feierlichen Gebete zu beſchließen, und was ich damals ſprach, war mir wenigſtens mehr als eine Formalität, ſondern der Ausdruck meiner Geſinnung. Nach dem Tagebuche: Tibi confisus sum illa tempestate, quum omnibus jam desertus viderer, Tu me reddidisti pulchrae libertati, reduxisti in patriam, patronos conciliasti et in hunc ipsum locum deduxisti, laetissimae spei nuntium et sponsorem. Tua liberalitas concessit, ut gratiae nostrae Tibi redditae sint preces. Utpote ab O. M. Domino maxima a Te petere licet. Nullatenus rogo vitam quietam et opulentam, sed animi dotes largas precor, omnium imploro maximum, quod Tibimet ipsi est, Spiritum Tuum sanctum, plenum vitae divinae pectus. Quod ad res externas, tale Te oro aevum, quod non constringat, sed excitet animum, talem populum, quocum sentiam, a quo intelligar, patriam denique claram, bonis viris non orbatam, magnorum studiorum nutricem.

dazu gegeben, und noch lange nach Mitternacht wurde da in mancherlei Zungen geredet.

Ich hatte damals meinen Bruder kommen laſſen, der ſich auf eigene Hand ſehr tüchtig entwickelt hatte, als Apothekergehülfe in Aachen lebte und gern Medicin ſtudiren wollte. Es mochte gewagt ſcheinen, daß ein angehender Privatdocent meinte, ſich und einen ſtudirenden Bruder erhalten zu können: aber ich pflegte mein Geld, das man damals noch nicht in Papierlappen erhielt, in eine Schachtel zu thun, und die war vom Honorar der „Gnoſis“ und der Symboliſchen Bücher ſo voll geworden, daß es den Boden herausdrückte; das imponirte mir, und ich hielt das Unternehmen für unbedenklich, wenn ich auch Italien auf lange hin darüber aufgeben müßte.

Es war mir eine große Freude, wieder die akademiſche Kathedra zu beſteigen; durch das gewaltſame Abbrechen und in den Jahren der Entbehrung hatte ich empfunden, daß doch das meine Stätte ſei. Ich trug in dieſem Sommer den erſten Theil der Dogmatik vor, die ich, als hier noch zur philoſophiſchen Facultät gehörig, vorläufig chriſtliche Philoſophie nennen mußte, und das Leben Jeſu. Dem angehenden Docenten, der ich wieder war, iſt die Zahl ſeiner Zuhörer von beſonderer Bedeutung. In der Dogmatik waren es nach einigem Schwanken 43. Als ich zum „Leben Jeſu“ kam, das ein Publicum war, ſtanden ſie bis weit hinaus auf den Vorſaal, und es ging mir wie dem guten Rau, daß ich faſt verlegen mich hindurchdrängen mußte, mancher fand keinen Platz, zuletzt waren unterzeichnet 168, und die haben ausgehalten. Es war in

Tzſchirner's großem Auditorium, wo ſein Sarg geſtanden hatte, und es war die Erinnerung an meine Schrift über die leipziger Disputation, die mir dieſen glänzenden Anfang bereitete.

Für die Dogmatik hatte ich zwar kein ordentliches Heft, aber die alten Notizen, wie viel auch nach ſeitdem Gelerntem und Erfahrenem zu beſſern war. Im Winterſemeſter las ich den zweiten Theil der Dogmatik, als Publicum die Apoſtelgeſchichte des Lucas, und von ältern Studenten darum angegangen, hielt ich ein dogmatiſches Examinatorium, das mir den ſächſiſchen Standpunkt theologiſcher Bildung und Bedürfniſſe anſchaulich machte. Alſo nur, was ich ſchon früher getrieben und gelehrt. Deſto munterer war dieſes Jahr literariſch in Anſpruch genommen. Was Freunde wünſchten und was ein Unberufener zu geben drohte, hatte ich im Auftrage der verehrten Witwe Tzſchirner's übernommen, die Herausgabe ſeiner dogmatiſchen Vorleſungen, die doch eine gewiſſe Hingabe und Sorgfalt erforderte. Sodann war der letzte und gewichtigſte Theil der „Gnoſis" herzuſtellen. Endlich hatte ich aus Unvorſichtigkeit noch eine Arbeit auf meine Schultern genommen.

In Leipzig war ein kleiner Buchhändler, Sühring, der drei Viertel des Jahres in großen Bärlatſchen hinter ſeinem Ladentiſche ſtand und mit den Studenten die meiſten Geſchäfte machte, bei dem auch ich meinen Bedarf nahm, da er Credit und viel Rabatt gab. Der rühmte einmal gegen mich das dogmatiſche Lehrbuch des früh verſtorbenen Klein, das werde von allen Theologen gekauft.

Ich ſagte: „Es iſt doch genau betrachtet ein ſehr mittelmäßiges Buch.“ — „Ei, wenn Sie nur ſo eins für mich ſchreiben könnten!“ rief er halb zweifelnd, halb auffordernd. Ich erwiderte: „Das könnte ich wol.“ Wir kamen raſch überein: als für etwas, das nicht aus meinem eigenen Triebe hervorging, war ich nicht mehr blöde die Bedingungen zu ſtellen, ich rieth, gleich 2000 Exemplare zu drucken, und ließ mir für das erſte Tauſend ein landesübliches ſtarkes Honorar zuſchreiben, für das zweite aber, wenn es zum Verkaufe komme, den vollen freien Mitbeſitz. Es war das letzte, was ich geſchrieben habe um Geld und Gut, doch auch das nicht ohne Neigung. Als ich mich darauf einließ, lag mir Leſſing's Wort im Sinne von der wiſſenſchaftlichen Bedeutung der alten lutheriſchen Orthodoxie. Die Darſtellung derſelben ſollte wie bei Klein den Mittelpunkt bilden, allein ich wollte nicht den rationaliſtiſchen Gegenſatz als berechtigt daneben ſtellen, ſondern es war mir eine Luſt, mich hineinzudenken in jene alterthümliche Gläubigkeit, und ihre Conſequenzen ſo weit irgend möglich gegen die moderne Bildung zu ziehen. Dabei ging noch eine ganz moderne Abſicht her, denen, die damals für die Träger der Orthodoxie galten, wie D. Hahn und ſeinesgleichen, zu erweiſen, daß ſie nichts weniger als das wären. Da in einem ſolchen Buche dieſelben Bezeichnungen für beſtimmte theologiſche Parteien und Stichworte häufig wiederkehren, hatte ich dafür eine Anzahl Abbreviaturen und Hieroglyphen, wie man ſie etwa zu Niederzeichnungen für eigenen Gebrauch macht, in den Druck aufgenommen, zu denen natürlich ein voran-

zuſtellendes Verzeichniß den Schlüſſel geben mußte. Als ich wieder einmal bei Tittmann war, der als Cenſor die einzelnen Bogen aus der Preſſe erhielt noch ohne jenen Schlüſſel, hat er mir einen ſolchen Bogen gezeigt. „Da ſehen Sie einmal, was für Unſinn gedruckt wird! Kein Menſch kann das verſtehen. Dazu dieſe craſſe Orthodoxie! und ſolchen Abgeſchmacktheiten muß ich das imprimatur ertheilen!“ Ich verbiß mein Lächeln und hütete mich wohl ein Geſtändniß abzulegen, denn ich wollte das Buch, da von meiner eigenen Ueberzeugung darin gar nicht die Rede war, auch nicht recht ſchicklich erſchien, in ſo jungen Jahren ſchon ein drittes dogmatiſches Werk ausgehen zu laſſen, namenlos in die Welt ſenden, und damit es doch einen Henkel hätte zum Anfaſſen, ſetzte ich ihm den Namen eines alten lutheriſchen Dogmatikers vor, die Wahl war gleichgültig; ſo iſt der Hutterus redivivus entſtanden. Das alles mochte ſich hören laſſen, aber Freund Sühring war hitzig auf ſein Verlagswerk geworden, ich ließ mir's gefallen, daß der Druck anhob, als erſt die Einleitung geſchrieben war, bald begann das Drängen des Setzers, der nicht gern ſpazieren gehen wollte, und oft habe ich früh nach 11, wenn ich aus dem Collegium kam, mich hingeſetzt und bis 1 Uhr am Hutterus geſchrieben, wo der Junge aus der Druckerei ſchon harrte, um den Zettel heimzutragen. Das war eben möglich an einem ſo feſt in ſich abgeſchloſſenen Stoffe, der nach dem erſten Gedanken mir fertig im Kopfe lag, daß ich's nur abzuſchreiben brauchte. Ich hätte das Buch nie von ſeinem erſten Verleger weggenommen, der wol mehr Freude daran erlebt

haben würde als der Verfaſſer: aber der Tod hatte dem betriebſamen Manne die Bärlatſchen ſchon ausgezogen, als der zweite Druck nöthig wurde.

Wir waren damals eine rüſtige Genoſſenſchaft junger Lehrer der Theologie, von den Studenten die junge Facultät genannt, Theile, Niedner, Höpfner und Fleck, aber nach äußerer Stellung theils als außerordentliche Profeſſoren, theils als Privatdocenten noch ſämmtlich zur philoſophiſchen Facultät gehörig, wie einſt die Begründer des leipziger Pietismus. Da iſt der theologiſchen Facultät der natürliche Gedanke gekommen, uns zu ſich herüberzuziehen, welches ſtatutengemäß dadurch geſchah, daß man das Baccalaureat der Theologie erlangte als den niederſten Grad theologiſcher Würden. Zu dieſen Würden, auf welche die Univerſität als altväteriſche Corporation mitunter eine Bedeutung legt wie ein Hof auf ſeine Rangklaſſen, kam da meine etwas unklare Stellung zur Sprache. In Tübingen war's damals noch in voller Geltung, daß die Doctoren der Philoſophie zum Unterſchiede beſonders vom Doctor der Theologie Magiſter genannt wurden. Aber nach der Disputation erſchien im Lectionskatalog, deſſen formelle Anordnung Sache der Dekane war, mein Name mit dem D. und ich erſah aus gelegentlichen Zuſchriften von Mitgliedern der theologiſchen Facultät, daß ſie mich als ihren Doctor betrachteten. Allein dazu war ich doch nicht förmlich ernannt, und hatte die Beglückwünſchung des Dekans als Doctor Theologiae im lateiniſchen Sinne als Lehrer derſelben genommen. Indeß habe ich nicht groß darüber nachgedacht, und mich an den

Namen, den mir jedermann gab, gewöhnt; auf der Feſtung ward er mir lieb, da er bei der allgemeinen Degradation mir nicht genommen werden konnte. In dem amtlichen Zeugniſſe der Univerſität nach meiner Entſetzung ſtand er voll ausgeſchrieben, in Dresden war er mir geſellſchaftlich bequem, und ſo ſteht auch das D. auf dem Titelblatte ſchon der erſten Ausgabe meiner Dogmatik. Als ich aber nach Leipzig kam, wo damals das Magiſterthum noch nicht von den Literaten weggeſchwemmt war, ſchien mir unangemeſſen, etwas an ſich Gleichgültiges zu beanſpruchen, das ich nicht urkundlich behaupten konnte, nannte mich alſo wieder Magiſter. Bei Gelegenheit der Disputation, wo üblich iſt, zum Namen alle mögliche Titel zu ſetzen, beſprach ich die Sache, wie ſie war, mit Tittmann, der ſeit jener leidenſchaftlichen Scene ſich durchaus freundlich gegen mich erwies, auch er war zweifelhaft, was zu thun ſei, und als ich vorſchlug, ich wollte mich als Licentiat der Theologie bezeichnen, das ſei keinenfalls zu viel, gefiel ihm das ſehr wohl, und ſo wurde ich aus eigener Machtvollkommenheit Licentiat der Theologie, was dem Magiſter nichts abbrach. Als dann die Geſchichte mit den Baccalaureen kam, frug Tittmann: ob ich's nicht auch mit werden wollte? Ich war das gern zufrieden und ſtieg ſo zu nochmaliger Degradation herab. Dafür war die Facultät ſo gefällig, ein Colloquium, eine Art Examen, nicht von mir zu fordern, ſondern erſt, nachdem die Andern das beſtanden, wurde ich hereingerufen, und hatte als der erſte den Eid zu leiſten, auch im Namen aller eine Art Dankſchlußrede lateiniſch zu halten. Der Eid war damals eben

in Sachsen wenigstens für die theologische Facultät auf die bloße Beachtung der öffentlichen Kirchenlehre ermäßigt worden, und ich konnte in der Schlußrede von mir sagen, daß, wie ich diesen Eid mit gutem Gewissen übernommen habe, ich auch das Gelübde hinzufüge, die Freiheit der protestantischen Kirche immer hoch zu halten und tapfer zu beschützen.

Unter jenen Genossen war ich nächst Niedner, dem ältern Schulfreunde, vornehmlich mit Höpfner befreundet, demselben, den Robert Müller einst mit dem Blasebalge verscheucht hatte. Er war ein strenger, eifriger Rationalist. Auf einmal fing er an zu weissagen, zunächst Hungersnoth — der Frau Tzschirner schrieb er, sie solle sich mit Getreide versorgen —, dann die Türken in Sachsen, Sturz des Papstes, Vereinigung der verschiedenen Kirchen, dabei er für sich selbst eine Art liberales Papstthum erwartete, auch mir eine hübsche Stelle dabei zudachte. Ich habe alles aufgeboten, um den gutherzigen, aufrichtigen Menschen von diesen Thorheiten abzubringen, er wollte sie durchaus in akademischen Vorlesungen verkünden, ich brachte ihn wenigstens dazu, da er ein guter Lateiner war, sie lateinisch zu halten, in der Hoffnung, daß es da weniger Aergerniß geben werde. Ich habe einmal zugehört, und der sonst wenig beredte Mann sprach nicht nur reines Latein, sondern auch mit Beredsamkeit vor einer großen Schar, die nach der ersten Neugierde ihn doch bald verließ. Der Uebergang vom Rationalismus zu einem phantastischen Mysticismus hat sich mir schmerzlich an ihm dargestellt. Zuletzt handelte ich mit ihm: da die Gerichte sofort über

Deutſchland hereinbrechen ſollten, welche Friſt er ſetze, ſodaß, wenn es bis dahin nicht eintreffe, er ſich ſelbſt für einen falſchen Propheten erkennen wolle, alſo für gar keinen. Da ward er doch bedenklich, und die Möglichkeit Jahr auf Jahr hinausſetzend, blieb er endlich beim ſiebenten Jahre ſtehen als äußerſtem Termin. Er zerfiel mit ſeiner akademiſchen Stellung. Der Graf Ludwig von Schönburg, jener mir ungnädige Vormund, der alles Uebergläubige auf ſeinen Gütern verſammelte, hat ihn zum Pfarrer in Remſa berufen. Da hat er einmal, um nach ſeiner Weiſe einen alten kranken Mann zu bekehren, der nichts mehr von ihm wiſſen wollte und ihm die Hausthür verſchließen ließ, eine Leiter angelegt, ein Fenſter eingedrückt und in die Oberſtube hineingepredigt, wo ſein verſtockter Sünder lag. Ich habe ihn, als er mit ſeiner Gemeinde zerfallen, zurückgetreten, alt und krank wieder in Leipzig lebte, noch einmal beſucht und an unſern Pact von den ſieben Jahren erinnert. Er lächelte geheimnißvoll und ſeine Rede ſprang über auf einen Geiſt, der ihm unlängſt am Morgen erſchienen ſei, ganz unverkennbar. „Und was hat Dir der Geiſt offenbart?“ frug ich. „Er ſagte ganz vernehmlich: guten Morgen, Höpfner!“

Der alte Vater Herbſt, der wirkliche Vater, kam in dieſer Zeit einigemal zu mir. Er hatte vordem übel von mir gedacht, jetzt, wo er mich in achtbarer, ſicherer Stellung meinte, hat er, niedergebeugt, Troſt oder doch ein williges Ohr für ſeine Klagen bei mir geſucht. Mein Herbſt hatte das theologiſche Examen machen wollen, bevor er zu mir nach Erlangen kam, er war demſelben vollkommen

gewachsen, aber gedankenverwirrende Kopfschmerzen in diesen Tagen ließen es nicht dazu kommen. Nachher einmal in Baiern hat es ihm am Entschlusse gefehlt. Dann kam die Untersuchung, er wurde in Altenburg zu vier Jahren Zuchthaus verurtheilt, von denen er doch nur eine kurze Zeit, und auch diese weniger auf der Leuchtenburg, als am Fuße derselben in dem befreundeten Pfarrhause Zeulenrode verlebt hat. Gleich nachher war der Candidatenexamen wol nicht zulässig. Dann fehlte wieder der Entschluß. Er schrieb einen ernsten religiösen Roman, „Die Jugendfreunde", mit manchen Nachklängen unserer eigenen Jugend, dann unternahm er die „Bibliothek christlicher Denker", das Leben von Hamann, Lavater, Jacobi war erschienen und mit Achtung aufgenommen worden, als durch Bedenken des Verlegers das Unternehmen stockte. Dieses nur literarische Dasein eröffnete ihm keine sichere Zukunft, er mußte wol auch den Vater noch mehrfach in Anspruch nehmen, den ich nur trösten konnte mit meiner Ueberzeugung von der sittlichen Tüchtigkeit des Sohnes und mit meiner Freundschaft für denselben.

Von alten Freunden aus der Burschenschaft stand nur noch einer mir zur Seite, Magister Krüger, Lehrer und Hausfreund im Wenk'schen Hause. Ein Freund wie Goldhorn es war für Tzschirner und Bretschneider, selbst gelehrt und vollkommen ebenbürtig, doch zu eigener literarischen Mittheilung wenig geneigt*), besprach er mit mir,

*) Wir haben von ihm: „Grégoire, Bischof von Blois, nach seinen Denkwürdigkeiten" (Leipzig 1838). „Bericht über die erste evangelische Generalsynode Preußens" (Leipzig 1846).

was ich ſchreiben wollte und ſah es prüfend durch, wenn es geſchrieben war. Er hat früh ein einträgliches Pfarramt auf einem Gute der Familie Wenk im Preußiſchen angenommen und hatte nicht Luſt darüber hinauszugehen. Nach dieſer örtlichen Trennung habe ich auch in jener unmittelbaren Hülfleiſtung ihn ſehr vermißt, und wiedererkannt an einigen Recenſionen, die nur er mit dieſer ernſten Freundſchaft und mit ſo genauer Kunde über meinen wiſſenſchaftlichen Bildungsgang geſchrieben haben konnte.

Ich wurde mit Weiße, dem philoſophiſchen Profeſſor, bekannt. Um die Mitte dieſes Sommers hat er mich eingeführt in einen Verein, der ſich einen Abend der Woche reihum verſammelte. Es wurden kleine Vorträge gehalten und beſprochen, zuerſt meine ich, war es der ſoeben erſchienene zweite Theil des „Fauſt“, an deſſen Räthſelnüſſen wir knackten, oder ein freies Geſpräch erging ſich mitunter in ziemlich hohen Regionen. Man trank eine Taſſe Thee mit Butterbrot, und da dieſes insgemein in Sardellenſemmeln beſtand, die mir einen unerträglichen Durſt bereiteten, führte ich ein Glas Bier dazu ein, was Beifall fand. Wir waren ihrer ſieben, ſämmtlich junge Gelehrte verſchiedener Fächer, ich der einzige Theolog, da Weiße ſich damals noch nicht in die Theologie vertieft hatte, die größere Hälfte akademiſche Docenten, unter ihnen Volkmann, der nachmals berühmte Phyſiolog von Halle. Noch mehr den Mittelpunkt der Genoſſenſchaft bildete ein Juriſt, ich habe mich nachmals gewöhnt, ihn Hermann zu nennen, damals nannten wir ihn auch den Armenadvocaten, wol

in Bezug auf den Jean-Paul'ſchen Armenadvocaten Siebenkäs, und weil ihm nachgeſagt wurde, daß er lieber Proceſſe für die Armen führe als für die Reichen. Er iſt in dieſen Tagen durch Vertheidigung einer Diſſertation, die noch jetzt unter Juriſten als Autorität angeführt wird, Doctor juris geworden, es war eine glänzende Disputation, der ein nicht minder glänzender Doctorſchmaus folgte, an deſſen Ausgange manche alte und junge Profeſſoren ſich umarmten, die es bisher nicht gethan hatten. Der junge Doctor war ein gewandter Geſchäftsmann, der bereits einem großen Geſchäftskreiſe höchſt gewiſſenhaft vorſtand, doch gehörte ſeine Neigung der bildenden Kunſt, die er mit entſchiedenem Talent übte als Dilettant und zum Kunſtkenner ſich bildend. Mir war dieſe Bildung eine wildfremde, er eine feine, ſanfte und zugleich heftige Individualität, die von ſeiten derer, die ihm nahe ſtanden, manche Rückſichten, ohne ſie annehmen zu wollen, unbewußt forderte, Rückſichten, mit denen ich ganz unbekannt war, ich von viel gröberm Stoffe, aber wir ſchloſſen uns immer mehr aneinander.

Als ich einmal aus dem Collegium kam, es war die Speiſung der Fünftauſend, trat mir Goldhorn mit der Frage entgegen: „Haben Sie Röhr geſehen? er war drin.“ Ich hatte das zu verneinen, es war mir auch gleichgültig. „Wollen Sie nicht mit ihm heute Mittag bei mir eſſen?“ Ich verneinte auch das. Es war nicht lange her, daß der General-Superintendent von Weimar, das ſichtbare Haupt der Rationaliſten, über den erſten Theil der „Gnoſis“ in ſeinem Journal eine Recenſion

gebracht hatte, die mit ihrer Anſchuldigung des Pantheismus, weil ich den lieben Gott nicht fern genug von der Welt geſetzt hatte, und des Allegoriſirens, weil ich einigen Sinn nachwies in den alten Kirchenlehren, mir abgeſchmackt und feindſelig vorkam. Goldhorn in ſeiner ruhigen Weiſe redete mir zu, daß man ſolchen gelehrten Streit nicht perſönlich nehmen dürfe. Wir aßen alſo zuſammen, und Röhr's klare Verſtändigkeit, die etwas Vertrauenerweckendes hatte, ſagte mir zu. Er aber hat über mich geſagt, wie Goldhorn mir's berichtete: „Sein Syſtem taugt den Teufel nicht, aber nach Jena muß er doch!“

Anderes wies nach Halle. Dort war ich noch vor meiner akademiſchen Wiedergeburt einmal mit einem ältern dresdener Paſtor geweſen. Wegſcheider hatte meine Dogmatik vor ſich liegen, zwei recht niedliche Rationaliſtinnen ſervirten den Thee, dann kam zufällig Niemeyer, der Kanzler, der kürzlich hochverehrt ſein Amtsjubiläum gefeiert hatte, wir gingen mit ihm, er führte uns im Waiſenhauſe umher, ſchließlich kamen wir in ſein Familienzimmer und ſetzten uns auf gaſtliche Einladung zum Abendbrote. Ich ſaß neben der Braut ſeines Sohnes, des Profeſſors in Jena. Mit einer liebenswürdigen Braut kommt man leicht über die Ideale der Liebe zu reden. Wir philoſophirten über dieſelbe, daß ſie aus der Sehnſucht des Unendlichen entſpringe, und meinten daſſelbe Gefühl in ſeinen verſchiedenen Accorden ausgeſprochen zu haben, als zu heiterer Ueberraſchung herauskam, daß wir im echten Geſchlechtsunterſchiede jedes ein Anderes gemeint hatten. Sie: was nicht in ihr ſei und nimmer ſein könne,

daß ſie's im Geliebten beſitze; ich: daß dieſes, was wir am andern lieben, eigentlich nicht das jetzt ſchon Wirkliche ſei, ſondern nur die Anlage dazu, und doch die höchſte Wahrheit dadurch in ſich trage, daß es die Idee des geliebten Weſens ſei, daſſelbe in ſeiner ganzen Unendlichkeit aufgefaßt. Der Kanzler, der uns gegenüber ſaß, drohte einmal, dieſes Daſein nur füreinander morgen nach Jena zu melden. „Mögen Sie bald das liebe Ideal finden!" ſagte ſie beim Abſchiede. Der dresdener Paſtor aber grollte mir auf dem Wege zu unſerm Nachtlager: „Was ſind Sie für ein Menſch! Da haben Sie den ganzen Abend mit dem Mädchen geredet, und dem berühmten Manne, dem Kanzler, kaum geantwortet, wenn er Sie frug." Er war mir doch ſehr wohlgeſinnt geworden. Zu meiner leipziger Disputation iſt er herübergekommen, und ſelbſt die Frau Kanzlerin erſchien einige Minuten auf der Galerie, daß ich ſagen konnte, wie ein Engel, mich im heißen Kampfe zu ſtärken.

Es war doch das Abſcheiden des Kanzlers Niemeyer nur zu bald nach meiner Disputation, durch das meine örtliche Stellung beſtimmt zu werden ſchien. Geſenius ſchrieb mir am 18. December: Es ſei im Werke, nach Halle eine friſche Kraft zu rufen, und zwar einen philoſophiſch gebildeten Dogmatiker, er ſei überzeugt, wie er das bereits unlängſt mit De Wette beſprochen, daß ich der rechte Mann dazu ſei. Die theologiſche Facultät habe kein Vorſchlagsrecht, der Miniſter frage ſie wol zuweilen, doch würde ihr Beirath jetzt mit Mistrauen aufgenommen werden, aber er habe dafür geſorgt, daß der Regierungs-

bevollmächtigte von Halle mich dem Minister von Altenstein dringend vorschlage. Ich aber solle sofort, wie ohne davon zu wissen, dem Cultusminister und dem Geheimenrath Schulze als Decernenten in Universitätssachen schriftlich meinen Wunsch aussprechen, nach Halle zu kommen. Ich schrieb doch erst an den Bischof Neander, ihm die ganze Sache darlegend. Er antwortete: vielleicht wäre besser gewesen, vorher noch einige Steine aus dem Wege zu räumen, aber wie jetzt die Sache stehe, solle ich nicht schreiben, sondern sofort nach Berlin kommen. Ich reiste also kurz vor Weihnachten. Schulze sagte: „Sie kommen zu spät. Wir haben Ullmann von Heidelberg berufen mit einem Gehalt von 1400 Thalern, und ich zweifle nicht, er wird annehmen."

Dies also hatte in Frage gestanden, ob ein Dogmatiker neben Wegscheider, oder ein Kirchenhistoriker, dafür Ullmann galt, neben Gesenius zu berufen sei, der zwar seinen Ruhm auf morgenländischem Gebiete hatte, aber mit seiner großen Gewandtheit den in Halle damals versammelten theologischen Scharen auch die Kirchengeschichte vortrug. Doch fügte Schulze hinzu: „Besuchen Sie den Minister, der Ihnen wohlgesinnt ist." Ich bat nach dortiger Sitte schriftlich um diese Erlaubniß, erhielt die Stunde gegen Abend bestimmt, wurde durch einige Zimmer voll antiker Köpfe und belaubter Bäume, dann durch ein von Blumenduft fast berauschendes Cabinet in sein Arbeitszimmer geführt, wo Gemälde, Risse, Bücher, Blumen ringsumher standen und lagen. Er trat bald herein, ließ mich neben sich setzen und sprach: „Wir sind für Halle

verſehen, aber wollen Sie nicht hierher nach Berlin kommen?“ Mein überraſchtes: „Wie gern!“ fehlte dem nicht. „Welche Bedingungen machen Sie?“ Meine Antwort war, daß ich gar keine Bedingungen zu machen hätte, ſondern alles nur zu nehmen als eine freie Gnade. „Nun“, ſagte er freundlich, „ich werde Sie keine Noth leiden laſſen, ich will das mit Neander beſprechen, der ja Ihr Freund iſt.“

Den Heiligen Abend war mir vergönnt bei Reimer's zu ſein, es war eine reiche Beſcherung in dieſer ſtattlichen Familie, ein Zuckerhäschen bezeichnete auch einige Scherzgaben für mich. Schleiermacher habe ich zuerſt in ſeiner Kirche gehört über die Botſchaft des Täufers predigen: „Biſt du der, der da kommen ſoll, oder ſollen wir eines Andern warten?“ wie auch uns dieſe Frage ſich noch aufdränge, da wir bemerken: vorerſt das ſtete Schwanken in unſerm Leben, wenn wir nach der Aufnahme in den Stand der Gnade wieder herabſinken in die Schwachheit des Fleiſches; ſodann die Beſchränkung der Kirche auf die Minderzahl der Menſchheit und ihre Niederlage unter dem Islam, während Chriſtus doch Himmel und Erde ihm unterthan genannt habe; endlich die innern Zerrüttungen und Zerklüftungen der Chriſtenheit ſelbſt. Mir kam vor, als wenn die Verwickelung dieſer Bedenken eindringlicher dargeſtellt ſei als die Löſung derſelben, doch war ich tief ergriffen, berührt vom Geiſterhauche des religiöſen Genius. Als ich zu ihm kam, hat er mich angeredet: „Nun, was ſagen Sie dazu, daß Sie durchaus zu meinem Jünger gepreßt werden ſollen?“ Ich erwiderte, daß ich doch man-

ches von ihm gelernt habe, und noch vieles zu lernen hoffe. Ich war sein Gast in der „Gesetzlosen Gesellschaft", wo man bei nicht spärlichem Abendessen viele witzige und beißende Reden dieser gewählten Genossenschaft vernahm. Da saß Schleiermacher im muntern Gespräche bis nach Mitternacht, früh 7 Uhr stand er wieder auf der Kanzel.

Noch fehlte die Genehmigung des Königs, nach Einholung derselben sollte mir die förmliche Berufung nachgesandt werden. Den Neujahrstag 1829 habe ich bei der Mutter gefeiert, wie ich's versprochen hatte, und unter frohen Hoffnungen. In Leipzig hatte unser Abendkränzchen guten Fortgang gehabt. Wir waren auch darauf gerathen, einen Roman zu schreiben, nämlich ohne gemeinsamen Plan, sodaß jeder, bei dem die Gesellschaft zusammenkam, eine beliebige Fortsetzung zu lesen habe, Volkmann hatte angefangen, es hieß „Der Bär oder das Siebengestirn". Viele muntere Einfälle und manche romantische Anläufe kamen zu Tage, aber da jeder seinem Nachfolger die Fortsetzung fast unmöglich zu machen suchte, kam es nicht zur zweiten Reihenfolge, und ich ließ den in einen Bär verkleideten Helden sich erschießen, weil er ein durchaus verfehlter, lebensunfähiger Charakter sei.

Neben der einfachen Regel dieses Kränzchens gab Hermann zuweilen kleine Abendessen, ziemlich für denselben Kreis. Ich mußte einmal wegen heftigen Katarrhs absagen, und lag ganz elend auf dem Sofa. Da kamen zwei Tischgenossen als Deputation, redeten mir beweglich zu, und entführten mich mir selbst. Ich hatte anfangs an der gastlichen Tafel den Kopf mit beiden Armen zu

ſtützen, aber als ich ein wenig gegeſſen, das Glas einigemal geleert hatte, das Geſpräch hin- und herflog, dann aus dem Nebenzimmer eine gute Muſik von Blasinſtrumenten hallte: vergaß ich nach und nach meine Mattigkeit, und ich war geſund, ehe ich's noch merkte; ein lebendiger Zeuge von der Macht zwar nicht des Geiſtes an ſich, doch ſinnlich geiſtiger Mittel über den kranken Leib.

An einem ſolchen Winterabende war's, daß Hermann zu mir ſagte: „Ich gedenke im Auguſt nach Italien zu gehen, etwa auf ein Jahr, da ſollten Sie mitgehen!" In der Luſt dazu rief ich ſogleich: „Gewiß geh' ich mit!" Als ich zu Hauſe mit mir die Mittel erwog, meinen ſtudirenden Bruder daneben, erfand ſich freilich die Schwierigkeit, und es galt damals eine ſolche Reiſe noch für eine ganz andere Sache als jetzt, da die Wege gebahnt und geſchienet ſind. Indeß ich bedachte: bin ich den Sommer durch recht fleißig in Berlin geweſen, ſo wird Altenſtein mir ein Jahr Urlaub zu einer wiſſenſchaftlichen Reiſe nicht verſagen, ich verkaufe alles, was ich habe, mein Recht auf die zweite Hälfte des „Hutterus", der bereits unter die Leute kam, allenfalls auch und nicht um 30 Silberlinge das „Leben Jeſu", dazu findet ſich etwas Credit für einen berliner Profeſſor, und ich führ' es durch! Sofort wurde die italieniſche Grammatik zur Hand genommen und ich begann die Werther-Briefe Ugo Foscolo's zu leſen.

Bei jener Befreundung traten allmählich Beziehungen auf einen Damenkreis hervor, der auf Hermann's anderer, uns nicht zugewandter Seite ſtand. Ich bin doch erſt nach

der Rückkehr aus Berlin in denſelben eingeführt worden, und empfand ſofort, daß hier ein höherer Schwung des Geiſtes und eine feinere Bildung walte, als man anderwärts gewohnt war. Die Damen bildeten, nach etwas zweifelhafter Zählung der ab- und zugehenden, auch ein Siebengeſtirn, den lichten Kern die drei Schweſtern Hermann's, die beiden ältern bereits vermählt. Ich hatte ſie vor Jahr und Tag flüchtig bemerkt, wenn ſie um die Allee gingen, drei junge blonde Damen in tiefer Trauer um den Vater, die Mutter hatten ſie ſchon als Kinder verloren. Auch war mir die jüngſte im Gewandhausconcert aufgefallen, ein feines, geiſtig bewegtes Geſicht mit ſinnigen Augen. Wir waren ſchon ziemlich miteinander bekannt, als ich zum erſtenmal ſie traf im Hauſe der ältern Schweſter, ſie ſagte ganz unbefangen: „Sie ſind am Sylveſter recht vermißt worden.“ Man hatte damals allerlei Maskenſpiele aufgeführt, zu denen ich eingeladen war. Bald nachher fand ich ſie auf dem akademiſchen Ball, ſcherzweiſe das Magiſterhüpfen genannt. Als das anmuthige ſchlankaufgewachſene Mädchen, die reichen goldenen Locken auf den weißen Nacken herabſpielend, in meinen Armen durch den Saal flog, ward mir's ahnungsvoll zu Muthe. Sie hat nachher mit meinem Collegen, Profeſſor Fleck, getanzt, der ſie heftig verehrte, und kam jubelnd zu erzählen, daß er am Schluſſe geſagt habe: „Dieſer Tanz war ſehr ennuyant“. Der Gute hatte gemeint, daß durch allerlei Gedränge und Gewirre ſie wenig zum Tanzen gekommen ſeien, aber ſie hielt lachend dabei feſt, daß es ihr geſagt ſei. Wir haben dann auch den

Cotillon zuſammen getanzt, obwol ſie meinte, daß ſie den eigentlich nicht tanze, weil man bei den Touren jedem, der eben komme, die Hand geben müſſe. Sie wußte einiges aus unſerm Roman, dem „Siebengeſtirn“, und wünſchte mehr zu wiſſen. Ich erklärte, wenn ich recht ſchön gebeten würde, mich bereit zu einem Landesverrath, dergleichen mir nicht fremd ſei. „Nun, ſo ſeien Sie recht ſchön gebeten!“ Ich habe ihr den Roman ausgeliefert, und ſchlechten Dank dafür gehabt, denn ſie hat ihre genaue Kunde davon und daß ſie auf geheimnißvollem Wege dazu gelangt ſei, zumal vor ihrem Bruder, der dieſe Auslieferung bitter empfunden haben würde, mit ſo übermüthiger Luſt merken laſſen, daß ich in nicht geringe Verlegenheit kam. Von jenem Ballabende bin ich freudvoll und leidvoll weggegangen, denn je mehr ich fühlte, daß eine übermächtige Leidenſchaft heranziehe, deſto mehr graute mir nach bisherigen Erfahrungen vor vergeblichem Herzenskummer. Ich hatte davon gehört, daß ſie viel umworben ſei, die Damen hatten einmal Herzensverſe, wie ſie's nannten, aufeinander gemacht, dieſen auf ſie:

Mein Herz iſt wie ein herrlich Schloß
Mit einer Beletage.
Im Hofe liegt der ganze Troß,
Und groß iſt die Paſſage.

Das blieb freilich noch ungewiß gelaſſen, wer die Beletage beziehen werde, die Schloßherrin war nichts weniger als kokett: aber mir dünkte entſetzlich, etwa dieſem Troß mit zu verfallen. Daher kam ich mit einem recht wackern Vorſatze zu einer Abendgeſellſchaft der zweiten

kürzlich vermählten Schweſter, bei der die jüngſte wohnte. Aber als ich bei Tiſche meinen Platz neben ihr fand, vor ihrem holden Tief- und Leichtſinn gingen alle guten Vorſätze in Feuer auf, es war die zweite Pauline. Ich mußte an jene Marie denken, die ich einſt poetiſch geliebt hatte, ſie war in ihr wiedergeboren, aber reicher begabt von der Natur, im glücklichſten Sinne ein ſchönes Weltkind, und doch ein Heiligthum frommer Unſchuld und friedlichen Kinderglaubens in ihrem Herzen. Ich verglich ſie auch mit Linda im Gegenſatze von Lianen im „Titan“, doch war in ihr nichts tragiſch Titanenhaftes, eher neben dem friſchen Muthe des Glücks die Sanftmuth denkbarer Hingebung, ja ſie ſagte, wie ſie manchmal ſich nicht getraue die Augen vor ſich ſelber aufzuſchlagen, wenn ſie allein ſei. Uebrigens mit meiner Vorliebe für Linda war ſie ganz einverſtanden, wie denn dieſe Geſtalten der Jean Paul'ſchen Romane in dieſem Kreiſe galten wie gute Bekannte, und jede Andeutung auf dieſelben verſtanden wurde. Eine junge Dame am Tiſche gegenüber führte die Sache Liane's. Ich war ſo ungerecht, gegen meine alte Neigung zu ſagen, mit ein wenig Schwindſucht ſei es nicht ſchwer eine Liane zu werden, und Pauline ſtimmte ein, mit Lianen ſei es mitunter kaum auszuhalten, wenn nicht Albano neben ihr ſäße. Mich ſelbſt mochte ich heimlich mit Wilhelm Meiſter vergleichen, der auf dem Theater verſucht hatte, wozu ihm die wahrhafte Anlage verſagt war, wie ich mit der Poeſie; aber auch meine Natalie war gekommen, nur daß ſie mir nicht ſo in den Schos zu fallen ſchien wie dem glücklichen Helden des Romans.

Als ich, wie man's aufgeregt nach einem Gastmahl thut, mit Weiße noch einen Spaziergang um die Stadt machte, kam die Rede auf die Damen, und da ich von der Einen mit Enthusiasmus redete, sagte der Philosoph: „Sehen Sie sich vor mit Ihrem Herzen, jener Schatz wird von Zaubermächten bewacht und möchte schwer zu heben sein.“ Ich bin dann noch lange verdüstert allein durch die Nacht hingegangen, bis ich mich zusammenfaßte in dem Beschlusse: kann ich sie nicht haben, will ich sie doch lieben! wem geht das etwas an!

Von Berlin war ein langes bedenkliches Schweigen erfolgt, endlich am 18. Februar ein Brief des Bischofs: Alles dort verloren, der Minister von Altenstein entschuldigt sich, ihm sei aus einem andern Ministerium eine Mittheilung gemacht worden, welche ihn, ohne sich dessen Feindschaft zuzuziehen, für jetzt nichts für mich thun lasse. Selbst für die allergnädigst angenommene Zueignung der Symbolischen Bücher, für das theure Exemplar in Saffian und Goldschnitt, erhielt ich keinen Dank. Nachmals hat sich ergeben, daß jene Mittheilung des Polizeiministers durch den Geheimrath von Kamptz hervorgerufen war, der für seinen Einfluß fürchtete, wenn durch die Berufung eines vermeintlichen Demagogen die Scheu des Königs vor demagogischen Umtrieben als nichtig dargestellt würde. Auch konnte mein Widersacher geltend machen, daß sich nicht zieme, zu derselben Zeit, in welcher Landeskinder noch mit langjähriger Aussicht dazu auf den Festungen saßen, einen Mann nach Preußen zu berufen, auf dem mindestens die Erinnerung desselben Verbrechens liege.

Es war mir ein harter Schlag. Daneben ein Nadelstich, daß die alte Dame, als deren Hinterſaſſe ich wohnte, ihre Wohnung aufgeben wollte, und mir daher kündigte. Das war in Reichel's Garten der hintere Palaſt im dritten Stock, eine große Eckſtube mit der Ausſicht weit über das Flachland, wie Leipzig ſie bietet; auf den Wänden hatte ein Schauſpieler, der vordem dieſes Zimmer bewohnte, decorationsmäßig italieniſche Landſchaften gemalt; die Stätte war mir ſehr lieb. Mich dünkte an einem Tage der Niedergeſchlagenheit, daß in dieſem Jahrhunderte mein Glück nicht aufkommen wolle, und ſo muthlos geworden ſchrieb ich an Hermann, daß ich auf Italien verzichten müſſe, da die Möglichkeit dieſer Reiſe auf einer verheißenen berliner Anſtellung und auf einem gehofften dortigen Urlaube beruht habe. Er kam ſogleich zu mir, unſer Geſpräch war trübe und geſpannt, er hatte etwas auf dem Herzen ohne es herausbringen zu können. Nach einer Stunde erhielt ich dieſen Brief:

„Mein theurer Freund. Ich muß unſerm traurigen Geſpräch über die zerſtobene Hoffnung noch zwei Worte hinzufügen, die mir ſchon bei Ihnen auf der Zunge lagen, aber dort keine bequeme Gelegenheit fanden ſich herauszufinden. Sie hatten mir Ihr Vertrauen geſchenkt, daher lag mir die Frage nahe: was Sie denn eigentlich nun beſtimmte, den ſchönen Plan aufzugeben, da Sie doch gerade jetzt am freieſten zu ſein ſchienen. Sie haben mir darauf blos im allgemeinen erwidert, daß es Ihnen jetzt eben unmöglich wäre, die Reiſe zu unternehmen, und ich bin weit entfernt mich noch weiter in Ihre Verhältniſſe ein-

drängen zu wollen. Allein faſt hat es mir geſchienen, als wenn unter jenen Hinderniſſen der leidige Geldpunkt mit begriffen wäre. Sollte dies wirklich der Fall ſein, und ſollten andere, ernſtere Hinderniſſe ſich vielleicht noch überwinden laſſen, ſo ſollten Sie ſich wenigſtens nicht abhalten laſſen. Ich kann mit größter Bequemlichkeit die Auslage übernehmen, und würde mich, wenn Sie mir dies geſtatten wollten, gern in alles, was Sie begehrten, fügen, um Ihnen dieſe kleinſte aller Dienſtleiſtungen nicht unbequem zu machen."

„Irre ich mich und habe ich Thorheit geredet, ſo verzeihen Sie's. Ich kann die Hoffnung noch immer nicht aufgeben, daß wir Albano's Jugendinſel und das Land der übermüthigen Cyklopen und alle Herrlichkeiten der ewigen Roma zuſammen erblicken und von dort einen Frühling für das ganze Leben mitbringen ſollen. Darum wende ich mich auch nach dem ſchwächſten Hoffnungsſchimmer, der noch übrig iſt. Vale mihique fave. H."

Ich habe geantwortet: daß ich's gern annehmen würde, wenn ich mein Leben auf ein paar Jahre hinaus im Himmel aſſecuriren könnte. Noch liege ich im Streite mit meinem Gewiſſen. Er möge nur reiſen, (er wollte am nächſten Tage nach Berlin) nach ſeiner Rückkehr wollten wir's als Männer und Freunde überlegen. Am nächſten Morgen erhielt ich dieſen zweiten Brief:

„Ich gehöre ſonſt nicht zu den Leuten, welche gern die ganze Hand nehmen, wenn man ihnen den Finger bietet; aber hier kann ich unmöglich bis zur Rückkehr von Berlin ſchweigen. Um des nichtswürdigen Geldes

willen dürfen Sie wahrhaftig nicht zurückbleiben! Das wäre Verrath an der guten Sache.“

„Wenn Sie ſich im Himmel auf ein paar Jahre aſſecuriren laſſen könnten! — doch wol, um mir's recht ſicher wieder zu geben? Aber wahrlich, Freund, es wäre nicht der Mühe werth, auch nur die leipziger Hagelſchädenaſſecuranz ſtatt jener himmliſchen zu incommodiren. Ob Sie mir's nun in zwei, zehn, zwanzig, funfzig Jahren, oder post vitam wiedergeben, iſt's nicht völlig gleich? iſt's nicht genug, daß ich den Bettel für mich nicht brauche, und daß ich mich ſehne, ihn auf gute Manier los zu werden, damit er erſt dadurch zu etwas werde? Und ſollten nicht zwei Menſchen, die einmal miteinander nach Italien reiſen wollen, eigentlich ihre paar Dreier zuſammenſchütten, und davon herrlich und in Freuden leben, ohne den Teufel zu fragen, wo's herkäme, wie es nach ſüddeutſchem Rechte die Ehegatten machen auf der Reiſe durchs Leben.“

„Nichts für ungut, daß ich ſo kauderwelſch rede, es kommt daher, daß ich mich der italieniſchen Grenze wieder näher gerückt fühle. Ich ruhe nun nicht wieder, bis ich Sie wiedergewonnen, oder aus triftigern Gründen noch einmal verloren habe. Kommen Sie mit, Freund! Ihr ſieben- oder achtundzwanzigſtes Jahr, oder in welchem Sie eben ſtehen mögen, kommt nicht wieder, und wenn Sie auch künftig einen beſſern Gefährten finden ſollten, ſo werden ſie doch keinen finden, der treuer und glücklicher an Ihnen hängt. Ich habe jetzt mein ganzes Leben mit allen ſeinen Wünſchen, Hoffnungen und Plänen in

das ſchöne Land hineingebaut. Die letzten Zweifel über meine Zukunft müſſen ſich dort löſen, und ich hoffe mit größter Zuverſicht, als entſchiedener, glücklicher Menſch zurückzukehren. Aber mit allem dieſem iſt die ſichere Erwartung, daß wir zuſammenbleiben würden, ſo innig durchwachſen, daß ich — ich will nicht ſagen, mich in meinen Hoffnungen zerſtört fühle, ſondern mich eben nicht ſtören laſſe, und dem Schickſal vertraue, daß es uns noch zu Geſellen machen werde. Ich will Sie nicht weiter beſtürmen, aber noch einmal: um des Lumpengeldes willen bleiben Sie nicht zurück! Unveränderlich Ihr H."

Da ging ich natürlich zu ihm, wir gaben einander die Hand, wir waren beide bewegt, und ſahen Bilder an. Das war im Februar. Wie es mit der Ausführung gehalten worden iſt, daran erinnert mich ein Billet vom 17. Juni:

„Wir waren neulich darüber einig, daß es allgemach Zeit würde, an die nähern und nächſten Vorbereitungen zur Reiſe zu denken. Nun gehört aber nach Reichardt's «Paſſagier» und anderer vielgereiſter Leute einſtimmiger Meinung, ſeitdem die goldenen Zeiten der alten Gaſtfreundſchaft vorüber ſind, außer Verſtand und Zeit noch der Klang edler Metalle zu den hauptſächlichſten Reiſebedürfniſſen. Wir haben dieſen Punkt ſchon einmal vorläufig behandelt und Sie entſinnen ſich wol, daß Sie mich diesfalls zum Bankier annehmen wollten. Deshalb wollte ich Ihnen nur melden, daß ich von Stunde an gerüſtet bin, Ihnen mit dem Erforderlichen, ſei es in ganzer oder getheilter Summe, zu dienen, und Sie bitten, mir ge-

legentlich einige Winke zu geben, wie ich meines Amtes warten ſolle.“

Wie ich dieſes Verhältniß empfunden habe, deſſen gedenkt eine Stelle im dritten Theile der „Gnoſis“, da, wo der Unterſchied der Liebe und Freundſchaft von bloßer Achtung und ſittlicher Uebereinſtimmung mich zu dieſer rein perſönlichen Aeußerung verführt hat: *)

„Viele unter den Zeitgenoſſen, Tauſende in der Vorwelt achte ich hoch wegen ihrer ſittlichen Würde, aber wie ihr mich, ſo hab' ich euch aus Tauſenden erwählt: dich mein Ferdinand, du Erſter und Liebſter, der du, mit der Wahrheit in der treuen Bruſt, unermüdlich nach der Wahrheit in den Schulen der Weltweiſen und Gottesgelehrten umherziehſt; und dich, du wildes, edles Herz, das nicht nach der Luſt, aber nach dem Ruhme der Welt ſo ſtürmiſch verlangte, — wir hofften dich einſt unter den Helden des Vaterlandes zu begrüßen, ruhmlos biſt du wol lange ſchon in ein fernes unbekanntes Grab verſunken, du biſt verſchollen in der Welt', aber wie ihrer eigenen Jugend und ihrer Hoffnungen gedenken deiner die Freunde; und auch dich, du zarter, kühner, künſtleriſcher Geiſt! wir fanden uns erſt, als ich den heiligen Kreis der Jugendfreunde ſchon geſchloſſen dachte, wir haben den erſten Frühling der Jugend nicht miteinander durchlebt, aber Hand in Hand ſtehen wir treu verbunden vor einer ſchönen Zukunft, die als ein ewiger Frühling in unſern Herzen fortleben wird.“

---

*) Ausgelaſſen wie alles Perſönliche in der Auflage von 1870.

Im Tagebuch ist bemerkt zum 1. März: „Bis zum 21. Februar halb 3 Uhr währte mein Unstern.“ Es war die Stunde, wo der Freund mir schrieb. Wirklich seit dieser Zeit überkam mich ein Gefühl, daß jetzt mir alles glücken müsse. Nun es ist noch immer dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, aber es war ein prächtiges Gefühl und hat bis tief in den Herbst hinein ausgehalten. Selbst meine alte Hausdame hatte sich's überlegt und behielt ihre Wohnung, also auch ich die meine.

Die still Geliebte traf ich oft in unserm geselligen Kreise, und als der Frühling kam, mit demselben im Rosenthal, geheim hatte ich ihr ohnedem nichts zu sagen. Am Palmensonntag war Concert im Gewandhause. Unten wurde mir ein Veilchensträußchen angeboten, das ich für einen Dreier kaufte. Oben traf ich sie, es war ihr Geburtstag, ich gab ihr's mit einem Frühlingswunsche. In der Pause ging sie fort, es war mir sehr bedenklich warum und wohin? aber ich sah mein armes Sträußchen an ihrer Brust, und ließ mir genügen an diesem Theile, den ich doch an ihr hätte. Ich war damals zweifelhaft, soll ich beten: Lieber Gott, gib mir sie! oder gib mir den Muth sie zu verlieren! Wenn aber doch ein großer Schmerz in der Tiefe lauerte und zu Zeiten aufzuckte, daß die Eine, die ich über alles geliebt hätte, mir wol versagt sei, so war Italien so sehr mein Wunsch, die Freude der nahen Erfüllung so groß, daß ich mich tröstete, es werde jenseit der Alpen dennoch schön sein.

Für Pfingsten war eine kleine Verschwörung zwischen

den Damen und mir, daß wir einige Tage eine fröhliche Villeggiatur halten wollten auf einem Landgute, das die Geſchwiſter am Eingange der Sächſiſchen Schweiz beſaßen. Hermann, der diesmal unbewußt von ſeinen Händen geleitet wurde, war darauf gebracht worden, es anzuſtellen, und lud mich dazu ein, da ich doch einmal nach Dresden wolle; „auch kommen die Damen dahin, das lockt Sie doch am meiſten.“ Die Andern waren ſchon dort, zur beſtimmten Zeit fuhr ich von Dresden hinaus mit dem Pachter des Gutes, der außer mir ein Feuerwerk mitzubringen hatte, das hinten am Wagen aufgebunden war auf die Gefahr hin, wenn es ſich entzünde, eine Eliasfahrt mit uns zu machen.

Dort begann ein köſtliches Landleben, deſſen Honneurs die älteſte Schweſter machte, welche, weil an einen Kaufmann verheirathet, ſchlechtweg die Madame genannt wurde, wie die Schweſter des Königs von Frankreich, und wenigſtens in dieſen Tagen nannten wir ſie auch die Landesmutter, ſie eine Frau, die den Geiſt, den die jüngſte Schweſter noch faſt unbewußt in ſich trug, in feurigen Zungen umherflackern ließ, dazu künſtleriſch gebildet und voll Gutmüthigkeit wie dieſe Geſchwiſter alle. Das Ideal einer edeln Geſelligkeit beider Geſchlechter, geſchmückt mit allen Gaben der Kunſt und Wiſſenſchaft, trat uns hier in ſeinen Anfängen vors Auge, und ließ hoffnungsvolle Träume ſeiner kommenden Verwirklichung beſprechen. Am nächſten Tage machten wir einen Ausflug nach Böhmen, ich war in einen Wagen gewieſen nicht mit Paulinen, ſondern mit der Landesmutter, die durch irgendeinen

Scherz, der ſich lang erhalten hat, mich zum Stiefſohn annahm, der als ſolcher ſchon einige Jahre älter ſein durfte als ſie; Fräulein Alwine zur Stieftochter, dieſe eine junge Dame von vornehmer Haltung, voll Verſtand und Charakter, die nächſte Freundin Pauline's, die demzufolge meine Stieffreundin genannt wurde, was doch nicht haftete. Wir hielten das Mittagsmahl in Teplitz, fuhren dann auf den Schloßberg, herunter gingen wir andern, nur die beiden Schweſtern fuhren, da kam an einer abſchüſſigen Stelle ihr Wagen ins Fortſchießen, und es glückte mir zuſpringend die Pferde aufzuhalten. Erſt Wochen nachher ſagte Pauline: „Die Schweſter wird's Ihnen nicht vergeſſen, daß Sie Ihr Leben für ſie gewagt haben"; ſo ſchlimm war es doch nicht. Das Nachtlager wurde auf dem hohen Gipfel des Milſchauer aufgeſchlagen. Nach einem Tage voll Luſt und Muthwillen fanden die Damen dort nur eine Mooshütte zum Schlafen, Hermann und ich betteten uns in einer Art Höhle, und da es kalt war, gab mir Pauline ihren Mantel zur Decke. Ich hatte manchmal am Schluſſe des Gewandhausconcerts nach dieſem rothen Mantel geblickt wie nach einem freundlichen Meteor, es war mir wunderbar ſüß darunter zu Muthe. Am Morgen hatte ich's doch zu bereuen, denn ſie ſelbſt ſah ganz erfroren aus.

Sie war eine ſchöne Natur, die das, was andere für beſonders edel hielten, als ganz naturgemäß anſah und gelegentlich übte. Gelernt hatte ſie damals nicht allzu viel, und hat noch lange die Gelehrſamkeit gering geachtet, aber in einem hochgebildeten Kreiſe aufgewachſen, war ihr

vieles angeflogen, und der Hauch des Genius ſchwebte über ihre Lippen. Sie hat verleugnet je ein Gedicht gemacht zu haben, aber es war die einfache Wahrheit, was in einem Verſe, dergleichen mir jetzt wiederkamen, an die Stiefſchweſter, von der Freundin geſagt iſt:

— die uns kein Gedicht verſpricht,
Sie aus Weltendichters Geiſte
Selbſt ein liebliches Gedicht.

Ich hatte gehört und konnte mir leicht denken, daß ſie in ſehr anmuthigen Briefen ſich ausſpreche. Sie war vorigen Sommer mit der Schweſter in Norderney geweſen, und wir ſchloſſen einen Vertrag, daß ich für das erſte Gedicht, das ich der Freundin bringe, einen der Briefe von dort an dieſelbe leſen dürfe, den dieſe ausſuchen möge. Sie gab mir die Briefe alle. Sie bildeten eine reizende Symphonie, die Sehnſucht und das Andenken der Freundſchaft, das Allegro aus dem Badeſalon, das Naturleben an der See, Meeresſtille und auch Sturm im Herzen; mir ſo ſchön wie Heine's „Nordſeebilder", nur von reiner jungfräulicher Hand geſchrieben. Wie war mir doch bei dem Anblicke dieſer lieben Züge und dieſes geliebten Herzens, das ſich der Freundin aufſchloß! In Wahrheit, ſie hatte mir viel vertraut, obwol ſie nur Edles zu vertrauen hatte. Sie hat mir nachmals erzählt, daß ſie beide ſich darüber geſorgt und es bereut hätten. Doch habe ſie gemeint: es hätte nicht geſchehen ſollen, nun es aber geſchehen, dürften ſie mir vertrauen. Hätte ich ſie

nicht ſchon mehr als alles auf Erden geliebt, ich hätte ſie nach dieſen Briefen lieben müſſen.

Ich habe dieſen Sommer, da ich doch ein wenig über Italien und von der bildenden Kunſt lernen wollte, nur abermals über das Leben Jeſu geleſen, und die voriges Jahr nicht Platz gefunden hatten und die ſeitdem zur Univerſität gekommen waren, fanden ſich fleißig ein. Auch ließ ich, nicht die Vorleſungen, aber einen Auszug daraus als Lehrbuch drucken, deſſen Bogen die Zuhörer einzeln, wie ſie aus der Preſſe kamen, erhielten; die erſte rein wiſſenſchaftliche Darſtellung dieſer neuen Wiſſenſchaft „vom Leben Jeſu", in der Ahnung ihrer großen, ſtürmiſchen Zukunft.

Ammon hatte mir im Namen des Geheimen Raths eine Unterſtützung geboten, um an der Göttinger Bibliothek Studien zu machen zu einer Geſchichte der proteſtantiſchen Märtyrer, die zum Jubelfeſte der Augsburgiſchen Confeſſion gedruckt werden ſollte; das werde mir auch die ſichere Stätte im Vaterlande bereiten. Es war ſehr gütig gemeint, aber ich mußte Italien dagegen einſetzen.

Ich hatte in Dresden den Miniſter des Innern von Noſtiz-Jänkendorf, als Dichter Arthur vom Nordſtern, beſucht, und er hatte mit freundlicher Theilnahme meine Abſicht vernommen, den künftigen Winter in Rom zu verbringen. Ich war ſchon auf der Straße, als ein Bedienter mich zu ſeinem Herrn zurückrief. Er frug: ob ich nicht ein Reiſeſtipendium wünſche? Ich nahm das natürlich dankbar an, und ſollte nur, wenn die Zeit gekommen ſei,

ihm deshalb eine Eingabe ſenden. Derſelbe wohlwollende Herr ſchrieb mir vom 25. Juni: er habe ſoeben das Reſcript meiner Ernennung zum außerordentlichen Profeſſor der Philoſophie vollzogen, und freue ſich der erſte zu ſein, der dazu Glück wünſche. Dabei war noch kein Gehalt, aber es war die hergebrachte Sproſſe der akademiſchen Himmelsleiter in Sachſen. Ich hatte zu dieſer Zeit auch einmal an Freund Schmid in Tübingen geſchrieben, und dabei der ſeltſamen Degradation meiner akademiſchen Würden gedacht. Die Antwort war von der dortigen Facultät ein Ehrendiplom als Doctor der Theologie.

Am 9. Juli trat Goldhorn in meine Stube mit dem Gruße: „Ich bringe einen Ruf nach Jena!“ Es war eine zwar fundirte, doch nur außerordentliche Profeſſur der Theologie, die er nach einem Brief aus Weimar mir bot, indem der bisherige Inhaber, der jüngere Niemeyer, ſeinem Vater als Director des Waiſenhauſes in Halle folgte. Jena mit ſeinem freien Geiſte und ſeiner Gebirgslandſchaft mochte mir wol zuſagen, doch war's nur ein Gehalt von 300 Thalern, die konnte man in Leipzig mir auch nicht leicht verſagen, wenn ich mit dem Wunſche zu bleiben jene Berufung bekannt werden ließ. Daß Zachariä's „Renommiſt“ nur noch wie ein Mythus über der jenaiſchen Studentenſchaft ſchwebte, vielmehr ſeit den Freiheitskriegen viel geiſtiges Leben, ideale Beſtrebung und edle Sitte in dieſen Kreiſen herrſchte, das wußte ich aus eigener Anſchauung. In Weimar verwaltete Goethe noch in ſeiner Weiſe das Miniſterium für Kunſt und Wiſſenſchaft, und

mit von ihm gerufen zu ſein war mir auch kein klein Ding. Doch hatte ich keinen Grund, es für einen göttlichen Ruf anzuſehen, da mir die geſegnete Wirkſamkeit in Leipzig nicht fehlte, ich ſah es nur darauf an, wie ſie es anſehen würde? Daher ſowol verſtändigerweiſe als meinem Gefühl nachgebend ich ihr's vortrug, als wir bei einem Concert im Roſenthal uns trafen. „Aber wie kann ich's denn entſcheiden!" ſagte ſie. Ich erwiderte: mit Verſtandesgründen könne ich mich überhaupt nicht herausfinden, es gelte hier ein glückliches Vorgefühl, ich betrachte ſie wie ein Kind, durch das man ein Los ziehen läßt, und ich vertraute ihrer Hand, daß ſie mir Glück bringe. Da frug ſie: „Wenn Sie nicht nach Jena gehen, was dann?" — „Dann komme ich aus Italien wieder nach Leipzig zurück." Sie ſtand eine Weile nachdenklich, und ſprach dann ſehr entſchieden: „Ich ginge nach Jena." — „So geh' auch ich!" rief ich, habe mit niemand mehr darüber geſprochen, und nachdem es in Weimar abgeſchloſſen war, ſchon auf der Reiſe nur um meinen Abſchied gebeten, auch der freundlichen Excellenz herzlich gedankt für die Verheißung des Reiſeſtipendiums.

Jener Abſchluß verzögerte ſich dadurch, daß ich als Bedingung ſtellte, die jenaiſche Profeſſur mit einjährigem Urlaube anzutreten, und doch mit Beziehung des Gehaltes, den ich meinem Bruder zu überlaſſen gedachte, da ich deshalb auf ein Reiſeſtipendium von wahrſcheinlich größerm Betrage verzichten müſſe. Dagegen wurde vorgeſchlagen, daß ich doch erſt nach Jena kommen, ein Jahr, oder auch

nur bis Oſtern Vorleſungen halten, und dann des Urlaubs verſichert ſein ſolle. Ich mußte bei meiner Bedingung verharren. Darauf ſchrieb mir der weimariſche Miniſter D. Schweitzer den officiellen Antrag mit einem Urlaube bis Anfang des Sommerſemeſters 1830, allenfalls auch bis nach Pfingſten. Nach den beſtehenden Verhältniſſen ſei unmöglich, den Urlaub ſofort auf zwei Semeſter auszudehnen. Er fügte hinzu: „Freundlich, recht freundlich werden Sie in Jena empfangen werden, und daß man dort in den akademiſchen Verhältniſſen glücklich leben kann, weiß ich ſelbſt aus Erfahrung.“ Er war Profeſſor in Jena geweſen, und ich ſagte zu.

Die Freundin hat doch in ſpäterer Erinnerung verſichert, daß ihre Rede: Ich ginge nach Jena! nicht den vollen Sinn hatte, den ich geneigt war hineinzulegen, ſondern nur das habe ſie bedacht: wenn ſie ſage, gehen Sie nicht! ſo heiße das: bleiben Sie hier, uns zu Gefallen! So hat denn mein Genius durch ihren Mund geſprochen, und ich habe nie einen Tag erlebt, an dem ich dieſe jungfräuliche Entſcheidung zu bereuen hatte. Vielleicht daß ich in Leipzig oder anderwärts intereſſantere Verwickelungen, größere Anregungen gefunden hätte; wol nirgends hätte ich freier und friedlicher meinem Amte und meiner Wiſſenſchaft leben können.

Als die Zeit der Abreiſe näher kam, wogten in mir widerſtrebende Gefühle. Italien die Sehnſucht meiner ganzen Jugend, und in ſo leichtgetragener Weiſe mit einem lieben kunſtverſtändigen Genoſſen: aber dieſe Atmoſphäre verlaſſen, in der ich die Luft eines höhern Lebens

athmete, und die über alles Geliebte verlaſſen, die ich noch nicht einmal hatte! Dazu ſtieg doch zuweilen das Bedenken ängſtigend auf, ob dieſe ſtete Güte des holdſeligen Kindes, das nach eigenem Geſtändniß und der Freundinnen Andeutung doch auch ſehr heftig aufbrauſen konnte, ob dieſe Traulichkeit ſelbſt, die ſie zu mir hatte, ohne Suchen und ohne Fliehen, vielleicht nur eine laue Freundſchaft ſei. Es war mir aus der eigenen Seele geredet, als ich im Anſcheine des Scherzes den Heine'ſchen Vers ihr zuflüſterte:

— und es quält mich, was bedeuten
Dieſe ſüßen blauen Räthſel!

wo die ausgelaſſenen Verszeilen ihr ſehr wohlbekannt waren. Heine's kleine Lieder wurden damals unter uns begrüßt in der erſten Freude an dieſer echten Poeſie, und in der Meinung, daß es nur die Vorſtimmen des künftigen großen Dichters wären. Die blauen Räthſel ſtrahlten ſanft und klar wie die Sterne vom Himmel, das Wort des Räthſels war nicht gefunden, während mit ihrer Schweſter, dem Stiefmütterchen, vielmehr der vollen aufgeblühten Roſe, eine klare, heitere Freundſchaft idealer Intereſſen ſich bildete. Da beſchloß ich, zum Abſchiede zwar nicht die Liebe der Geliebten, aber ein Pfand derſelben zu fordern. Es mochte das altmodig in dieſem Kreiſe ausſehen, aber mich reizte die Erinnerung an die erſte Pauline, ich wollte noch einmal meine Zukunft auf dieſe Karte ſetzen. Wir gingen abends mit den andern von Gohlis durch das Roſenthal zurück, da ſagte ich ohne

alle Einleitung: „Geben Sie mir einen Talisman mit nach Italien, eine Locke.“ Sie zuckte zurück, aber sie machte keine Mädchenausrede, sie sagte einfach: „Ich gäbe sie Ihnen, wenn ich könnte, — quälen Sie mich nicht!“ Ich brach sogleich davon ab, ich war traurig, aber das war kein verheißenes und dann versagtes Glück, ich wollte dennoch an sie glauben.

Einige Tage nachher, am 14. August, gab Hermann dem ganzen Freundeskreise beider Siebengestirne ein Abschiedsfest in Raschwitz. Wie er denn nebenher ein Feuerwerker war, hat er ein hübsches Feuerwerk auf der Wiese hinter dem Dorfe abgebrannt. Es war ein milder Sommerabend, ich stand schweigend neben Paulinen, sie sagte, auch sie ohne alle Einleitung: „Da haben Sie die Locke.“ Es jubelte in mir auf: sie liebt mich! sie liebt mich! Ich habe die Locke in einem Medaillon auf der Brust getragen, in Italien, durchs Leben, ich wollte sie mit ins Grab nehmen.

Wir saßen an der festlichen Tafel, sie an meiner Seite. Die Rede kam auf Briefe aus Italien. Hermann versprach guten Bericht zu geben, mindestens für die Damen. Ich sagte: „Das verstehe ich nicht so für einen ganzen Freundeskreis zu schreiben.“ Da bemerkte eins etwas spöttisch: „Wenn wir Ihnen nicht gut genug sind, so schreiben Sie an ein Ideal!“ Ein anderes verbesserte: „An eine künftige Geliebte!“ Das ergriff ich rasch, im Vorgefühl dessen, was daraus zu machen sei. Professor Weiße entgegnete: das solle mir bald langweilig werden, so an eine Luftgestalt zu schreiben. Ich vermaß mich

deſſen, daß ich's doch thun würde. Wir wetteten, nach der Rückkehr um ein Feſt wie heute, und ich fügte hinzu in froher Zuverſicht, daß ich nicht der Wette wegen, nicht Ehren halber fortſchreiben wolle, ſondern nur ſolange die reine Luſt dazu währe. „Aber", entgegnete Weiße, „wenn nur die Dame der Zukunft dieſe Briefe zu leſen bekommt, wer bezeugt uns denn, daß ſie wirklich geſchrieben werden?" — „O", ſagte ich, „wenn die gegenwärtigen Damen mir's vergönnen, ſo will ich ein Comité aus ihnen erwählen als Urkundszeugen, denen ich einen Brief nach dem andern ſende, und zwar diejenigen, von denen ich hoffen darf, daß ſie meine etwaigen Thorheiten am mildeſten beurtheilen werden, alſo: die gnädige Landesmutter, meine gütige Stiefſchweſter und Fräulein Pauline." Das wurde lachend angenommen. Ich konnte jetzt an ſie ſchreiben ſoviel ich wollte. Der erſte Brief aus München beginnt mit der Erinnerung an dieſen Abend:

„Die Ouverture des «Titus» rauſchte uns entgegen mit ihrem feſtlichen Gruße, als ich eintrat in den Saal, am Arm eine ſchlanke liebliche Geſtalt, durch deren reiche blonde Locken man ſcherzend einen Akazienzweig geſchlungen hatte, daß ſie anzuſehen war, je nachdem man den Zweig für einen Lorberkranz oder Myrtenkranz nahm, wie eine Victoria oder wie eine Braut, oder beides zugleich. Der Kreis, unter welchem ich im letzten Jahre heimiſch geworden war, ſetzte ſich zum Abſchiedsmahle der Wanderer nach Italien. Das Herz ganz hingegeben der ſchönen Gegenwart, trank ich in langen Zügen die Freude, wie die Muſik, wie den Champagner, und dabei, damit das

ganze Gefühl der Menſchheit, das einige in ſeiner Doppelmaske von Freud' und Leid, ſich in dieſem Abende verſammele, der Schmerz des Abſchieds in der Tiefe, aber nicht verſtörend, ſondern wie ein blaues Gebirge in der Ferne, über das nun bald ein Freund geht und unſern Blicken auf lange, vielleicht auf immer entſchwindet."

Achtes Kapitel.

Wanderschaft und Heimkehr.

August 1829 bis Juli 1830.

Die Briefe an die künftige Geliebte sind wirklich geschrieben worden bis zum Abschiede aus Sicilien, und vertreten für diese Zeit das Tagebuch. Ich habe einst gemeint, nie Besseres geschrieben zu haben, sicher nie etwas mehr con amore. Dem Gelehrten, der gewohnt ist, seine geheimsten Gedanken hinauszuwerfen in die Arena des Lebens, lag nach Jahren der Einfall nahe, diese Briefe, wenn auch namenlos, drucken zu lassen; zu jener Zeit wären sie, abgesehen von blos dilettantischer Kunstkenntniß, wol ein gern gelesenes Buch über Italien geworden. Frauen sind scheu vor der Oeffentlichkeit. Die nicht mehr blos künftige Geliebte sagte: „Du hast sie mir geschrieben, laß sie mir allein!“ So entnehme ich ihnen blos einen Auszug des allgemeinen Verlaufs dieser Wanderschaft.

Als wir am klaren Montagsmorgen des 21. August aus dem Thore des durch den Goethe'schen Bericht über

Gottſched's Perrüke und ausgetheilte Ohrfeige wohlbekannten Goldenen Bäres fuhren, gaben wir einander die Hand, Hermann und ich, keiner ſagte etwas, aber wir wußten, daß wir die höchſten Freuden, allenfalls auch einige Noth miteinander theilen wollten.

Noch einmal ſah ich zurück nach den Thürmen von Leipzig, und das Gefühl machte ſich geltend, das unter Reiſe-Luſt und -Leid faſt in Vergeſſenheit gerathen war, daß ich auch nach der Heimkehr nicht zurückkehren würde in die akademiſch-heimiſchen Verhältniſſe dieſer guten Stadt. Ich gedachte der Jahre, die ich dort einſt unter wackern Genoſſen im kecken frohen Kampfe für eine edlere Geſtaltung des akademiſchen Lebens zugebracht hatte. Ich gedachte, wie ich damals vertrieben, nach Jahren zurückgekehrt war, und unter neuen Formen dem alten Geiſte lebte. Treue Schüler hatten ſich um mich geſammelt, weil ſie wußten, daß ich's aufrichtig mit ihnen meinte und ſie hineinzuziehen ſtrebte in eine geiſt- und liebevolle Auffaſſung der Theologie, der das freieſte Denken ſich einte mit chriſtlicher Begeiſterung.

In Baireuth beſuchten wir das Grab Jean Paul's. Erlangen ſah ich wieder mit der Erinnerung an unſere luſtigen Thaten und Meinungen daſelbſt. Aber die Getreuen, von denen ich vor ſieben Jahren um dieſelbe Zeit Abſchied nahm, waren alle zerſtreut, und ich ſuchte vergebens ein bekanntes Geſicht, als ich in der Dämmerung durch die wohlbekannten Straßen ging. Indeß bei der Wehmuth, der das Wiederſehen eines Ortes ohne die Menſchen, durch die er uns lieb geworden iſt, immer verfällt, drang doch

ein löblicher Gegenſatz ſich auf. Damals hatte der Prorector mich weggewieſen, und ich ſollte nur unter polizeilicher Aufſicht eine Gnadenfriſt erlangen, die ich verſchmähte: jetzt, als ich bei dem dermaligen Prorector, meinem lieben Lehrer D. Winer, ein Stündchen zu Abend aß, hatte ich Mühe, mich ſeiner gaſtfreundlichen Bitte zu entziehen, um nach des Freundes Wunſche Nürnberg noch in der Nacht zu erreichen.

Hier traf ich meinen Johannes-Peter Kindler als Pfarrer der kleinen reformirten Gemeinde, einen Mittelpunkt der pietiſtiſchen, oder wie er ſelbſt ſie nannte, der chriſtlichen Richtung. Nach ſeiner Natur, inniges Gefühl, hingebende Liebe ohne Schärfe des Verſtandes und ohne den Muth der Vernunft, war er ſchon auf der Univerſität dieſer Richtung zugeneigt. Sie war ebendeshalb in ihm zu einer in ſich einigen, wohlthuenden Geſtalt und Wirkſamkeit geworden, wie denn auch ſein Geſicht mit den langen geſcheitelten Haaren dasjenige war, was mittelmäßige Maler als ein Johannesgeſicht geben, die ſanfte Liebe ohne den Feuerblick des Adlers und Donnerſohns. Er erzählte mir von den letzten Tagen ſeiner Schweſter Eliſe, des ſtillen holdſeligen Kindes, und wie ſie meiner noch gedacht habe. Von der wehmüthigen Erinnerung wandte ſich der Blick zur heitern Gegenwart. Er hatte die Lebensgefährtin gefunden ſo recht in ſeinem Sinne, und mehr als dieſe. Wir fanden ſie auf ihrem Wochen- und Siegesbette, daneben in der Wiege ſchlummerte ein Knabe von nicht viel Tagen. Das Glück der beiden Menſchen, wie ſie ſich hinneigten über den kleinen Schlä-

fer, war mir rührend anzuſehen. Die Vergleichung des Gegenſatzes drängte ſich auf, von jedem in ſeiner Weiſe gefühlt und ausgeſprochen. Hier das ſtille häusliche Glück, die Beruhigung alles Verlangens in freundlicher Beſchränkung: vor mir Alpen und Meer, in der Bruſt hohe ſtürmiſche Wünſche. War der eine nicht ohne Gefühl für das Glück des andern, wir durften beide anerkennen, daß jedem geworden ſei, was für ihn paſſe.

Eine Woche ſind wir in München geblieben als der Vorhalle unſerer Kunſtliebhabereien. Hier traf ich den Freund von den Kinderjahren her, Ernſt Förſter, mit der anmuthigen Emma, der Tochter Jean Paul's vermählt, ſie faſt in des Vaters Stil, nur ins Kleine gezogen; aber es iſt eine unbillige Erwartung, daß die Kinder der Natur den Kindern des Genius Geſchwiſter ſein ſollten. Auch fand ſich hier eine der treuen Bräute, die uns auf Hohenasperg beſucht hatten, jetzt mit Mebold vereint, der neben Kolb die Redaction der „Allgemeinen Zeitung" übernahm. Sie zeigte mir das Stammbuchsblatt, das ich ihr damals zum Abſchied geſchrieben hatte im guten Glauben an die Zukunft. Bewegt betrachteten wir das Blatt von Bardili, der in Amerika früh erlegen war, es ſprach ſo unſer damaliges gemeinſames Gefühl und die Ahnung ſeines eigenen Geſchicks aus, daß ich dieſe Abſchrift davon nahm:

Was iſt's, das in des Lebens Ungemach,
Das in der Krankheit langen ſchweren Stunden,
Das in des Kerkers ſtiller Einſamkeit,
Treu ſchirmend uns zur Seite ſteht?

Was iſt's, das den Vertriebenen geleitet,
Das ihm, wo auch die irre Barke landet,
Der Seele ſichrer, treuer Anker iſt?
Es iſt des Herzens zeugendes Gefühl,
Daß jetzo, was er ſonſt auch hat verſchuldet,
Er für ſein Volk, für ſeine Liebe duldet.

Vor allem war ich mit dem Vater Herbſt noch einmal traulich zuſammen, der in dem nahen Neuberghauſen ſein Buch ſchrieb, „Jacobi und ſeine Freunde", mit dem heitern Bilde des gaſtlichen Landhauſes von Pempelfort. Er hat uns bis zu den Seen des bairiſchen Hochlandes begleitet; als katholiſchen Prieſter ſollte ich ihn wiederſehen.

Auf der öſterreichiſchen Grenze zeigte ſich die Nutzbarkeit der Sentimentalität. Wir hatten im hohen Thale der Scharnitz einige verſpätete Alpenroſen und andere Gebirgsblumen für unſere empfindſame Heuſammlung gepflückt, und benutzten die Zeit, als die Päſſe viſirt wurden und die Unterſuchung unſers Gepäcks bevorſtand, dieſen Blumenſchatz ſorgfältig einzulegen. „Ach", ſagte der Mauthbeamte, „wenn's ſolche Reiſende ſind, die nach Blumen ausgehen, da glaub' ich halter wol, daß's keine Contrebande führen!" und unſere Koffer blieben uneröffnet.

Wir waren ſchon tief eingetaucht in alle Luſt, mitunter auch in ein wenig Bedrängniß italieniſchen Lebens, als die ſchwarze Barke, die mit der Wiege und dem Sarge verglichen wird, uns nach Venedig trug. Da waren die erſten Briefe aus Leipzig. Auch von ihr ein Gruß in zarteſter Andeutung.

Daneben war der Eindruck faſt gleichgültig, den ein aus Leipzig nachgeſandter Brief des Prälaten Ernſt Zimmermann aus Darmſtadt machte, der im Auftrage des Miniſteriums mir eine Profeſſur in der theologiſchen Facultät zu Gießen bot. Ich habe ſogleich geantwortet, daß ich zwar nur zu einer kleinen Stelle in Jena berufen ſei, aber mit ſo liberaler Gewährung eines Reiſeurlaubs, daß ich das nicht mit Ehren wankend machen könne; und es iſt nicht weiter davon die Rede geweſen.

Wir ſind ziemlich lange in der lombardiſchen Ebene herumgekreuzt, ſchon ſüdlich bis Bologna und wieder nordwärts bis Mailand und Turin, um mit all den großen alten Städten und dazwiſchen mit den reizenden Seen an den Bergen Bekanntſchaft zu machen. In Parma unter den Correggio's blieben wir einen Tag länger als nöthig, weil Hermann einen Engel aus einem Altarbilde von Francesco Francia copiren wollte. Ich hatte den Nachmittag auf andere Weiſe durchgebracht, als gegen Abend der Freund nicht kam, ſuchte ich in der betreffenden Kirche nach ihm. Die hohen Gewölbe ſtiegen ins Dunkel hinauf, nur in einer Seitenhalle war Licht. Dort ſaß Hermann auf dem Altar vor ſeinem Engel. Die Altarlichter waren angebrannt und zwei Chorknaben ſtanden mit Kerzen zu beiden Seiten. Ich hätte das hübſche Bild, wie es hellbeleuchtet in dem weiten Dunkel ſich darſtellte, lieber ganz und gar gemalt gehabt, denn der Maler mit ſeinen blonden Haaren, ſeinen milden Zügen, der Schweſter ähnlich, war auf dem Altar anzuſehen eben wie ein älterer Bruder des Engels, den er zeichnete. Ich hütete mich aber

wol das laut werden zu laſſen, und ſtellte vielmehr die Behauptung auf, er ſitze auf dem Altar wie ein Oelgötze.

Endlich über die Seealpen waren wir ſpät abends in Genua angelangt. „Dieſe majeſtätiſche Stadt und mein!“ rief ich mit fröhlichem Pathos, als ich unter den erſten Strahlen der Morgenſonne auf den Altan unſers Zimmers trat, und die Stadt terraſſenförmig am Hügel hingelagert und das Meer ſtrahlend vor mir lag; und ſie iſt mein geworden, ſoweit ich ſie brauchen und einſtecken konnte. Wir fuhren dann ſüdwärts auf der kühnen Straße, die Napoleon gebaut hat, bald auf mächtigen Dämmen neben der Brandung, bald wo der Apennin ſeine Vorberge tief und ſteil ins Meer geſchoben hat, über ſie wegkletternd.

Mit einem Gefühl der Andacht zogen wir ein in Florenz. Wie ich das Leben in dieſem Hochwalde der Kunſt doch nicht allzu ſchwer genommen habe, betont ein Brief zu Handen des Comité: „Es iſt einem ſeltſam zu Muthe, wenn man das Schönſte auf Erden geſehen hat, wie es ja die Mediceiſche Venus in einer beſtimmten Art iſt, und gerade in derjenigen, die man recht eigentlich die Schönheit nennt. Die Sehnſucht iſt übergegangen in die ſtille Freude des Beſitzes und lebt nur noch als Hoffnung fort, ſich das Geſehene immer inniger anzueignen und zu bewahren. Da ich im Glauben, die Göttin noch mit eigenen Augen zu ſehen, mich um Gipseopien nie bekümmert hatte, war ſie auch für den erſten Anblick mir neu. Darin hatte ich mich getäuſcht, daß ich eine ſiegreiche allwaltende Göttin

der Liebe erwartet hatte: es ist ein tadelloses, gefälliges, bescheidenes Mädchengesicht, vielleicht Porträt, nur der Körper die Offenbarung aller weiblichen Schönheit. Die Niobe ist nicht schöner, als ich sie mir gedacht hatte, und diese erhabene Schönheit im Schmerze unendlich rührend. Es ist ein glückliches Zusammentreffen, daß zwei Hauptwerke hier zusammengekommen sind, in denen das Alterthum die Schönheit des Weibes nach ihren beiden Beziehungen darstellte, welche die neue Zeit zusammengefaßt hat im Leben der Maria. Hier vor den beiden Marmor gewordenen Idealen selbst, die fast allein dieser Art uns übriggeblieben sind aus dem ganzen schönen Weltalter, und zugleich mitten unter den christlichen Bildern, hing ich gern der Betrachtung nach, wie die ewigen Gedanken der Menschheit in den beiden großen Zeitaltern, dem griechischen und dem christlichen, einig und zugleich verschieden hervortraten, sodaß in jedem das ganze Zeitalter sich darstellt. Die Mediceische Venus ist die jungfräuliche Herrlichkeit, wie Maria es ist, als sie den englischen Gruß empfängt. Jene ganz beschlossen im irdischen Dasein, ihre Brust hebt sich nur von dem halbgedachten Traum, beglückend und beglückt sich einzureihen, in die freundliche Gemeinschaft, durch welche die Menschheit besteht von Geschlecht zu Geschlecht. Maria's Blicke reichen in den Himmel hinauf, und eine himmlische Stimme verkündet ihr, daß, nie berührt von irdischer Lust, sie den Gott selbst zur Welt bringen werde; denn nicht dasjenige ist hier die Wahrheit, was als einzelner Fall irgendeinmal geschehen oder nicht geschehen ist, sondern was als ein allgemeiner

Glaube ſich geltend gemacht hat im Leben der Völker. Wenn Niobe unter den Leichen ihrer Kinder ſteht, die jüngſte zarte Tochter noch ſchutzſuchend ihren Leib umſchlingend, iſt ſie daſſelbe als Mutter vollendete Weib, der ein Schwert durch die Seele geht, gleich der unter dem Kreuze ihres göttlichen Sohnes, die Mater dolorosa des Heidenthums. Aber dort hat der Neid und Zorn der Götter das junge herrliche Geſchlecht erſchlagen, hier opfert ein Gottmenſch frei ſich ſelbſt, um die Menſchheit mit der Gottheit, ja dieſe mit ſich ſelbſt zu verſöhnen."

„Ich kann mir's nun ziemlich denken, wie es Goethe zu Muthe war, als ihm die Bilder wie Mühlräder durch den Kopf gingen, ſodaß er, um nicht noch wirrer zu werden, wie auf der Flucht durch Florenz eilte. Nicht daß mir auch ſo zu Muthe wäre, ſondern nur wie man einen Zuſtand verſteht, indem die Möglichkeit deſſelben an uns herantritt. Wenn ich jetzt mitten unter den Denkmalen der Florentiniſchen Schule ſtehe, und ihre Geſchichte lebendig an mir vorübergeht von den erſten ſehnſüchtig unbehülflichen Anfängen bis zu dem himmelſtürmenden Michel Angelo, dazu in beiden Galerien aus allen Orten und Zeiten, wo der Geiſt in den Worten der Kunſt geredet hat, tüchtige Exempel, wenn ich mich nun mit dem Ernſte hineinwerfen wollte, den ich ſonſt gewohnt bin an der Wiſſenſchaft, um den gemeinſamen Geiſt und die Eigenthümlichkeit der Schulen und ihrer einzelnen Häupter zu begreifen: ſo merke ich wohl, ich müßte in dieſes Fegefeuer der Verwirrung hinein, und ich würde ſchwerlich wieder herauskommen. Dergleichen Schutzreden halte ich in aller

Stille meiner Faulheit, und ziehe nach wie vor als ein bloßer Liebhaber an den Bildern herum, weile wo mir's anmuthet, freue mich wo ich mir einbilde zufällig etwas zu verstehen, und begebe mich aus den Uffizien oder aus dem Palaste Pitti mit ausgezeichnetem Appetit zur Tafel."

Um die Mitte November erkrankte Hermann, wir meinten erst am Scharlachfieber, es waren die Blattern. Eine Barmherzige Schwester hat ihn treu gepflegt. Es hielt so schwer manche Bequemlichkeit zu erlangen, bin ich doch halb Florenz durchlaufen, um ein Federkissen für seinen fiebermüden Kopf zu erlangen; die Gänse, nachdem sie das Capitol errettet, scheinen ganz ausgestorben in Italien. Alle Bekannte hatten uns wegen der Ansteckung verlassen. Hermann war als Kind geimpft, ich auch, daher ich neben der Sorge um ihn täglich erwartete auch befallen zu werden. Es war mir nicht gerade wegen der Möglichkeit daran zu sterben, auch wohlgesinnte Menschen sind darin zu einer gewissen Selbstsucht geneigt, daß sie um anderer Leid über ihr Abscheiden sich weniger kümmern, aber ich fürchtete mich vor einem blatternzerrissenen Gesicht, und darin traute ich der künftigen Geliebten doch nicht ganz, wie sie das überwinden werde. Doch schrieb ich ihr: „Ich denke wol, Italien soll uns noch mit tausendfacher Lust diese schweren Tage büßen, da wir ja beide so ziemlich zu den vom Glück Privilegirten gehören. Indeß auch Glückliche sind hülflos untergegangen, und wir haben vor den Tausenden, die der liebe Gott täglich hülflos läßt, kein Recht voraus. Gehen wir also der Zukunft muthig entgegen, ist es doch immer mein Stolz gewesen, unter

der Wetterwolke, die über der Menschheit liegt, mit klarem festen Herzen hinzuschreiten."

Ich habe neben der Krankenstube sitzend vornehmlich die Schriften Machiavelli's gelesen, auch die Geliebte mußte mit tragischen Zügen aus der florentinischen Geschichte vorliebnehmen und mit der florentinischen Politik dieses Staatsmannes, der auf den Vorwurf, daß er den Tyrannen gelehrt habe die Völker zu unterjochen, antworten konnte, daß er auch die Völker gelehrt habe sich von den Tyrannen zu befreien. Als die Gefahr vorüber war, habe ich die Morgen wieder unter Bildern, die Abende im Theater zugebracht, wo auch das Mittelmäßige oder Abgeschmackte durch die Sprache und durch das leidenschaftliche Spiel unterhaltend wurde. Die Genesung ging doch rasch vorwärts, bald standen nur noch rothblaue Punkte auf dem blassen Gesicht, und noch vor Weihnachten waren wir in Rom.

Das Gepäck im Hotel abgeworfen, fuhren wir sogleich den Corso entlang, stiegen am Fuße des Capitols aus und den Hügel hinan wie Triumphatoren. Auf dem Thurme des Senatspalastes lag die Stadt vor uns, nach Norden Mittelalter und Gegenwart, nach Süden die Trümmer der alten Welthauptstadt. Dann gingen wir hinunter aufs Forum, an den Trümmern und Säulenhallen der alten Tempel vorüber, durch den Triumphbogen des Titus bis zum Coliseum. Es war kein Erstaunen über eine ungewohnte Größe, kein Schauer der Vergangenheit, auch kein Schmerz, daß sie vergangen sei; ich habe da gemerkt, was eine Freudenthräne ist, und ich dankte Gott herzlich dafür,

daß er mich bis hierher geführt, und noch in jungen Jahren hierher geführt hat.

Wir haben uns sofort häuslich eingerichtet. Da nur in dem kleinen Salon der Mitte ein Kamin war, kauften wir jeder für sein Zimmer ein Windöfchen, durch die Mauern wurde unbedenklich ein Loch geschlagen für das Rohr. Einzelne Tage waren unter der Mittagssonne und den immergrünen Bäumen freilich wie Frühling, dazwischen war doch Winter, eines Tages hatte die römische Jugend alle Hände voll zu thun, Schneemänner zu machen, und das Volk der Quiriten war nicht minder beschäftigt diese Kunstwerke zu bewundern. Unsere vorausgesandten Pelze kamen in Palästen und Kirchen uns recht wohl zu statten, nur die Peterskirche hält wie ein abgeschlossener Welttheil für Winter und Sommer ein ermäßigtes Klima fest.

Zum Heiligen Abende hatte ich bei einem befreundeten Maler eine kleine Bescherung eingerichtet: ein reichbelaubter Lorberbaum, in der Villa Borghese abgehauen, war mit Apfelsinen behängt, mit Girlanden von Monatsrosen, die noch in voller Blüte standen, umwunden, in den untern Regionen ein vergoldeter Schinken; auch, was mein Gefährte schmerzlich vermißt hatte, ein nicht minder veredelter Stiefelknecht. Die Stunde zum Anzünden der Lichter war genau besprochen und der Freund dahin gelockt unter dem Vorwande, den Maler zu den Ceremonien der Heiligen Nacht abzuholen.

Dieser kurze römische Winter ist in reicher Thätigkeit und Lebensherrlichkeit verlaufen. Ich habe, ohne damals irgendetwas Theologisches zu studiren, das römische Kirchen-

weſen aufmerkſam, ja hingebend betrachtet. Es heißt in den Briefen: „Es ſengt und brennt mir etwas auf dem Haupte, nämlich die Darſtellung des römiſchen Katholicismus in einem großen Romane, wenn wir doch keinen andern Namen als dieſen haben für die Darſtellung einer Idee in einem individuellen und erdichteten Leben. Ich könnte freilich nicht den Katholicismus zur Erbauung meiner Landsleute beſchreiben, wie man ihn zu beſchreiben pflegt in einer Reformationspredigt, ſondern ich würde ihn auffaſſen in ſeiner vollen Wirklichkeit, als die Grundfeſte des Mittelalters, aus der die Tage wie die Nächte dieſes Zeitalters hervorgingen, Segen und Fluch über die Völker, wie er Throne aufrichtet und umſtürzt, Völker zur geiſtigen Freiheit erhebt und wiederum in Knechtſchaft begräbt, wie er hohen Menſchen ihre höchſte Beſtimmung erfüllt und andere um die Freude und die Bedeutung ihres Lebens betrügt. Wie nun möglich ſei, dieſes alles im anſchaulichen Bilde eines einzelnen Lebens darzuſtellen, darüber liegt es in meinem Kopfe noch ziemlich kraus untereinander, ein Gewimmel von Geſtalten, Selige und Verdammte, wie in Michel Angelo's Weltgericht, und mein Bild ſoll ja auch in ſeiner Art ein Weltgericht werden, obwol ich die Leute mitteninne zwiſchen Himmel und Hölle vorziehen möchte.“ Als den Helden des Romans dachte ich mir gegenüber dem Gottesſohn und Gottmenſchen als dem perſönlich gefaßten Ideal alles Göttlichen in der Menſchheit einen Teufelsſohn und Teufelmenſchen als Perſonification alles Böſen, das aus einer Menſchenbruſt aufſteigen kann. Das konnte ſich anſchließen an die

hebräiſche Mythe von den Söhnen Gottes in ihrer Neigung zu den ſchönen Töchtern der Menſchen, nämlich an ihre Kehrſeite in der mittelalterlichen Sage vom Zauberer Merlin, der vom Vater dem Teufel die Kunde und Macht geheimer Dinge, von der Mutter einen freundlichen menſchlichen Sinn empfangen hat; nur wenn nach dieſer Sage der Satan über eine fromme Jungfrau, gegen die er entbrannt iſt, dadurch Macht erhalten hat, daß ſie einmal ohne das Zeichen des Kreuzes über ihre Bruſt zu machen eingeſchlafen iſt, das in ſeiner bloßen Aeußerlichkeit müßte zur freien Hingabe eines wenn auch zerriſſenen Herzens an den Satan werden, der als ein Genie doch auch liebenswürdig erſcheinen könnte, wovon wir in den Vorausſetzungen und Folteraussagen des Hexenproceſſes das ins Gemeine verzerrte Abbild haben. Was in der Merlinſage (wie nachmals in einer bekannten Oper) ganz oberflächlich aufgefaßt iſt, im Sohne jenes Bundes, im Satanıden würde der dunkle Abgrund der menſchlichen Natur in ſeiner ganzen Furchtbarkeit ſich aufthun, aber auch als ſchönes Muttertheil die menſchliche Natur in ihrer Neigung zum göttlichen Urquell auf ihn vererbt ſein. Er würde in einer Zeit, als die Kirche die Staaten und alles menſchliche Leben beherrſchte, hochbegabt, unkundig über den Doppelgrund ſeines Weſens, zerſpalten in ſeinem Wollen und Sein, die Stufen der Hierarchie beſchreiten, bis er zum Papſt erwählt, von der unglückſeligen Mutter das Geheimniß ſeiner Geburt erfährt. Mit der ſchaudervollen Erkenntniß, daß die dämoniſche Macht in ſeinem Willen nichts Fremdes und die Hölle ſein Vaterhaus iſt, ſtürzt

er ſich in den Krater des Veſuv. Denn mein Gelüſt, ihn wirklich als Papſt hantieren zu laſſen, konnte ſich zwar an den Gedanken der kirchlichen Oppoſition anſchließen, die zwei große Päpſte des Mittelalters, Gerbert-Sylveſter und Hildebrand-Gregor, durch ein Teufelsbündniß emporgetragen dachte, oder an das orthodox proteſtantiſche Dafürhalten, daß der Papſt der Antichriſt ſei, wäre aber vom wirklichen Verlaufe der Geſchichte doch gar zu verlaſſen; auch für einen Papſt der Zukunft, der etwa nach der Prophezei als Petrus Secundus das Papſtthum beſchließen ſollte, ſchien nach meiner Abſicht ein feſter Grund und Boden der Vergangenheit zu nothwendig. Aber das alles iſt ja nur eine Traumgeſtalt geblieben.

Ich habe mich damals gehütet, mir die volle Hingebung an all dieſes reiche Leben durch irgendeine einzelne Arbeit zu verſchränken. Auch politiſche Intereſſen lagen nicht fern, Träume von Einigung und Unabhängigkeit Italiens. Aber das herrſchende Beſtreben war Genuß und Verſtändniß der Kunſt, der antiken wie der chriſtlichen. Erſt da habe ich die Werke Winckelmann's meiſt noch früh bei der Lampe geleſen. Dazwiſchen Ausflüge in die einfache, großartige Natur, welche Rom umgibt, ja ſchon in die Trümmerſtätten der Stadt eingezogen iſt. Dazu ein heiteres geſelliges Daſein. Wir waren wenigſtens einer italieniſchen Familie empfohlen, in der es auch Spiel und Tanz mit römiſchen Mädchen gab. Eine großartige Gaſtfreundſchaft bot der preußiſche Geſandte. Neben einzelnen Feſten war man für jede Mittwoch Abend geladen, und traf da ſo ziemlich alles Bedeutende, was aus den ver-

ſchiedenen Culturvölkern von Fremden eben in Rom war. In dem einen Saale wurde getanzt, und ich bemerkte einmal in einem Contretanze die Tanzenden aus vier verſchiedenen Nationen, in einem andern lagen die neueſten Werke der Literatur und Kunſt. Der Hausherr hatte in der Geſandtſchaftskapelle auf dem Capitol einige bedenkliche Umwandlungen an der preußiſchen Liturgie vollzogen; beſonders der Bruderkuß, den er aus dem kirchlichen Alterthum wieder eingeführt hatte, und dem ſich die Frau Geſandtſchaftspredigerin faſt ausſchließlich unterwerfen mußte, reizte die Spötter. Bunſen erſchien uns mit all ſeinem vielſeitigen, immer präſenten Wiſſen ſtark pietiſtiſch geſtimmt, als ſein Wort „alle wahre Religion iſt Chriſtenthum" ihm nur in der engern Deutung galt. Ich bin ihm damals, obwol durch Tholuck empfohlen, nicht näher gekommen. Nachmals über ſeine Stellung zum preußiſchen Kirchenſtreite wegen der gemiſchten Ehen konnte ich in meiner Schrift „Die beiden Erzbiſchöfe" 1838 nicht zuſtimmend urtheilen. Daher 1851 zur Ausſtellung in London, wo Bunſen wieder als Geſandter hochgeehrt im engliſchen Volke lebte, als gewiſſe Einlaßkarten bei der preußiſchen Geſandtſchaft zu erlangen waren, habe ich mich nur in ſeiner Kanzlei gemeldet. Aber er ließ mich ſogleich bitten in ſein Cabinet zu kommen und fiel mir um den Hals mit den Worten: „Wir müſſen zuſammenhalten gegen jenes frommthuende Geſindel, das uns Staat und Kirche zu Grunde richtet!"

Eine andere geſellige Grundlage in Rom bildeten die jungen deutſchen Maler, die ziemlich ſtudentenmäßig leb-

ten, doch wie auf der Universität die Wissenschaft der etwas starken Natürlichkeit eine ideale Weihe gibt, so hier die Kunst mit allen ihren Interessen. Mit Friedrich Preller, der damals nur von Goethe gekannt war, schlossen wir ein herzliches Verhältniß. Schon spürten wir etwas vom Getümmel der anmuthigsten Gestalten aus der alten Götterwelt in Genelli's Geiste, Hermann warb ihn für die Ausschmückung des „römischen Hauses", das er daheim zu erbauen im Herzen trug, und das Preller mit jenen Bildern der vollen Herrlichkeit einer südlichen Natur geschmückt hat, aus denen nachmals seine Odysseebilder für Weimar erwachsen sind. Heidegger war soeben mit seinen Kunstschätzen aus Griechenland gekommen; Rauch gab freundliche Rathschläge, wie man Italien sehen müsse im Frühlinge als Braut, im Herbste als Mutter; bei Thorwaldsen durfte man mitunter zusehen, wie der Genius einem Erdenklos seinen lebendigen Odem einhaucht und ihn gestaltet zum Ebenbilde Gottes; Platen ließ sich gern aus seinem Trübsinn zerstreuen und war dann geneigt an allem sich lachend zu ergötzen.

Der junge schwäbische Dichter Waiblinger lag seit Wochen auf dem Siech- und Sterbebett. Ich hatte in Tübingen, als er im Stift Student war, von ihm gehört, auch war zuweilen seine lange Gestalt mit dem bleichgelben Gesicht auf den einsamen Waldbergen am Neckar mir begegnet, wo wir aneinander vorübergingen, jeder von uns zu gern allein, oder zu stolz um dem andern das erste Wort zu geben; so habe ich ihm nie etwas Freundliches erzeigen können. Er verkehrte damals viel mit

Hölderlin, den ich jeden Morgen unter meinem Fenster hin- und hergehen sah, den hochbegabten, wahnsinnigen Dichter. Unter dem Einflusse von dessen Genie und Wahnsinn hatte Waiblinger bereits den Phaeton herausgegeben, einen Roman voll heißer Sinnlichkeit und regelloser Phantasie, den würtembergischen Theologen kein geringes Aergerniß. Später las ich seine griechischen Erzählungen, in denen auf demselben Feuerboden doch der Sieg seines Talentes sich zu entscheiden schien. Von allen heimischen Verhältnissen, die nicht für ihn paßten, losgerissen, hat er in Italien den schäumenden Becher des Lebens ausgetrunken. Man erzählte sich, wie er von einer Frau gemeinen Standes, die eines andern Frau war, mit aufopfernder Treue gepflegt, ergeben dem Tod entgegensah, aber hartnäckig die Versuche des Gesandtschaftspredigers von Dippelskirch zurückwies, der ihn nach seiner Weise zu bekehren und für die Tröstungen der Kirche empfänglich zu machen suchte. Da ich bei einiger Kenntniß beider Charaktere wußte, wie fern sie einander standen, sodaß sie einander nur ängstigen und verbittern konnten, sagte ich einmal zu Dippelskirch, es sei vielleicht besser den Unglücklichen, der den Tod nicht fürchte, in Frieden ziehen zu lassen, da die Annahme von Glaubensartikeln, die man von ihm fordere, bei diesem Geiste, dessen Religion war die Liebe zur Schönheit, nur eine aus der Todesangst hervorgehende Selbsttäuschung sein würde, und vor solch einem Christenthum lobte ich mir doch einen ehrlichen heidnischen Tod auf Sokrates' oder Spinoza's Weise. „Aber es ist doch Pflicht seine Seele zu retten", wurde

mir entgegnet, „er glaubt ja nicht einmal an die Unsterblichkeit.“ Ich mußte wol fürchten, selber für einen Heiden gehalten zu werden, als ich fortfuhr: „Nun, wenn er denn stirbt mit der Meinung nicht wieder zu erwachen, desto größer wird seine Freude sein, wenn er dennoch erwacht und sein Tod nur der Geburtstag eines höhern Lebens ist.“ Der Geistliche hatte seine Versuche fortgesetzt, und da der Dichter zuletzt gar nichts mehr antwortete, war er mit den Worten geschieden: Gott sei Ihrer Seele gnädig!

Es war an einem Frühlingsmorgen des 20. Januar, als einige Landsleute sich um den Sarg bei der Pyramide des Cestius versammelt hatten. Die bestimmte Stunde war vorüber, als der Pfarrer nicht kam, entstand der Verdacht, er wolle den unbekehrt Gestorbenen einscharren lassen ohne den Segen der Kirche, und ich wurde gebeten diese fromme Pflicht zu übernehmen. Als ein Studiengenosse, noch dazu ein schwäbischer Doctor der Theologie, hatte ich eine gewisse Berechtigung, und versprach es; doch rieth ich, wir wollten noch eine Viertelstunde warten, ob vielleicht der zuständige Pfarrer komme. So ging ich still umher dort unter den Gräbern der im fremden Lande Gestorbenen, wo man hinter einigen Cypressen einen schmalen Strich des Tiberthals mit der Peterskuppel sieht, nachdenklich welch ein mildes tröstliches Wort dem deutschen Dichter nachzurufen sei. Doch ehe die Viertelstunde um war, kam Dippelskirch, nur zufällig aufgehalten, begrub den Todten mit den üblichen Formeln, und wir kehrten in das reiche Leben der ewigen Stadt zurück.

Wollte die Sehnſucht nach dem, was ich daheim verlaſſen hatte, auftauchen, ſo habe ich ſie weggeſcholten, da ſie kein Recht habe ſich breit zu machen inmitten der Erfüllung deſſen, was ich ſo ſehnlich erwünſcht hatte. Zuweilen kamen doch wieder bange Sorgen, ob nicht etwa, was ich als ein Pfand der Zukunft genommen hatte, nur als freundlicher Troſt und Abſchied gemeint ſei. Damals im Januar nahm ich die Annalen des Tacitus zur Hand, ſchon in der ſpätern Schülerzeit mir ein Lieblingsbuch, und las darin einige Nachmittage in dem Kohlgarten auf den Ruinen der Kaiſerpaläſte, wo ſich die römiſche Geſchichte (ab excessu Divi Augusti) las, wie ſich etwa die Weltgeſchichte leſen dürfte nach dem Weltgerichte; und man mußte ſich ſchämen im Angeſichte ſolchen Unterganges viel Weſens zu machen um ein einzelnes ſorgendes, ja ſelbſt blutendes Herz. Auch heißt es in den Briefen an die Zukünftige ſelbſt: „Das ſoll doch niemand denken, daß ich den Kopf hinge, weil ich vielleicht unglücklich bin. Wenn mein eigener Haushalt mir nicht mehr gefällt, daß ich mich darum bekümmern möchte, ſo bleibt mir ja noch die ganze Menſchheit übrig, mit ihr und in ihr zu leben, und ich fühle ſo etwas vom Univerſum und einen Hauch des Weltgeiſtes in mir, der nicht ängſtlich zu ſein braucht, wie es gerade dem einen unter den Millionen ſeiner ſchöpferiſchen Gedanken ergeht, der eben mein Ich geworden iſt.“ Insgemein war in mir doch ein ruhiges Vertrauen zu der Geliebten, daß auch das, was in ſeiner Mächtigkeit ihr ſelbſt vielleicht noch unbewußt war, wie durch eine Naturkraft ſich entfalten werde. Kurz vor dem Carneval

erfuhr ich, daß die Zaubermächte, von denen ſie umgeben war, ihre Macht von ſelbſt verloren hätten. Doch ſtanden in einem Briefe der adoptirten Stiefſchweſter Worte, deren ſchwere Bedeutung ich erſt nachmals erkannte: „Wie kommt es doch, daß Sie zwei Schweſtern ſo ſehr zu verwechſeln ſcheinen, daß dieſe oft ſelbſt darüber erſtaunen? Thun Sie es doch nicht mehr, als es in Ihrem Herzen wirklich geſchieht, wo ſie ja verſchieden, wie ſie wirklich ſo ſehr ſind, obwol beide ſo herrlich, ſich abſpiegeln müſſen.“

Ich habe geantwortet: „Wie von einer Verwechſelung der Schweſtern die Rede ſein könne, vermag ich ſchwer einzuſehen. Ich kann nur daran denken, daß in den Briefen zuweilen die andere Schweſter unmittelbar angeredet, oder auch etwas in beſtimmter Beziehung auf ſie geſagt iſt. Aber das war ſo natürlich in Briefen, welche zuerſt in ihre Hände kommen müſſen, und nur durch dieſelben offen und ſchicklich an ihre Beſtimmung gelangen können, daß ich da, wo der Gegenſtand es mit ſich brachte, in höchſter Unbefangenheit meine Rede an ſie richtete, ohne von fern daran zu denken, daß die Perſonen und ſo ganz verſchiedene Gefühle zu ihnen verwechſelt werden könnten. Warum muß ich auch Briefe unter ſo ſeltſamer Adreſſe ſchreiben, wie ſie wahrſcheinlich noch niemals über die Alpen gegangen ſind, und in ſo ſeltſamer Verhüllung, daß es nur in der Zuverſicht geſchehen kann, die Zukünftige werde alles in der Art verſtehen und überſetzen, wie im voraus ſie weiß, daß es gemeint iſt.“

In ſolcher heitern Zuverſicht habe ich allen Jubel und Uebermuth des Carnevals auf offener Straße mitgemacht.

Aus dem Getümmel, das doch auch den Scherz eines ſelbſt in ſeinen unterſten Schichten gebildeten Volks und die ſtolze Schönheit der Römerinnen an den Tag brachte, zog es mich ſtundenlang hinaus in die Frühlingsſtille der nahen Villa Borgheſe, über deren Hauptthor damals die Worte ſtanden: „Wanderer, tritt hier ein, gehe wohin du willſt, pflücke was du willſt, denn dieſes Alles iſt mehr dem Fremden bereitet als dem Herrn.“ Auch im Getümmel ſelbſt flogen ernſthafte Gedankenſchatten vorüber, da kam etwa ein Diogenes, eine dürftige Schulmeiſterfigur, mit der Laterne, deren Beſtimmung durch die Inſchrift angezeigt war: quaero hominem, ich ſuche einen Menſchen. Der ausſtudirte Witz des Diogenes paßt auch am erſten noch auf einen Carneval, wo man nicht erſt zu warten braucht, bis jemand durch die Frage, was die Laterne am Tage ſuche, dem Weltweiſen zur Eröffnung ſeines Witzes Gelegenheit gibt, ſondern harmlos verkündet wird: hört und ſchauet auf, ich mache einen Witz! Dennoch liegt eine allgemeine Wahrheit darin. Gehen wir doch alle herum und ſuchen einen Menſchen, ſolange wir noch glücklich ſind im Glauben ihn zu finden, einen Menſchen, den wir unendlich lieben können, einen Freund oder eine Geliebte. Aber auch dem Suchen des Weltweiſen hat die Weltgeſchichte eine Antwort gegeben, die der römiſche Statthalter ausſprach, als er auf einen zerſchlagenen mit Dornen gekrönten Menſchen wies: ecce homo! ſiehe, da iſt der Menſch! doch läßt ſich's in ſeinem unbewußten Doppelſinn nicht überſetzen, der Menſch in ſeinem Elend und der Menſch in göttlicher Herrlichkeit. Und ſo tauſendfache Ge-

ſtalten und Eindrücke, vorüberrauſchend, einander verdrängend, wie man ſich's wol gefallen läßt bei ſolchen blos anſtreifenden Gedanken, dem muntern Geſindel und Streifcorps des Geiſtes.

Auch habe ich manchmal an die düſtern Kerkermauern von Hohenasperg gedacht, wo doch alle Vergitterung des Fenſters nicht hinderte, die Luftſchlöſſer draußen ſich aufbauen zu ſehen, und der ſchönſten eins war dieſer Römerzug. Ich wußte jetzt in unmittelbarer Erfahrung, daß ich recht hatte mit dieſem Verlangen nach Rom, das mit mir aufgewachſen iſt. Zwar ich konnte mich nicht rühmen wie Goethe in den römiſchen Briefen, hier ein neuer Menſch geworden zu ſein, hoffte vielmehr, die Freunde daheim ſollten mit dem alten Menſchen auch ferner vorliebnehmen. Doch gehörte dieſe Wanderung zur rechten Entwickelung meines Lebens, in ſeiner Sehnſucht, alles in meinem Innern zu verſammeln und zu durchleben, was der ganzen Menſchheit zugetheilt iſt. Es ſollte mich deshalb auch wenig kümmern, wenn dieſes Wanderjahr mir nicht den geringſten Nutzen abgeworfen hätte, denn es war gut genug an ſich ſelber, und ich habe niemals auf dieſe finanzielle Sorge viel gegeben, die von jedem frohen Tage zu ſeiner Berechtigung noch einen Zinsgroſchen für künftige Jahre verlangt, und an einem Feuerwerk auch eine Suppe kochen möchte. Diem perdidi, ich habe einen Tag verloren! ſoll der gute Kaiſer Titus geſagt haben, falls er an einem Tage nicht ein gutes Werk gethan hatte. Ich will nicht eben behaupten, daß die guten Werke zur Seligkeit ſchädlich ſind, wie ein gar frommer Freund Luther's gelehrt

hat: doch halte ich's mit unſern rechtgläubigen Theologen, daß die guten Werke nicht nöthig ſind zur Seligkeit, und da ich wenig Gelegenheit hatte, welche zu thun, ſo achtete ich doch niemals einen Tag für verloren, am wenigſten in Rom, den ich irgendwie im vollen Bewußtſein eines ſchönen menſchlichen Daſeins verbrachte. Wollte ich mir doch eine Nutznießung Italiens auf gute norddeutſche Weiſe herausbringen, ſo war es im Uebergange der Vertraulichkeit mit den Alten aus der Schule ins Leben; zumal im Anſchauen antiker Kunſtwerke das tiefempfundene Geſetz der Naturgemäßheit und Maßhaltung, um auch im Stil immer nur was zur Sache gehört, ohne Phraſe, ohne Ueberſchwenglichkeit, naturgemäß auszuſprechen.

Der kommende Frühling, der mit voller Hand Blumen ausſtreute, aber die Waldbäume auf dem römiſchen Gebirge noch kahl ließ, lockte uns in den erſten Märztagen zu einem vorläufigen Beſuche nach Neapel. Vom Bett aus über ein Stück flaches Dach konnten wir die Sonne aufgehen ſehen über den Veſuv und ihre Strahlen über das Meer hinwerfen bis dahin, wo wir die zackigen Felſen von Capri wußten. Ein Tag war ſo klar wie der andere, daß man das ganz ſelbſtverſtändlich fand. Gingen wir früh einige Stunden unter den Erbſtücken des Alterthums im Palazzo Borbonico umher, den ſie jetzt Nationalmuſeum nennen, ſo führte dann raſch ein zweiräderiges vergoldetes Wägelchen, hintendrauf ein gewandter ſchmuziger Junge, ins Freie. Wir haben auf den Stufen des Poſeidontempels in Päſtum gefrühſtückt, und abends auf Iſchia, wie früher auf Iſola bella, die Scenen aus dem

„Titan" geleſen von Albano's glücklichen Tagen. Jean Paul hat Italien nur im Geiſte geſehen, in ſeinen Schilderungen iſt doch Wahrheit, wenn auch nicht durchaus Wirklichkeit. Auf dem Rückwege mit einer kleinen Barke durch die offene See erlebten wir einen böſen Moment. Die Schiffer hatten aus Faulheit bei dem günſtigen Winde, der uns dem Lande zutrieb, das Segel nicht früh genug eingezogen, plötzlich ſtarrte über uns der ſteile Fels des Cap Miſenum, vor uns eine Klippe unter dem klaren Waſſer deutlich zu ſehen; eine ſteigende Welle trug uns glücklich hinüber.

Die erfreuliche Zugabe zu Neapel war ein Kreis deutſcher Familien, dem Handelsſtande angehörig, und ſehr anmuthig ſtellte ſich in einigen Töchtern derſelben die Miſchung des Italieniſchen und Deutſchen dar, zumal wo von der italieniſchen Mutter die Mutterſprache italieniſch und doch die Bildung ganz deutſch war, vertraut mit Schiller und Goethe. Auf einem Familienball dieſes Kreiſes erzählte mir eine dieſer Anmuthigen, Giulietta Aſſelmeyer, daß ſie Braut ſei und zu Oſtern vermählt ihrem Freunde nach Palermo folgen werde, mit dem Dampfſchiff, denn ſie gingen damals noch ſelten, auf dem auch wir nach Sicilien zu kommen gedachten.

Natürlich haben wir auch dem Veſuv unſern Beſuch abgeſtattet. Damals hatte ſich innerhalb des tiefen Kraters, in den wir, wenn auch nicht ungefährdet, ſteigen konnten, wieder ein kleiner Kegel gebildet, der nur Rauch und Steine auswarf. Am letzten Tage hatten wir die Weſtküſte des Golfs von Bajä durchſtreift bis zu den Trümmern

von Cuma. Als wir am Abende durch den Tunnel des Posilipo zurückkehrten, leuchtete es wie eine Glorie um das Haupt des Vesuv, und beide riefen wir: „Ach wie herrlich muß es diese Nacht oben sein!“ Allein wir hatten schon Plätze auf einer Art Eilpost nach Rom, die am nächsten Morgen 5 Uhr abging. Die Stunden der möglichen Ausführung waren sehr gezählt. Man konnte damals in Neapel wie in Rom mit einigen guten, nicht beflügelten, aber beschwerten Worten viel erlangen, und wir erlangten vom Unternehmer, allen mitfahrenden Engländern zum Trotze, daß die Post etwas später abfahren solle und auf einem Wege, der uns entgegenkam. Machten wir uns also reisefertig, aßen zu Abend, um 10 Uhr saßen wir wieder im Wagen, und jubelten jedem Aufblitzen des Berges entgegen. In Resina fanden wir Pferde noch gesattelt, Führer wach, und so ging's mit Fackeln rasch hinauf. Eine Stunde nach Mitternacht waren wir auf dem hohen Rande des äußern Kraters. Die Ausbrüche geschahen in Zwischenräumen von einer halben bis zu zwei Minuten, die Feuersäule mochte ein 300 Fuß steigen, bestand aus Lava, glühenden Steinen, rothglühendem Rauch, und fiel theils auf den innern Kegel nieder, von welchem dann die feurigen Wogen langsam hinabrollten, theils sogleich in den äußern Krater, der wie ein stiller Feuersee hier und da sich schon schwärzte, nur aus den Spalten zuckten Flämmchen. Wir lagen in unsere Mäntel gehüllt in voller Sicherheit am entgegengesetzten Rande des Kraters und sahen in die feurige Fontaine wie in ein wundervolles Feuerwerk. Doch sei's durch die Größe, sei's durch den

Gedanken dabei, lag etwas Hohes und Feierliches darin, als wenn uns Gott im Feuerbusch erschiene. Das Morgenroth dämmerte schon über dem Meer, als einer den andern zum Aufbruche mahnte, und doch immer wenigstens noch einmal das Aufsteigen des Feuerquells sehen wollte.*) Wir hatten Neapel noch nicht erreicht, als die Post uns entgegenkam, und wir aus dem einen Wagen in den andern sprangen.

Die Rückkehr nach Rom, das uns jetzt so vertraulich ansah wie eine Heimat, galt zunächst einer Wanderung zu Pferd und zu Esel durchs Gebirge bis Olevano, wo jetzt die Bäume grünten und die Nachtigallen den vollen Frühling ankündigten. Dann kam die heilige Woche mit ihren Feierlichkeiten. Wir hatten den Segen des armen Pius VIII. dahin, der ihn fast schon sterbend ertheilte, der Stadt und der Welt. Auch das Feuerwerk, dessen Gerüste damals noch das alte Kaisergrab, die Engelsburg, und dem selbst die Vergleichung mit dem Vesuv keinen Schaden that, war verloschen. Wir saßen am Abende des zweiten Ostertages noch mit Landsleuten zusammen, es sollte um Mitternacht wieder nach Neapel gehen.

---

*) Ich habe zufällig in den letzten Apriltagen 1872 den Ausbruch mit erlebt, der schon vom Gestade aus in seiner furchtbaren Schönheit viel großartiger aussah, während die Erde wie vom wilden Schlachtendonner unter uns bebte. Aber das war nicht das rein ästhetische Gefühl wie 1830, es war der Weltgeist in seinem zerstörenden Schrecken, der sich kundthat, und nach der erhabenen Tragödie des Berges und des Himmels darüber wie in Flammen drei Nächte durch, mit seinem langweiligen Aschenregen drei Tage lang über die Fluren von Neapel ihren Frühling zu Grunde richtete.

Kurz vorher waren wir eines Nachmittags mit einer Malerin, der Witwe des böhmiſchen Componiſten Lauska, jenſeit des Tiber in der Villa auf Monte Mario. Unter uns lag, von Cypreſſen umrahmt, die hehre Stadt wie das neue Jeruſalem, rechts in der Ferne ein Silberſtreif des Meeres, links und im weiten Umkreiſe das Latiner- und Sabinergebirg, über den letzten noch beſchneiten Gipfeln und über dem dunkeln Grün der Vorberge durchſichtiger blauer Duft. Als die Sonne tiefer ſank, lag die Landſchaft wie in Verklärung. Die Malerin verlangte hinabzuſteigen, bevor die Sonne untergehe, denn dies allmähliche Verlöſchen eines ſchönen lichten Bildes thue ihr weh. Ich ſtimmte ihr bei, daß auch ich vom Schönſten und Liebſten am liebſten ſcheiden möchte in voller Lebensherrlichkeit. „So möchte ich auch Rom in ſolcher Verklärung ſehen, wenn ich bald nun ſcheide und weiß, daß ich es nie wiederſehen werde.“ — „Aber macht Sie der Gedanke, niemals nach Italien zurückzukehren, nicht jetzt ſchon traurig?“ ſagte die Lauska, „ich hätte das nicht ertragen, wenn ich nicht die Hoffnung wiederzukommen mit mir genommen hätte; ſie hat mich nicht getäuſcht, und als ich wiederkam, war es nicht mehr der erſte Jubel, aber die volle Freude das bereits Liebgewonnene und mit theuern Erinnerungen Verbundene wiederzuſehen.“ Ich erwiderte, daß mich das ſo wenig traurig mache, als dieſelbe Gewißheit das irdiſche Leben nicht noch einmal erleben zu können, wol aber eifrig und friſch, das Leben auf Erden und in Italien recht und ganz zu durchleben.

Ich dachte damals nicht daran, daß mir noch manches-

mal, wenn auch nur auf Ferienbesuchen, vergönnt sein würde wiederzukehren, bald allein, bald mit geliebten Menschen, und werthe Freunde dort wiederzufinden, sodaß die Zusammenstellung nur paradox klingt, mir aber so natürlich ist zu sagen, daß von allen Orten der Welt mir die liebsten sind Jena und Rom.

Als wir am 16. April in die Gondel stiegen, die zum Dampfboote führte, wurden uns riesenhafte Sträuße von Rosen und Orangenblüten angeboten, die wir der jungen Frau Giulietta und ihrer Schwester Carolina brachten. Der Neuvermählte, Herr Pfister, ein junger Schweizer, Compagnon eines Handelshauses in Palermo, sah danach aus, daß ihm die holde Frau zu gönnen war, und so nahmen wir schon unser Theil daran, als bei der Abfahrt aus dem Hafen von Neapel vom Dache des väterlichen Hauses der Schwestern die weißen Tücher winkten und durch unser Fernrohr die Winkenden erkannt wurden. Die See war freundlich und voll Licht, in der Nacht spülten die Wellen phosphorartig am Kiel. Wir hatten bestellt, daß wir rechtzeitig aus unsern Bettschränken geholt wurden, die Sonne stieg glutroth aus dem Meer, es war ein Sonntagsmorgen, der dunkle Gipfel des Aetna mit seinem Schneegürtel erhob sich, allmählich die ganze Bergkette der Nordküste. Ich dachte daran, wie dem kühnen Hohenstaufen das Herz geschlagen haben mag, als diese blauen Berge vor ihm aufstiegen, und er die Insel, um welche Griechenland, Afrika und Rom jahrhundertelang geworben und gekämpft haben, sein nannte als die Mitgabe eines Herzens, das seiner harrend die Berechnung

der Politik durch ein höheres Gefühl adelte. Wer ihm damals gesagt hätte, daß im Kampfe um den Besitz dieses Landes der letzte seines Stammes auf dem Blutgerüst enden werde! Jetzt war auch der Monte Pellegrino hervorgetreten, an dessen Fuße Palermo ausgebreitet liegt. Der junge Ehemann zeigte seiner Frau die Fenster seines Hauses durch das Fernglas, und in dem fremden schönen Lande haben wir am nächsten Abende, als das junge Paar zum erstenmal auf dem eigenen Herde Feuer anmachte, mit ihnen zu Abend gegessen, und die Gläser mit dem feurigen Marsala klangen auf lange glückliche Tage und glückliche Nächte.

Wir nahmen für den ganzen Weg um die Insel herum bis Messina zwei Reitpferde für uns, eins für einen wohlempfohlenen Führer und ein Thier fürs Gepäck, auf dem auch der Treiber gern seine ruhige Stätte suchte. So sind wir vier Wochen durch dieses Wunderland gezogen, bald hart am Strande, bald über steile Berge, auf Fußwegen, mitunter ganz ohne Weg, meist ohne Gasthöfe, aber durch den Führer, der alle Gelegenheit kannte, insgemein gut versorgt. Auch hatten wir vom hannoverschen Gesandten in Rom, dem Sohne von Werther's Lotte, eine offene Empfehlung als Professori del' antichità da Lipsia an sämmtliche englische Consuln und Viceconsuln der Insel, die uns besonders mit Wein, wo er sich sonst am Orte schlecht erfand, gastlich versorgt haben. Dazu hatten wir uns mit echtem Thee versehen, und als wir eines Abends in Agrigent von den Göttertempeln zurückkamen, ward es einem Engländer, Henry Robinson, der die Insel von

der entgegengesetzten Seite aus durchwanderte, ganz behaglich am nordischen Theetische. Er war mir der erste lebendige Mund, der von der großen Geisterzusammenkunft erzählte, die er am Anfange des Jahrhunderts in der großen Stadt Weimar-Jena mit erlebt hatte, und wie er unlängst die Stätte seines Jugendglücks wieder besucht hat, kam seine Rede auch auf das dermalige Jena, wie dort aus der hohen Zeit noch einige Trümmer beständen, das Frommann'sche Haus mit seinem Abendcirkel, der alte Knebel und Frau von Wolzogen, deren literarischen Nachlaß zu ordnen mir nachmals zufiel. In seiner Erzählung traten Personen und Verhältnisse hervor, in welche ich erwarten konnte, jetzt so fern, bald verflochten zu sein. Als ich dann einsam in der Nacht auf dem Altan stand, streifte mir allerlei durch den Kopf von dem, woran sich in der neuen Heimat freundlich anzuschließen sei, oder was aus vorhandenen glücklichen Elementen begründet werden könne, bis ich lächelnd über diese vaterländischen Luftschlösser bemerkte, daß der Concordientempel in der Dämmerung des ersten Mondviertels als etwas Wirkliches vor mir liege, auch das Meer fast leuchtend heranrausche von der afrikanischen Küste her und daß ich auf griechischem Boden stand.

Ein zeitgenössischer Philosoph hat den Agrigentern nachgesagt: sie schmausten, als wenn sie morgen sterben, und bauten, als wenn sie ewig leben wollten. Es sollte ein Vorwurf sein, wenigstens ist es mir damals, da ich als ein kleiner Lateiner diesen Spruch in Gedicke's Lesebuch übersetzte, dafür erklärt worden. Jetzt fand ich doch,

daß die Zeit ihnen recht gegeben hat. Sie haben des Lebens Vergänglichkeit bedenkend gelebt in Herrlichkeit und Freude, bevor sie untergingen am nächsten Morgen. In ihren Bauwerken leben sie heut noch fort, und da diese Denkmale der Schönheit, Kraft und Frömmigkeit nun leicht noch auf ferne Jahrtausende gelangen können, so wäre dies hinreichend für dasjenige, was man so auf Erden ewig zu nennen pflegt. Wir aber führten das schönste Naturleben im hohen Frühlinge, fast aus jedem Myrtenbusche klang eine Nachtigall, der Lauf jeder Wasserrinne aus den Bergen war durch eine Guirlande rothblühenden Oleanders bezeichnet, die Aloe trieb bereits kräftig die Blütenstengel und mußte man hinreiten an Cactusmauern, so galt es, sich wohl zu verwahren vor ihren zarten Stacheln, die einmal gestreift nicht ruhten, bis sie durch Rock und Hemd gedrungen. Da Hermann, von den Blattern immer noch etwas angegriffen, das lange Reiten nicht durchführen konnte, fand sich eine antike Fortbewegungsmaschine, eine Lectica, welche in einer Gabel von einem Maulthiere vorn, von einem hinten getragen wurde, daneben ritt ein Treiber mit einer Art Pike. So waren wir bis auf sieben Thiere gesteigert. Die Sänfte hatte zwei Sitze einander gegenüber, doch habe ich nur zur Unterhaltung mich zuweilen hineingesetzt, und bin meist träumerisch unter den Erinnerungen dessen, was auf diesem welthistorischen Boden geschehen ist, durch all die Herrlichkeit geritten, seltsamerweise viel weniger poetisch angeregt als voll politischer Gedanken, wie dieser verödete Garten Gottes auch wieder das Vaterland eines reichen und glücklichen Volks werden

könnte, wozu es noch heute eben nur eine Berechtigung und Möglichkeit gewonnen hat. Ist das Ringen nach dem Privatreichthum des Einzelnen, wo er nicht durch hohe Zwecke geadelt wird, immer etwas Kleinliches, so ist die Sorge um den Reichthum eines Volks einer königlichen Seele werth, denn eine gewisse Blüte des geistigen Lebens ist ohne solchen Nationalreichthum gar nicht denkbar.

Den Aetna mußte ich allein besteigen mit Führer und Maulthiertreiber, fast zwei Tage in tiefer Einsamkeit. Von Agrigent aus hatten wir einen Zipfel der Insel nach Syrakus durchschnitten, und hier am äußersten Ziele unserer Wanderschaft konnte ich mir doch die Freude nicht bergen, daß es nun heimwärts ging. Von Messina sind wir mit dem Dampfschiff nach Palermo gefahren und trafen unser junges Paar noch in den Flitterwochen. Als wir am letzten Mittag bei ihnen aßen, kam an den Tag, daß die kleine Carolina sehr geschickt porträtire, sie hatte Lust und begann meinen Kopf zu zeichnen. Aber das Werk war noch nicht weit gediehen, als die Sonne unterging. Da wurde besprochen, am nächsten Morgen ein paar Stunden Schlaf daranzugeben, um 9 Uhr ging das Dampfschiff nach Neapel ab. Hermann war so freundlich alles zu versorgen, sodaß ich erst auf dem Schiffe ihn treffen sollte. Es war ein klar aufgehender Morgen, als ich durch die noch stillen Straßen von Palermo ging, und so wohlgemuth, daß ich sogar einem Priester, der sich früh aufgemacht hatte, zur Befreiung der armen sicilianischen Seelen aus dem Fegfeuer zu betteln, mein Scherflein spendete. Unsere Malersitzung selbst konnte für ein hüb-

ſches Bild gelten. Die tiefe Einſamkeit des Morgens, die Sonne war noch nicht lange heraufgeſtiegen aus dem Meer, das jenſeit der Terraſſe hinter Blumentöpfen ſtill und blau vor uns lag zwiſchen den dunkeln Vorgebirgen. Wir ſaßen an der offenen Thür, die auf die Terraſſe hinausging. Die Kleine mit dem Reißbrete vor mir, ich ein Wanderer, der nach kurzer Friſt ſcheiden mußte über die See auf Nimmerwiederſehen. Hinter uns das kleine Zimmer, ſo recht blank und zierlich, wie man ſich eine deutſche Mädchenſtube denkt, im Hintergrunde einer Niſche ein weißes Bett, weiter vorn eine Toilette mit einigen Büchern und Blumen. Wir waren fleißig genug, aber die neunte Stunde kam plötzlich heran, nur noch ein paar Striche wollte ſie machen, dann werde ſich's wol aus dem Gedächtniß vollenden laſſen. Man ſah die ſchwarze Dampfwolke ſchon über das Schiff hinziehen, ich ſprang in die Gondel, beſchwor die Schiffer zu rudern was ſie konnten, kaum war ich am Bord des Dampfers, da fuhr er zum Hafen hinaus.

Jenes glückliche Ehepaar iſt nach einem Jahre an der Cholera geſtorben. Auch Carolina jung dahingegangen. Als ich 1859 in Neapel war, fand ich Herrn Pfiſter, den Sohn dieſer Ehe, an der Spitze eines großen Geſchäfts daſelbſt, und ich konnte ihm erzählen von guten Tagen ſeiner Aeltern. So ſchwindet der einzelne Menſch, etwas länger beſteht ein Geſchlecht.

In Neapel lagen Briefe aus der Heimat. Der Fremd erzählte mir, ſeine Schweſter, die Madame, ſolle ein ſüdliches Seebad nehmen in Nizza oder Genua, Pauline

werde mitgehen, der Bruder, ein noch ſehr junges Blut, ſie dorthin geleiten. Er ſelbſt wünſche noch ein Jahr in Italien zu bleiben und habe den Schweſtern vorgeſchlagen, den Herbſt in Florenz, den Winter in Rom, den Frühling wieder in Neapel mit ihm zu leben. Das erſchien mir eine Tücke des Schickſals, erſt ich in Italien, dann ſie, während beide zuſammen der Himmel auf Erden geweſen wäre, und ich an Jena verpfändet! eine Tücke, gegen welche ich noch dazu gar nichts vermochte, hatte ich doch ſelbſt mit meinen Briefen die Luſt dazu angefacht, und klagte nun mit vergeblichem Egoismus in meinem Herzen: ach wäre ſie doch ein Nähtermädchen, und müßte zu Hauſe bleiben! Bei dem Freunde konnte ich mir auch keinen Troſt holen, denn allein in dieſer Angelegenheit hatte ich kein Vertrauen zu ihm. Noch in Leipzig hatte ich einmal in ſcherzender Uebertreibung ihm nachgeſagt: er habe ſeine Schweſtern ſehr lieb, nur das kränke ihn mitunter, daß ſie weiblichen Geſchlechts ſeien. Doch war er von ſelbſt ſo billig einzuſehen, daß ich die Reiſenden unterwegs begrüßen müſſe, und gab mir genau ihren Reiſeplan, ſelbſt mit einem Kärtchen, das er dazu zeichnete.

So ſchied ich in Neapel von dem theuern Wandergenoſſen, ein Schiff beſteigend, das unmittelbar nach Genua ging, mit der Berechnung, die Liebſte am Eingange der Schweiz zu treffen. Es waren die Pfingſtfeiertage, die Nächte ſo warm, daß jedermann ſeine Matratze aufs Deck brachte, und die Engländerinnen zwiſchen den Schlafenden umherſtiegen. Der evangeliſche Prediger Vallette war mit uns, wir baten ihn am zweiten Feiertage einen Gottes-

dienſt zu halten, da viele Proteſtanten aus allerlei Volk auf dem Schiffe waren. Er hat franzöſiſch gar erbaulich gepredigt, das Lied in einzelnen Verszeilen vorgeſagt, Katholiken haben wol auch theilgenommen, die Schiffsmannſchaft, wer Zeit hatte, ſtand ehrerbietig herum. Dann bin ich über Mailand und den Lago maggiore gefahren, über den Gotthard zu Fuß, mein Gepäck hatte ich in Rom, anderes in Neapel gelaſſen, weiter durch die Schweiz bald geritten, bald gegangen, einen Tag vor dem Termin war ich in Schaffhauſen, hier als Wegelagerer die Freunde zu erwarten.

Den Rheinfall mochte ich nicht ſehen ohne ſie. Den nächſten Nachmittag bin ich mit dem wackern Pfarrer Pfiſter, dem ich die Grüße ſeines Bruders aus Palermo brachte, nach einer andern Seite hin über Land gegangen. Als ich gegen Abend zurückkehrte und im Hotel nachfrug, war die Antwort: kürzlich iſt ein Reiſewagen mit zwei jungen blonden Damen vorübergefahren nach dem untern Hotel. Ich eilte hin, ſie waren's, ich rief ins Zimmer hinein: „Guten Tag, Philippchen!" Es war der bekannte Scherz vom Vielliebchen mit der zuſammengegeſſenen Doppelmandel, und beſtimmt, daß die Wette erſt nach der Rückkehr aus Italien ausgemacht werde. Ich hatte ſie gewonnen. Das war ein glücklicher Abend, in erſter Wiederſehensfreude ein Fragen und Erzählen. Am nächſten Morgen fuhren wir zum Rheinfall, unterhalb des Schlößchens iſt wie ein Altan faſt in den Sturz hineingebaut, da ſtand ich mit ihr und durfte ſie feſthalten auf den zitternden Bretern. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß ich umkehrend

einige Tage mit ihnen durch die Schweiz zöge. Gegen Mittag fuhren wir nach Conſtanz. Pauline war die holde Güte ſelbſt, doch als wir einen Moment allein waren, ſagte ſie mit trübem Ernſte: „In Leipzig hat ſich viel Feindſeliges gegen Sie erhoben, man hat verſucht mich irre zumachen, es konnte das nicht gelingen, doch hat es mich geängſtet.“ Ich habe nachmals erfahren, es iſt zunächſt von dem dortigen pietiſtiſchen Kreiſe ausgegangen, der wol im Groll über das, was ich gegen Profeſſor Hahn vollbracht, mir das herrliche Geſchöpf nicht gönnte. Zumal war bis in das Innere der Familie die Behauptung gedrungen, und durch einige misdeutete, weiter getragene Stellen der Briefe bekräftigt worden, daß ich um die jüngere werbend die ältere Schweſter liebte. Ich ſah da unerwartet und drohend eine Wolke heraufziehen, doch hatten wir nicht Zeit noch Neigung weiter davon zu reden; ich freute mich nur des Glücks der Gegenwart.

Wir fuhren gegen Abend in offener Barke auf den See hinaus, wurden von einem Gewitter überfallen und tüchtig eingeweicht. Man hatte ſich trocken angezogen und behaglich das Abendbrot gegeſſen, als ich ihr noch die letzten Briefe aus Sicilien übergab, und wir aus dem Salon in ihr Zimmer daneben traten, um ſie zu den andern zu legen. Die Blätter lagen in einer zierlichen grünen Mappe. Pauline ſagte: „Nicht wahr? Sie laſſen mir allein die Briefe, nicht der Schweſter!“ Ich erwiderte: „Sie wiſſen es ja, daß ſie allein an Sie geſchrieben ſind, meine künftige, meine ewige Geliebte!“ Sie zuckte zuſammen wie damals, als ich um die Locke bat, ſie habe

viel gelitten über vormaliger Unklarheit, ſie hab' es den Verhältniſſen, ſie hab' es der Freundin ſelbſt zugeſagt, allen zur Beruhigung, frei nach Italien zu gehen; ſie komme ja wieder mit demſelben Herzen, ich möge noch einmal ſchweigend ihr vertrauen. Mir war es doch klar: „Wenn wir jetzt, frei wie wir ſind, uns nicht unauflöslich aneinander geben, die feindſeligen Elemente werden ſich zwiſchen uns drängen, wir werden einander verloren gehen!“ Da ſank ſie weinend, eine Braut, in meine Arme.

Am Morgen war jedes Wölkchen von der klaren Stirn verzogen, es begannen ſelige Tage, wie ein Menſch auf Erden ſie nur erleben kann. Die Geſchwiſter ließen uns freundlich gewähren, über das Geheimniß dieſes Glücks bis zur Heimkehr aus Italien waren wir einverſtanden. In Zürich ließen die Damen ſich dunkelgrüne Reitkleider machen, ein wenig nach der Phantaſie conſtruirt, auch ich und der Bruder ſchafften uns etwas der Art an. Der Reiſewagen wurde mit dem Kammermädchen nach Bern geſandt, wir fuhren auf dem Züricher-, auf dem Zugerſee, übernachteten auf dem Rigi, und die Sonne ging uns auf über dem Kranze der Hochalpen. Das Jubelfeſt der Augsburgiſchen Confeſſion haben wir auf dem Vierwaldſtätterſee und in Altdorf gehalten, von da ins Berner Oberland. Die hohe Jungfrau, an der wir auf der Wengernalp vorüberzogen, als in der Ferne eine Lawine donnerte, glänzte im Sonnenſchein. Wir wanderten meiſt zu Pferde in kleinen Touren, fühlte ſich die Ueberfülle des Glücks in ſtiller Rührung, ſo machte ſich's doch auch Luft zumal für die andern in Scherzen und Schelmereien;

auch die jenaiſchen Studenten, die meiner harrten, wurden mir fleißig vors Gewiſſen gehalten. Bis Bern wollte ich die Geliebte begleiten, da noch ein Tag im ſüßen Gemiſch von Wehmuth und Wonne, dann der Abſchied! —

Als ich Sonntag früh mit der Eilpoſt nach Tübingen kam, habe ich noch einmal friedlich und freundlich geſehen, was dort mir einſt lieb war und die andern Freunde. In Stuttgart fand ich an einem Schaufenſter die Genoſſen von Hohenasperg in drei Gruppen Steindruck ausgeſtellt, und kaufte ſie mir. Von da in Einem Zuge bis Leipzig, wo ich mein ganzes Beſitzthum in einer mäßigen Bücherkiſte treu bewahrt vorfand, und mit dem holden Geheimniß im Herzen auch zweifelhaft gewordene Freunde leicht gutmüthig begrüßen konnte. Unſere Reiterquadrille aus dem Berner Oberlande war doch durch Bekannte, die uns dort begegneten, bereits verlautet. Dann noch ein Tag bei der Mutter, der ich's vertrauen durfte, daß ich übers Jahr mit Gottes Hülfe ihr ein liebes Töchterchen bringen werde.

Das glückliche Gefühl, daß ſie mein war die ferne Geliebte, mein ſelbſt in tauſend Erinnerungen des ſchönen Landes, darin ſie jetzt wandelte, war doch vorherrſchend geworden, zugleich mit der vollen Freudigkeit zur Rückkehr in das gelehrte akademiſche Tagewerk. Es war am 15. Juli 1830, die Sonne neigte ſich bereits in die Berge, als ich auf einem Einſpänner in den Saalgrund herabfuhr, und vor mir lag die kleine ruhmvolle Stadt meiner Zukunft.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

RETURN TO ➡ CIRCULATION DEPARTMENT
202 Main Library
642-3403

LOAN PERIOD 1 HOME USE	2	3
4		6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
1-month loans may be renewed by calling 642-3405
6-month loans may be recharged by bringing books to Circulation De:
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

INTERLIBRARY LOAN
JUN 24 1977
UNIV. OF CALIF., BERK.

INTERLIBRARY LOAN
DEC 9 1980
UNIV. OF CALIF., BERK.

FORM NO. DD 6, 40m, 6'76

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720

73023
BX4827
H34A2

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY